

A photograph of a swampy forest. The water is shallow and reflects the surrounding trees and sky. There are many fallen branches and logs scattered throughout the water. The ground is covered in green moss and small plants. The trees are mostly bare, suggesting a late autumn or winter setting. The overall atmosphere is quiet and somewhat desolate.

ULF HARENDARSKI / JOSCHKA BRIESE HG.

KRAFT UND SIGNIFIKANZ

**KULTURSEMIOTISCHE BETRACHTUNGEN ALLTÄGLICHER
DARSTELLUNGEN IN DER SPRACHBASIERTEN SEMIOSE**

vz kf www.kultursemiotik.com

Virtuelles Zentrum für kultursemiotische Forschung
Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik | Online

Virtuelles Zentrum für kultursemiotische Forschung
Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik

Hrsg. v. Martin Nies

Online | No. 13/2024

Ulf Harendarski / Joschka Briese (Hg.)

Kraft und Signifikanz

Kultursemiotische Betrachtungen alltäglicher Darstellungen in der sprachbasierten Semiose

Umschlaggestaltung:
Martin Nies, unter Verwendung einer Fotografie von Ulf Harendarski

Inhalt

Vorwort	5
Kraft und Signifikanz. Kultursemiotische Betrachtungen alltäglicher Darstellungen in der sprachbasierten Semiose <i>Ulf Harendarski und Joschka Briese</i>	
Signifikanz der Melancholie	19
Zur diskursiven Konstitution Leonard Cohens <i>Tiziana Hallmann</i>	
Von gefallen Helden	59
Mythologische Umschriften und ihre semiotisierende Kraft <i>Luc Dettmann</i>	
Sprachliche Konstitutionen von Drittpersonalität	113
Eine semantisch/pragmatische Analyse von distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte <i>Tom Kitzerow</i>	
Spuren diskursiver Interpretationsprozesse	135
Für ein elaboriertes Konzept von Signifikanz <i>Joschka Briese</i>	
Impressum	

Vorwort

Kraft und Signifikanz. Kultursemiotische Betrachtungen alltäglicher Darstellungen in der sprachbasierten Semiose

Ulf Harendarski und Joschka Briese

Auf dem Titelblatt dieses Heftes ist ein kleiner Ausschnitt eines gut bewässerten Moors zu sehen. Das Foto *zeigt* zwar, doch es veranlasst keine mehrfach adressierte Semiose. Es ist nicht einmal dokumentarisch, denn dafür bräuchte es situierende Daten oder einen Aspekt des Wiedererkennens. Daher sagt es eben weiter nichts aus, zumal keines der erkennbaren Details der Kognition einen Anlass bietet, in Interpretationen einzusteigen. Nichts ist vor dem Hintergrund enzyklopädischen, kulturellen oder sprachlichen Wissens *signifikant*, allenfalls erkennt das kundige Auge die eine oder andere Pflanzenart wieder. Erst begleitende Fragen, erläuternde Kontextinformationen, kurzum zusätzliche textuelle Rahmungen würden in semiotischer Hinsicht etwas verändern. Naturkräfte haben die sichtbare Struktur der Abbildung zwar geformt, die kulturell-kognitive Kraft der Konvention fehlt aber weitgehend.

Seit jeher ist es interessant zu beobachten, wenn sich und wie sich sprachliche Darstellungen von Personen, Sachverhalten, Szenerien und Ereignissen unterschiedlichster Art auf sehr ähnliche Weise mythologisch, narrativ oder einfach nur textuell in öffentlichen Diskursen einstellen.¹ Doch nicht auf formaler Ebene wie der von Syntagmen auf Satzebene muss nach entsprechenden Spuren gesucht werden. Denn den Erkenntnissen dieses Heftes zufolge dürfte es sich kaum um Oberflächenerscheinungen handeln. Semiotisch gesehen liegt der Unterschied solcher im weiteren Sinne mythologischer oder ähnlicher textueller Zeichen strukturell etwas tiefer, ohne aber schon als systematisch gelten zu können oder als isolierbare, relationierbare Elemente auf sprachlicher Handlungsebene aufzutau-chen. Wird semiotisch-pragmatisch und nicht diskursanalytisch gefragt, dann kann einer Spur gefolgt werden, die offenbar zu Gründen für bestimmte

¹ Der hier reklamierte Diskursbegriff ist einfach und bezieht sich eher vage auf „Öffentlichkeit“. Es geht um ausdifferenzierte, kommunikative öffentliche Routinen, die sich insofern zu semiotischen Entlastungen ausbilden oder ausgebildet haben, als dass interlokutiv Handelnde auch neue Informationen als formal oder sogar funktional bekannt und also ›diskursiv‹ schon situiert verstehen können.

Zeichenformationen führen dürfte, welche sich wohl nicht zur Deckung mit etwaigen Frames oder dergleichen bringen lassen, weil vor allem Kraft und Signifikanz in ein besonderes Verhältnis treten, das selbst in genau derselben Anordnung nicht bei allen semiotischen Prozessen auf die fragliche Weise funktioniert. Semantische Prinzipien wie einfach nur Konnotationen oder Begriffsrelationen als Dynamik dahinter zu vermuten, scheidet daher auf dem Weg zu möglichen Analysen aus. Semantische Relationen spielen zwar eine Rolle, wie am Beispiel der antonymischen Beziehung hoch-tief im Zusammenhang mit mythologisch eingefärbten Narrationen leicht illustriert werden kann: Wenn etwas hoch ist, so verbindet sich damit kognitiv kaum die Erwartung, dass es bald tief sein wird. Erst wenn andere als Kopulaverben hinzugefügt werden, ändert sich das. Es muss schon der Bedeutungsaspekt des Fliegens (steigen, schweben usw.) dazukommen. Denn natürlich gilt, dass das, was *hochfliegt*, auch *tief* fallen oder einfach nur absinken muss, irgendwann. Aus semantischen Gründen erzeugt die Beschreibung von etwas, das in der Luft steigt, die Erwartung, dass es wieder fällt. Diese Erwartung ist also *kraftvoll*. Infolgedessen steht das Eintretende, nicht Eintretende oder zu spät Eintretende (usw.) *Fallen* dann in einer Relation zu ihr. Aber es ist auch dies: es ist signifikant (in Hinsicht auf „hochsteigen“) und das später Eintretende Fallen wird es ebenfalls sein. Was signifikant ist, ist es in Hinsicht auf bestimmte, ja auf besondere Relationen zu anderen Zeichen. Denn nicht alles muss bekanntlich fallen, wenn es einmal gestiegen ist – Gase beispielsweise. Doch Helden müssen.

Die Autor*innen dieses Heftes ließen sich auf ganz unterschiedliche Weise vom Verhältnis dreier Begriffe oder dem, was diese auszeichnet, antreiben. Die drei – und wieder sind es drei² – nahe beieinander liegenden Begriffe sind aus semiotisch-linguistischer Sicht trennscharf zu unterscheiden: ›Signifikation‹, ›Signifikanz‹ und ›Kraft‹. Da Zeichen-Prozesse und ihre Auslöser im Zentrum des Interesses stehen, wird der Begriff ›Signifikation‹ gewissermaßen als Ergebnis solcher Prozesse zwar einbezogen, aber er wird deutlich geringer gewichtet, was auch am Fokus dieses Heftes liegt. Es ist eher auf pragmatische Zeichenprozesse und analytisch vor allem auf Sprache in Texten ausgerichtet. Denn ›Signifikation‹ ordnen wir einem eher strukturalistischen Paradigma zu.³ Zur Herleitung der Begriffe ›Kraft‹ und vor allem ›Signifikanz‹ ist ›Signifikation‹ jedoch nicht ganz unerheblich und es wird sich zeigen, dass er durchaus in Hinsicht auf Dynamik „gelesen“ werden kann. Alle drei haben ehrwürdige Traditionen in Semiotik und Sprachphilosophie, die Joschka Briese in seinem programmatischen Beitrag nutzt. Insbesondere ›Kraft‹ und ›Signifikanz‹ können auch als Chiffre für die Pragmatik-Semantik-

² Dies ist eine Anspielung auf klassisch semiotisches Denken seit Charles S. Peirce und mindestens ein kanonisch gewordenes Buch, das sich der Drei widmet: Umberto Eco/Thomas A. Sebeok (Hgg.), *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*. München 1985.

³ Vgl. aber Roland Posner, „Charles Morris and the Behavioral Foundations of Semiotics“. In: Martin Krampen (Hg.): *Classics of Semiotics*. Boston 1987, S. 30.

Der Begriff Signifikation im behavioristischen Sinne eines Charles Morris meint in etwa ‚bedeutungsvoll‘ oder noch etwas freier formuliert ‚interpretierbar‘. Das von Posner dort angeführte Beispiel ist diejenige Geste eines Akteurs, die zwar unwillkürlich geschieht, die aber sehr wohl für eine Rezeption intelligibel ist.

Schnittstelle dienen, stets ist mit ihnen ein Kipp-Punkt anvisiert. Ihr Bereich erstreckt sich von noch nicht wahrgenommen oder nicht schon verstanden zu verstandenem Zeichen auf Seiten der Prozesse. Analytisch ist damit die theoretische Region betroffen, die irgendwo zwischen Semantik und Pragmatik liegt.

Hier kommt es uns vor allem auf alltägliche mediale Kommunikationsprozesse an, bei denen sich eine denkwürdige, wie von unsichtbarer Hand geführte Semantik einstellt, sei es bei „Stars“ wie Leonard Cohen (1934-2016) oder Sportlern wie Boris Becker (s. Hallmann und Dettmann in diesem Heft), Jan Ulrich oder Lance Armstrong. Doch nicht alle geraten auf dieselbe Weise als „Figuren“ mit fest umrissenen, wenigen relevanten Eigenschaften in die öffentlichen Diskurse. Etwa zur selben Zeit wie Boris Becker, mit dem sich Luc Dettmann beschäftigt, machte Stefanie Graf ihre Profitenniskarriere und ist nach Zahlen mindestens doppelt so erfolgreich wie er. Sie eher mythologisch zu beschreiben scheint weniger attraktiv, vermutlich fehlen ihrem Verhalten die Auslöser der mythologischen oder eigenschaftsreduzierten Auskleidung des Berichtens über sie. Die Frage nach Signifikanz im Allgemeinen ist die danach, „warum etwas in der Semiose zum Zeichen wird und damit als *signifikant* gilt“, so Joschka Briese in diesem Heft.

Wie eine mythologische Überschreibung realer Personen, Orte und Ereignisse vor sich geht und analysiert werden kann, hat Luc Dettmann gezeigt (s. seinen Beitrag in diesem Heft). Da ist zunächst eine Person namens Boris Becker, geboren 1967, in jungen Jahren außerordentlich erfolgreicher deutscher Profisportler im Tennis, der seither immer mal wieder Gegenstand des boulevardesken Journalismus wird. Bislang wurde er im Abstand von 20 Jahren zweimal zu Bewährungs- oder Gefängnisstrafen wegen Steuerhinterziehung und Insolvenzdelikten verurteilt, zuletzt in London. Da gibt es gewiss Aspekte, die eine Gesellschaft an sich selbst nicht gern wahrnimmt und daher zu alternativen Erklärungsrahmen greift. Denn, das zeigt Dettmann deutlich, wenn mythologisch verfärbtes Berichten einmal eröffnet ist, sind von außerhalb schwer oder gar nicht verständliche Ereignisse und Verhaltensweisen weder schwer erklärlich noch geheimnisvoll, kurzum, es braucht offenbar nicht allzu genau recherchiert⁴ und begründet zu werden. Dieses Erzählen kann das *Warum* aus sich heraus erklären, ohne sich um gesellschaftliche oder psychosoziale Sachverhalte oder Kausalität zu sorgen. Daher gelangen z. B. solche Fragen gewiss nicht in Reichweite, was das eigentlich für Menschen sind, die unsere modernen Gesellschaften so „vergöttert“, was sie antreibt, wie es kommt, dass einige von ihnen offenbar unangemessene Vorstellungen des Rechtssystems haben und was das über diese Gesellschaften aussagt. Man denke etwa an Lance Armstrong, der in seinem Sport auf eine Weise und über einen Zeitraum betrogen hat, dass doch eine sehr breite Diskussion über Voraussetzungen sehr nahe liegen müsste, die je nach sachlicher Klärung u. U. als kriminell gelten könnten. Der mythologisch gefärbten Berichterstattung entgehen solche Fragen

⁴ Streng genommen ist es eine Unterstellung, dass in den besagten Fällen keine genauen Recherchen zugrunde lägen. Daher sei hiermit präzisiert: Wenn genaue Recherchen mit gut verfolgbaren Ereignisketten zugrunde liegen sollten, werden sie für die fragliche Art des Schreibens offenbar auf nur wenige Details und Ereignisse reduziert verwendet.

entweder ganz oder aber sie werden sozusagen folgerichtig in einen mythologischen Raum verpflanzt.

Dettmann untersucht den Zeitraum von Juli 2017 bis Mai 2022. Was in dieser Zeit mit Becker geschieht, werde in den untersuchten Zeitungstexten mythologisch dargestellt, nimmt dafür eigene Strukturen mit eigenen Nähe-, Orts-, Zeit- und Wirkverhältnissen an. Man kennt das: Der tiefe Fall des hoch fliegenden Helden. Dettmann geht die Untersuchung seines Gegenstandes mit dem Werkzeug der raumrelationalen symbolischen Ordnung Ernst Cassirers an, weshalb er nicht von *dem* Mythos als gewissermaßen kompletter Narration spricht, die Gründe für die sinnordnende Funktion aber auch nicht in isolierten Mythen sucht,⁵ die immer wieder realisiert werden. Dazu ist die mythologische Mélange der untersuchten Texte dann doch zu inkohärent, würfeln die journalistischen Autor*innen doch zu viel zu wild durcheinander. Während diskurstheoretisch-analytische Ansätze bisweilen mit dem Anspruch verbunden sind, rekonstruktiv-repräsentative Erkenntnisse über vergangene gesellschaftliche Bewusstseins- und Wissensstrukturen durch Sprache vermittelt erlangen zu können, die sie mit der Analyse von Aussagenstrukturen und Begriffen sowie Rückschlüssen auf semantische Frames erreichen, ist der Ansatz Dettmanns erkenntnistheoretisch deutlich zurückhaltender. Die Analyse richtet sich auf nicht bewusst perpetuierte, eher minimale, wiederkehrende Dynamiken kultursemiotischer Art, die aus dem raumsemiotisch-relationalen Ansatz Ernst Cassirers gewonnen werden können, wie Dettmann zeigen kann. Signifikant ist, was anzeigt, dass diese oder jene Berichterstattung an dieser oder jener Stelle nicht nach den Prinzipien von Repräsentation und Wahrheit gelesen werden. Die ›Räume‹ sind signifikant.

Einen entscheidenden methodischen Schritt davor setzt Tiziana Hallmann an (in diesem Heft), indem sie vermittelt eines kleinen Korpus journalistischer Texte herausarbeitet, dass sich iterative Zeichenrelationen schon anhand weniger, diskursiv signifikant gemachter Zuschreibungen medialer Figuren einstellen. Beim Musiker Leonhard Cohen sind es letztlich nur zwei solcher Merkmale, die zu kontinuierlicher und beinahe schon penetranter medialer Rekonstitution seiner Person führen: Melancholie und Stimme. Dass bereits so wenige Elemente ausreichen, um sich wiederholende oder jedenfalls einander stark ähnelnde Minimalrelationen in öffentlichen Diskursen hervorzubringen, gehört zu den faszinierenden Erkenntnissen des Beitrags.

Spätestens seit dem Strukturalismus und vor allem A. J. Greimas verfügt die Semiotik über definierte Unterscheidungen zwischen Bedeutung und ›Signifikation‹.⁶

Während Bedeutung aus strukturalistischer Perspektive systematisch und synchron verankert ist, kommt über ›Signifikation‹ eine Art von Dynamik hinzu, die die Verwirklichung von Substrukturen ermöglicht. Je nach theoretischer Perspektive läuft der Begriff der ›Signifikation‹ darauf hinaus, dass die abstrakte Bedeutung in Semiosen und ihren aktualen Relationen konkret und teils erweitert sowie

⁵ Claude Lévi-Strauss, *Structural Anthropology*. New York 1963, S. 211.

⁶ Algirdas Julien Greimas und Joseph Courtés, *Semiotics and Language. An Analytical Dictionary*. Bloomington 1982.

andernteils verengt wird, dabei also nicht ganz als dieselbe auftritt, was ein wenig an die Type-Token-Relation erinnert. Diese Relationen als Signifikation bringen eine Art elementare, eigene semantische Mikro-Struktur mit. Nicht alle semantischen Aspekte oder Elemente wie die strukturalistischen Seme gehen mit ins neu gebildete Zeichen. Welche das sind und welche nicht, ist äußerst schwer zu prognostizieren. Narrative Figuren beispielsweise können auf diese Art ihre je eigenen Eigenschaften gewinnen. In kognitivistischen Sprachtheorien der Tradition G. Fauconniers und M. Turner wird dieser Gedanke auf sprachliche Zeichenprozesse wie den der Metaphernbildung und andere kognitiv kreative Abläufe in wesentlichen Zügen ausgedehnt und gezeigt, wie zwei mentale Bereiche zu etwas Neuem vermischt werden.⁷ Was vormals je für sich Fisch und Frau war, wird zu Nixe (Fischfrau oder Fraufisch).⁸ Solche Prozesse (conceptual blending) sind auch für zeitliche und örtliche Verdichtungen ganz alltäglicher Zeichenprozesse bekannt, so dass Fauconnier und Turner zufolge eine gegenwärtige Philosophin in einem Seminar ihren imaginären Dialog mit Kant über den Ursprung menschlicher Vernunft vorführen kann, um ihre und Kants Position zu kontrastieren, ohne dass ihre Zuhörerschaft damit Probleme hätte: „How can reporting an argument with a dead man count as a sane expression of one’s philosophical position?“⁹

Schon lange vor den genannten Theorien hat E. Cassirer mit seiner Kulturphilosophie ein durchaus ähnliches Ziel mit einem ganz anderen Ansatz verfolgt. Seine Kulturphilosophie als Semiotik gründet allererst auf Relationen, die ›Kraft‹ ihrer Relationierung semiotische Räume bilden, die man sich als „symbolische Netze“ vorstellen kann. Insbesondere der mythische Raum ist aus einem kognitivistischen Blickwinkel auf die Semiotik interessant und vielversprechend. „Wir können den Mythos nicht auf eine Anzahl fester, statischer Elemente reduzieren; wir müssen vielmehr versuchen, ihn in seiner Innenausstattung, in seiner Beweglichkeit und Vielseitigkeit, in seinem dynamischen Prinzip zu erkennen.“¹⁰ Aus diesem Prinzip geht in Cassirers Ansatz hervor, dass Zeit, Raum, Namen eine andere und nicht identisch wiederholbare Bedeutung haben können als außerhalb dieser Relationen, nur eben keine ganz und gar andere. Die Grunderkenntnis ist aber die, dass die Relationen als semiotische Räume sich nach Prinzipien anordnen und nicht ein jedes Ding eigens hineingebaut werden muss.

Seinerzeit hatte die Veröffentlichung des Buches von Alan D. Sokal und Jean Bricmont, *Eleganter Unsinn*,¹¹ eine diskursive Sprengkraft. Die Autoren wiesen einigen postmodernen Texten nach, insbesondere mathematische und physi-

⁷ Gilles Fauconnier und Mark Turner, „Mental Spaces: Conceptual integration network“. In: Dirk Geeraerts (Hg.): *Cognitive Linguistics: Basic Readings*. Berlin/Boston 2006, S. 303–371.

⁸ Vgl. dazu die sehr informative, knappe Einführung von Wolfgang Wildgen, *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. Berlin 2008.

⁹ Gilles Fauconnier und Mark Turner, *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind’s Hidden Complexities*. New York 2003, S. 60.

¹⁰ Ernst Cassirer, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Hamburg 2007, S. 122.

¹¹ Alan D. Sokal und Jean Bricmont, *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*. München 1999.

kalische Begriffe ohne deren klare Bedeutung aus ihrem angestammten Kontext gerissen und im Duktus der Informiertheit nicht selten in Texte eingewoben zu haben, die wenigstens in ihrer unmittelbaren, neuen textuellen Umgebung mehr oder weniger sinnfrei seien, „Unsinn“ also. Die daraus resultierende Mahnung, bedeutungsdefinitiv besonders umsichtig bei Begriffen zu sein, die aus den Naturwissenschaften und der Mathematik stammen oder dort gebräuchlich sind, wird bei der sprachtheoretischen Nutzung des Kraft-Begriffs allerdings seit langem beherzigt. Mehr noch, die Tradition dieses Begriffs geht auf Aristoteles zurück, der nicht nur in der physikalischen Welt der Körper und ihrer Bewegungen Kraft veranschlagte, sondern auch lebensweltlich.

Die erste und nachhaltigste analytische Scheidung als Grundlage gegenwärtiger Interpretationen des Kraft-Begriffs wird für den aktuellen sprachphilosophischen und -theoretischen Diskurs Gottlob Frege zugeschrieben. Es sind die analytischen Aspekte Kraft, Wahrsein und Fürwahrhalten, die der Unterscheidung zwischen kommunikativ-pragmatischer Funktion im Sinne der Kraft eines Zeichens, der Proposition und der propositionalen Einstellung als Handlung schon sehr ähneln.

Where there is an instance of holding true, there is that which is held true; that which is the truth if truth there is, or falsehood if there is not. An identifiable, countable that-which. And being held true is not part of being it. Where content is something one might hold true, force is not part of that whose content it is. Anyway, thus Frege. (...) In search of his appointed target, Frege's first move was to extract the logical from the psychological: being true (Wahrsein) from holding true (Fürwahrhalten), and to hold these firmly apart.¹²

Diese Trennung ist entscheidend und führt allmählich zu weiteren Fragen wie der, ob das Fürwahrhalten *zwingend* versprachlicht und vor allem mitgeteilt werden kann. Bemerkenswert ist auch die Herausstellung der psychologischen Ebene als sprachanalytisch zugänglich.

Während Freges Kraft-Begriff das Fürwahrhalten fokussiert, ist es insbesondere der Kraft-Begriff der Sprechakttheorie, der in der linguistischen Pragmatik angewandt wird und womöglich sogar deren Zentrum markiert. Die Annahme, dass mit dem Sagen von Äußerungen nicht nur etwas ausgesagt, sondern auch etwas getan wird (Performanz), beruht auf einer Vorstellung von Kraft. Die Illokutionen, also der interaktionale Handlungs- oder Vollzugsaspekt (nicht nur) sprachlicher Äußerungen,¹³ fußt auf kommunikativer Kraft (illocutionary force), während die Frage, ob die illokutionäre Kraft stets an ein signifikantes Element geknüpft ist (illocutionary point) zu allerlei weiteren Fragen nach Typizität führt: Wie viele Typen gibt es und sind sie sprachen- oder kulturabhängig usw. Es gilt dabei aber, dass

¹² Charles Travis, „Force and Content“, In: Gabriele M. Mras/Michael Schmitz (Hgg.): *Force, Content, and the Unity of the Proposition*. New York 2022, S. 17

¹³ Insofern können ein Händeschütteln, das Unterzeichnen eines Vertrags und eine Äußerung wie „Abgemacht!“ dieselbe Handlung sein.

kodifizierte Ausdrücke und Sätze als Handlungen verstanden werden, was sich nicht notwendigerweise aus der Ausdrucksform ergibt (z.B. indirekte Sprechakte multiplizieren diese Fragen nochmals).¹⁴

Der Ansatz der kommunikativen Kraft sprachlicher Äußerungen wird nicht von allen klassischen Autoren der Sprechakttheorie gleich veranschlagt. John Searle vermutet ihn in der zweckorientierten Intention der Sprecher*innen. Sie sei es, welche die Kraft von Sprechakten ausmache. John Austin hingegen orientiert seinen Kraft-Begriff an der kommunikativen Konvention und am kommunikativen Angebot, welches Sprecher*innen den Hörer*innen durch Äußerung unterbreiten und was von diesen angenommen werden kann (uptake).¹⁵

Freges, Searles und Austins Kraft-Begriffe unterscheiden sich hinsichtlich ihrer theoretischen oder kommunikativen Einbettung (Urteile des Fürwahrhaltens und Sprechakte) und der Gründe (Intention und Konvention). Sie betreffen aber alleamt einen theoretisch-performativen Aspekt. Kraft selbst ist nicht unmittelbar beobachtbar. Indem sie Wirkungen zeitigt, wird sie mittelbar beobachtbar und der Analyse zugänglich. Daraus ergibt sich das Potenzial zu erklären, wie bestimmte diskursive und sozial-kommunikative Dynamiken als wiederholbar erkannt und als typisiert begriffen werden können – sowohl in der Interaktion als auch theoretisch. Unsere Annahme ist, dass Kraft im lebensweltlichen Theorie- und Analyse-zusammenhang also nicht einfach über Wirkungen diagnostiziert werden kann, wie das etwa bei physikalischen Effekten der Fall ist. Wenn eine Kugel rollt, dann weil eine Kraft diese Bewegung bewirkt hat. Vielmehr müssen die „Wirkungen“ (Effekte) per Signifikanz in einen theoretischen Erklärungs-Rahmen eingebettet werden. Weder Intentionen noch von Sprecher*innen initiierte kommunikative Angebote sind zur Diagnose der Kraft analytisch hinreichend. Die impliziten diskursiven Normen (Wiederholbarkeit) sollten aus unserer Sicht zur Erfassung herangezogen werden. Sie tragen unabhängig von der semantischen Seite einer Äußerung – der Zeichenbedeutung – zur Gliederung von Zeichenprozessen bei, mehr noch, diese Gliederung folgt ihrer Kraft. Kraft zeichnet sich durch eine Art Vektor aus, der Handlungs- und Interpretationsprozesse in bestimmte Verlaufsrichtungen treibt, so dass sich dessen Spuren in Texten (und anderen Artefakten) wiederfinden lassen: Es kann also von einer ›Kraft‹ gesprochen werden, auch wenn diese nicht physikalisch ist. Vertextungs- und Beschreibungsmöglichkeiten – so die Annahme – werden quasi-automatisch vorgezeichnet. Diese quasi-automatische Verbindung führt zu spezifischen Versprachlichungen von Sachverhalten, Personen, Figuren oder Ereignissen in Textdarstellungen. Sie unterscheiden sich an erkennbaren Punkten von solchen Texten, die auf Konventionen basieren (und z.B. Thema-Rhema-Strukturen folgen). Während bei konventionalisierten Textverketten Anschlussmöglichkeiten an bestimmten Stellen offenbleiben und unterschiedliche Satz- bzw. Äußerungsanschlüsse möglich sind, erzeugt der hier angenommene diskursive Vektor ein verengtes Set an Anschlussmöglichkeiten für die

¹⁴ John R. Searle/Andreas Kemmerling, *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 2004, S. 51-79.

¹⁵ Marina Sbisà, „Uptake and Conventionality in Illocution.“ In: *Lodz Papers in Pragmatics* 5.1, 2009, S. 33-52.

jeweils weitere Vertextung. Dadurch kann erklärt werden, wie es bei der Beschreibung unterschiedlicher Situationen usw. immer wieder Übereinstimmungen geben kann, ohne dass diese systematisch vorgezeichnet wären.

Die Vektorisierung von Text- und Zeichenverkettungen setzt mit Signifikanz ein, sodass das Konzept der Signifikanz den Kraft-Begriff begleitet. Ausgangspunkt ist dabei die Setzung einer Zeichenemission bzw. einer Äußerung. Sobald eine Äußerung geäußert wird, ist sie prägnant, schon ihre Artikulation allein ist daher signifikant. Die Kombination der Begriffe Kraft und Signifikanz führt zur Folgerung, dass dieselbe Form in unterschiedlichen Handlungskontexten unterschiedlich signifikant und in mindestens zweierlei Hinsicht verschieden sein kann: entweder hinsichtlich der Handlung und / oder hinsichtlich der Interpretation. Als was eine Äußerung verstanden wird, verdankt sich ihrer Signifikanz in Relation zu Situation und Kontext.

Der Zeichenphilosoph Josef Simon hat sehr eindrücklich formuliert, erst die Frage nach der Bedeutung eines Zeichens zeige, dass es nicht verstanden wurde und mithin damit nach einem anderen Zeichen an seiner Stelle gefragt werde.¹⁶ Wir gehen hier mit einem vor allem pragmatischen Zugang noch einen Schritt weiter und folgen der traditionellen Differenz zwischen Bedeutung und Funktion. Dass eine Äußerung ein Zeichen ist, führt zur Frage ihres Gehaltes und ihrer pragmatischen Funktion. Bevor sich analytisch dieser Differenz genähert werden kann, bleibt doch die Erkenntnis, dass das Zeichen auf irgendeine Weise signifikant ist. Doch wie die Signifikanz dieser Äußerung theoretisch näher und vor allem differenzierter erfasst wird, kann offensichtlich auf mehrerlei Arten vor sich gehen: als Typus-Satz, als Exemplar-Satz, als Proposition, als implizierend, als implikatierend, als indirekt, als intendiert usw.

›Signifikanz‹ kann semiotisch als ein Begriff aufgefasst werden, der Indexikalität, Markiertheit, Prägnanz und Salienz erstens übergeordnet ist, und der zweitens deutlich allgemeiner sowie drittens flexibler als die vorgenannten ist. Denn er erfasst die Zeichenhaftigkeit in deren Mustern sich mögliche pragmatische und semantische Gehalte erfüllen können. Hiermit wird diskursiv nicht nur eine Differenz zwischen Zeichen und Nicht-Zeichen hergestellt. Die Erfüllung spezifischer Gehalte, welche es auch immer sein mögen, kann als vorgezeichnet gelten, z. B. als Verengung oder Erweiterung diskursiver Möglichkeiten. Mit dem Begriff Signifikanz lässt sich eine Metaperspektive auf ein schwieriges theoretisches Problem der Pragmatik einnehmen, nämlich in der Projektion zukünftiger Zeichenprozesse (z. B. als Blending oder Folgehandlung) sowohl quasi-automatische Folgezeichen zu erklären, sie aber nicht als kausal zu verstehen und damit die Möglichkeit alternativer Setzungen nicht auszuschließen.

Denn ›Signifikanz‹ als semiotischer Effekt ist nur in Relation zu einem übergeordneten systematischen Zusammenhang möglich (in Hinsicht auf), ganz gleich, ob ›Signifikanz‹ als sprachtheoretischer, kognitivistischer oder philosophischer Begriff usw. gekennzeichnet wird. Insofern berücksichtigt ein Blick auf diskursive

¹⁶ Josef Simon, *Philosophie des Zeichens*. Berlin/New York 1989, S. 41.

Praktiken und Semiosen durch die Linse der Signifikanz auch systematische Zusammenhänge. Diese haben nicht nur Einfluss auf die Konstitution von Signifikanz, sondern lassen sich aufgrund der Signifikanz auch erschließen. Signifikanz ist also kein monadisches Konzept, sondern verweist auf seine relationalen Beziehungen (und implizit auch auf die normativen Bedingungen ihres Entstehens).

Die einzelnen Artikel in kurzer Zusammenfassung

Kraft und Signifikanz spielen offenkundig in den Befunden des ersten Beitrags zu diesem Heft ineinander. Indem gezeigt wird, wie durch bestimmte semiotische Elemente bestimmte Ausdrucks- und Beschreibungsmuster forciert (*force*) werden, ist deren Funktion signifikant gesetzt. Alternativen sind zwar nicht zwingend auszuschließen, aber doch als wenig prägnant kaum mehr zu präferieren. Anhand ausgewählter Textbeispiele, die zu einem kleinen Analysekörper zusammengefasst wurden, legt Tiziana Hallmann im Beitrag „Signifikanz der Melancholie – Zur diskursiven Konstitution Leonard Cohens“ dar, wie und weshalb dem Künstler innerhalb journalistisch geprägter Diskurse Attribute wie „mystisch“, „melancholisch“ oder „düster“ vermehrt zugeschrieben werden. In diesem Zusammenhang interessiert die Autorin besonders, welche indexikalischen Spuren und Wahrnehmungen die Interpretation semiotisch gestalten und maßgeblich die Assertion forcieren: *Leonard Cohen ist Melancholiker*. Parallel stellt sie die Frage, weshalb lyrisch-politische Argumente des Musikers eher unverhältnismäßig selten im Diskurs auftreten.

Für ihre Untersuchung verbindet Hallmann den Gedanken einer Intentionalitätszuschreibung von Seiten der Rezeption (Prämisse) mit der Performativitätstheorie, um inferenzielle Prozesse anschaulich herauszuarbeiten und die Anordnungen um dichotome und agonale Zentren herum zu erfassen.

Ein wesentlicher Untersuchungsaspekt ist die Frage, *wie* sozio-normative Präsuppositionen und Behauptungspraktiken sich diachron wiederholen und eine spezifische Art von Künstler bzw. Mensch konstituieren, also verfestigen. Mit der Konstitution des Melancholikers, welche sich hauptsächlich auf epistemisch-kognitives Symbol- und Zeichenwissen zurückführen lässt, betrachtet Hallmann die Spuren der Interpretation jedoch nicht als abgeschlossen.

Vielmehr zeigt sie in einer detaillierten Analyse musikalischer Zeichen und der Betrachtung der Stimme, dass sich die Interpretationen insbesondere auf einer kulturell-somatischen Ebene entfalten. Ihre Korpusanalyse identifiziert ‚Stimme‘ neben ‚Melancholie‘ als höchstfrequentiertes Lexem. Hallmann zeigt von diesem Ergebnis ausgehend eindrucklich, dass die ‚Stimme‘ eine Affektivität *vorsemiotischer* Art hervorruft und durch ihre Modalität einen Index von Singularität erzeugt, der mit anderen Zeichenrelata verknüpft wird. Erst diese Verschränkung des epistemisch-kognitiven Wissens über Melancholiker als auch die kulturell-somatischen Wahrnehmungsurteile führen zur Assertion und der Überzeugung, Cohen sei Melancholiker.

Semiotische Elemente gewinnen eine spezifische Signifikanz daraus, dass sie mythologische Relationen bilden. Diesen Zusammenhang zeigt Luc Dettmann in seinem Artikel „Von gefallenem Helden. Mythologische Umschriften und ihre semiotisierende Kraft“. Dettmann wendet spezifische Aspekte der semiotischen Raumtheorie Ernst Cassirers zur Analyse aktueller journalistischer Texte an, indem er sich auf ausgewählte Textelemente konzentriert, die nach zuvor festgelegten Kriterien identifiziert werden. Cassirer definiert die Kategorie ›Raum‹ kultursemiotisch als eine mögliche festgelegte Ordnung, nach der alles darin Enthaltene in je raumspezifischen Relationen zueinander koexistiert. Diese Relationen haben einen *eigenen* Zeichencharakter, woraus sich die Konsequenz ergibt, dass eine geltende Raumordnung als System von tiefenstrukturellen, voretablierten Deutungsmustern erheblichen Einfluss hat auf die zeichenbasierte innerkulturelle Vermittlung und Rezeption von Erfahrung. Über ein Thema, einen Gegenstand oder eine Person ließen sich darum völlig unterschiedliche Aussagen treffen, sogar ein grundlegend eigentümliches Verständnis wäre davon zu entwickeln, je nachdem, in welchem Raum gedacht und kommuniziert wird.

Im Artikel geht es um den mythischen Raum, also den Raum des mythischen Denkens. Letzteres sollte laut Dettmann (und zuvor Cassirer) keineswegs als überwundenes Stadium menschlicher Kulturgeschichte missverstanden werden, da seine Spuren, so sollen es die Ergebnisse der Untersuchung aufzeigen, auch in gegenwärtigen öffentlichen Kommunikationen aufzuspüren sind.

Auf die Theorie um den mythischen Raum aufbauend wurde ein für das zugrundeliegende Forschungsvorhaben geeigneter Mythosbegriff hergeleitet. Der wird auch im Artikel kurz dargestellt als Begriff der *mythologischen Relationstendenzen*. Letztere sind in sechs Kategorien untergliedert, die die mythische Denkform durch ein jeweils bestimmtes zeichenhaftes Verhältnis zweier Variablen zu erfassen suchen. Im Anschluss an die Operationalisierung der herangezogenen Mythentheorie werden schließlich die Ergebnisse einer kleinen Korpusanalyse vorgestellt. Die Untersuchung beschränkt sich auf 15 Texte aus der öffentlichen Berichterstattung über die Person Boris Becker im Zeitraum von Juli 2017 bis Mai 2022. Dabei gilt es herauszustellen, dass im Modus des mythischen Denkens, im Abgleich mit belegbaren, objektiv darzulegenden Fakten über Beckers Insolvenzverfahren im Frühjahr 2022, ein gänzlich anderes Verständnis von der beobachteten Ereigniskette sowie von deren Hauptakteur vermittelt wird – mit anderen Worten: Aus der Person Boris Becker wird im mythischen Raum tatsächlich die reale Figur eines gefallenen Helden.

Einen anderen Weg geht Tom Kitzerow. Seine Analyse richtet sich auf eine bestimmbare Klasse sprachlicher Zeichen nach handlungstheoretischen Kriterien. Sein Beitrag „Sprachliche Konstitutionen von Drittpersonalität. Eine semantisch-pragmatische Analyse von distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte“ ist mit einer Signifikanz ausgewählter Verben im Setting drittpersonaler Aussagen in journalistischen Texten befasst. Damit sind textuelle Äußerungen *anderer* gemeint, die beispielsweise berichtet werden. Somit bewegt sich der Beitrag auf einem bisher offenbar kaum erforschten Gebiet der Linguistik.

Dabei wird der Frage nachgegangen, wie die Autor*innen der untersuchten journalistischen Texte durch die Verwendung solcher Verben ihre Distanz hinsichtlich der Festlegungen auf die semantischen Gehalte zu den jeweiligen Äußerungen Anderer deutlich machen. Zunächst werden drei Arbeitshypothesen präsentiert und deren Gültigkeit anschließend anhand von sieben ausgewählten Analysebeispielen überprüft. Während in indirekter Rede und verschiedenen Modi wie nicht zuletzt dem Konjunktiv I klassischerweise die kanonische Distanzmarkierung gesehen wird, fokussiert Kitzerow auf einen semantisch-handlungstheoretischen Aspekt. Er folgt dieser Spur mit der These, die Kennzeichnung von Distanz als unterlassener oder gar zurückgewiesener Übernahme von Verantwortung für semantische Gehalte geschehe ausschließlich vermittelt durch Verben. Daraus folgt die zweite seiner Hypothesen, bei allen ausgewählten distanzmarkierenden Zeichen könne es sich um *faktive* Verben handeln. Denn wenn jemand beispielsweise etwas „bereut“ (faktiv), ist mitgesagt, *was* da eigentlich bereut wird und dass es geschehen oder ganz allgemein der Fall ist und es kann interessanterweise auch nicht negiert werden. Nun liegt aber in der Verwendung des Verbs „bereuen“ gerade keine der gesuchten Distanzmarkierungen – im Gegenteil. Diese Spur führt Kitzerow dann fast automatisch zur dritten These, dass die Kennzeichnung von Distanz durch die Präsuppositionen erfolge, die bei der Verwendung solcher Verben semantisch implizit (bzw. inferenziell) enthalten sind.

Im Zuge der Analyse wird deutlich, dass zusätzlich zu den Verben auch Adverbien unterstützend zur Distanzmarkierung beitragen können und mithin die jeweilige Signifikanz sogar durch zwei Merkmale erzeugt werden kann, was die Rolle der Präsupposition umgekehrt aber relativiert. Daher wird deutlich, dass sich die distanzmarkierende Funktion zwar häufig, aber nicht zwingend auf die Faktivität von Verben zurückführen lässt. Folglich verhält es sich bei den Präsuppositionen ähnlich, die durch die faktiven Verben ausgelöst werden, denn die Distanzmarkierung könne zwar häufig – jedoch nicht ausschließlich – auf das Phänomen der Präsuppositionen zurückgeführt werden. Zusätzlich wird für jedes der sieben untersuchten Verben eine allgemeingültige semantische Darstellung in drittpersonalem Kontext vorgeschlagen.

Kraft und Signifikanz liegen im Verhältnis zu solchen Begriffen wie Code und Konvention, Signifikant und Signifikat, Denotation und Konnotation, type und token usw. auch diskursiv-historisch eher an der semiotischen Peripherie. Dass ihnen aber doch eine zentralere Rolle zugewiesen werden kann, lässt sich aus Joschka Brieses programmatischem Beitrag dieses Heftes ableiten. In „Spuren diskursiver Interpretationsprozesse. Für ein elaboriertes Konzept von Signifikanz“ geht Briesie dem Begriff „Signifikanz“ verschiedener Zeichentheorien des 20. und 21. Jahrhunderts nach. In diesen Zeichentheorien steht nicht der Begriff der Bedeutung und damit klar feststellbarer Gehalt im Mittelpunkt, sondern die Dynamik diskursiver Praktiken, die über Signifikanz expliziert wird. Wann ist etwas wiederholbar, konventionalisiert oder gar type geworden? Indem von der Dynamik diskursiver Praktiken ausgegangen wird, zeigt sich der Terminus Signifikanz als vorgeordnet. Briesie identifiziert zwei grundlegende Aspekte, die Signifikanz dabei zukommen: Sie ist

einerseits jener Zeichenaspekt, der die Diskriminierung eines Zeichens aus einem semiotischen Kontinuum ermöglicht (epistemische Signifikanz) und der andererseits sozial-normative und diskursive Elemente aufzeigt, die sich nicht auf Semantik reduzieren lassen (diskursive Signifikanz). Signifikanz wird außerdem mit Signifikation (Zeichenwerdung) in ein Verhältnis gesetzt: Zeichen weisen demnach eine spezifische Signifikanz deshalb auf, weil sie Folgen von Signifikationen sind, die auf bestimmter Kraft beruhen, wie es die anderen Autor*innen des Heftes vorführen. Daher kann über Signifikanz sowohl das Prozesshafte als auch die Kraft von Praktiken offengelegt werden. Briese demonstriert seine Konzeption von Signifikanz und Signifikation anschließend anhand von Handlungsbeschreibungen, die als Spuren der Interpretation von sprachlichem Handeln analysiert werden (s. auch Kitzerow in diesem Heft).

Literatur

- Cassirer, Ernst. *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. 2. Aufl. Hamburg 2007.
- Eco, Umberto/Thomas A. Sebeok (Hgg.). *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*. München 1985.
- Fauconnier, Gilles/Mark Turner. *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York 2003.
- Fauconnier, Gilles/Mark Turner. „Mental spaces: Conceptual integration network“. In: Dirk Geeraerts (Hg.): *Cognitive Linguistics: Basic Readings*. Berlin/Boston: 2006, S. 303–371.
- Greimas, Algirdas Julien/Joseph Courtés. *Semiotics and Language. An Analytical Dictionary*. Bloomington 1982.
- Lévi-Strauss, Claude. *Structural Anthropology*. New York 1963.
- Posner, Roland. „Charles Morris and the Behavioral Foundations of Semiotics“. In: Martin Krampen (Hg.): *Classics of Semiotics*. Boston 1987, S. 23-57.
- Sbisà, Marina „Uptake and Conventionality in Illocution.“ In: *Lodz Papers in Pragmatics* 5.1 2009, S. 33–52.
- Searle, John R. *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 2004.
- Simon, Josef. *Philosophie des Zeichens*. Berlin/New York 1989.
- Sokal, Alan D./Jean Bricmont. *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*. München 1999.
- Travis, Charles. „Force and Content“. In: Gabriele M. Mras/Michael Schmitz (Hgg.): *Force, Content, and the Unity of the Proposition*. New York 2022. S. 17–39.
- Wildgen, Wolfgang. *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. Berlin 2008.

Signifikanz der Melancholie

Zur diskursiven Konstitution Leonard Cohens

Tiziana Hallmann

Der vorliegende Artikel zeigt, aus welchen Gründen Leonard Cohen die Attribuierung des Melancholikers in kommerziellen Diskursen iterativ zugeschrieben wird. Außerdem wird dargelegt, weshalb andererseits in diskursiven Konstitutionen den *lyrisch-politischen* Argumenten seiner Songtexte eine untergeordnete Rolle beikommt.

Zunächst wurde Leonard Cohen, geboren in Montreal (1934), durch eigene Gedichte und Romane bekannt. Mit seinem Bestseller *Beautiful Losers* erlangte diese Bekanntheit internationalen Charakter und 1967 veröffentlichte er als Liedermacher sein erstes Album *Songs of Leonard Cohen*. Trotz des Erfolges war seine Karriere von Rückzügen aus der Öffentlichkeit gekennzeichnet, welche er selbst mit dem Auftreten depressiver Phasen begründete. Die Musik ist einerseits gekennzeichnet durch eine „[...] politische Stimmung (gegen Krieg und Intoleranz) [...]“.¹ Andererseits verarbeitet Cohen autobiographische Aspekte innerhalb seiner Lyrik. Neben politisch-lyrischen Argumenten, welche sich in seinen Texten finden, sind die Inhalte somit durch persönliche Identifikationsprozesse gekennzeichnet. Bei einer iterativen Zuschreibung geht es in diesem Zusammenhang daher um ein Verstehen darüber, aus welchen Gründen Rezipient*innen einen ganz *bestimmten interpretatorischen Zugang* wählen, während andere Möglichkeiten der Interpretation sekundär behandelt werden.

Die hier vorgestellten Erkenntnisse verdanken sich einer größeren Untersuchung, die gezeigt hat, dass für die medialen Rezeptionen musikalisch-lyrischer Artefakte auf der kognitiv-semiotischen Ebene zwei entscheidende Schritte für eine Interpretation stark ins Gewicht fallen:²

¹ Wolfgang Wildgen, *Musiksemiotik. Musikalische Zeichen, Kognition und Sprache*. Würzburg 2018, S. 127.

² Im Zuge meiner Abschlussarbeit im Studiengang Kultur-Sprache und Medien an der Europa-Universität Flensburg habe ich eine korpusanalytische Untersuchung von Presstexten durchgeführt, die wesentlich linguistisch vorgeht. Das Korpus setzt sich aus 50 Quellen zusammen und umfasst den Zeitraum 2009-2022. Dabei wurde überprüft, inwiefern sich die Zeichenkonstitutionen als Melancholiker ähneln und wann es explizit zu einer Auseinandersetzung mit lyrischen Argumenten des Künstlers kommt. Um Zeichenhandlungen hinsichtlich einer Verkörperungszuschreibung als

1. Das Wissen über Cohen, dessen Performanz und sozio-normative Präsuppositionen lassen sich auf das Rollenverhalten von Künstler*innen im Allgemeinen zurückführen und die damit einhergehenden sozio-normativen Erwartungen, wie sie sind bzw. wie sie sich den intendierten Zuschreibungen gemäß verkörpern *müssten*.
2. Kognitiv-kulturelle Wahrnehmungsurteile und inferenzielle Prozesse über Leonard Cohen werden durch unterschiedliche Zeichenrelata – insbesondere aber durch die ‚Stimme‘ hervorgerufen bzw. gelenkt.

Ziel des Artikels ist zweierlei. Einerseits soll die ‚Stimme‘ als wesentliches affektives *und* räumliches Phänomen verstanden werden, das die Interpretation beeinflusst. Andererseits wird kritisiert, wie musikalische Lyrik in kommerziellen Diskursen ausgehandelt wird. In diesem Zusammenhang werden Alternativen einer Interpretation angerissen.

Mein Artikel stützt sich auf drei wesentliche Argumente. Zum einen folge ich dem Intentionalitätsverständnis Harendarskis, welches davon ausgeht, dass mit einer Darstellung fremden Verhaltens Intentionalität zugeschrieben werden kann. Wichtig hierbei ist, dass diese Intentionalität in einem semiotischen Sinne nur per Indexikalität als Signifikanz, Anzeichen oder Spur zugänglich bzw. analysierbar ist. Diese indexikalischen Zeichen erfordern weiterhin einen Inferenzprozess, da sie ein Element der Vagheit enthalten.³ Zeichen sind insofern immer Zeichen für jemanden, und es ist zunächst unklar, weshalb und inwiefern diskursive Semiotisierungen darin übereinstimmen, dass Cohen der *Meister der Melancholie* mit einem zugeschriebenen, scheinbar geheimen Wissen ist.⁴

Zentral klärt dieser Aufsatz, dass spezifische Spuren des Cohendiskurses die Rezipierenden zu einer bestimmten Zuschreibung *zwingen*, der sie sich nicht entziehen zu können scheinen. Zu berücksichtigen sind dabei unterschiedliche Zeichenrelata wie »Melancholie« oder »Stimme«, die im Diskurs eine eigenwillige Relation eingehen und zugleich aber ohneinander nicht dasselbe Bedeutungspotential hätten. Das zweite Argument bezieht sich auf den Performativitätsansatz Judith Butlers. Diese nimmt in Anlehnung an Jacques Derrida an, dass sich bestimmte Zeichenvorkommnisse durch Wiederaufführung von Sprecher*innen formelhaft wiederholen und gleichzeitig ihren Sinn verschieben. Diesen für die Gendertheorie zentralen Gedanken habe ich auf die Verkörperung des Melancholikers übertragen. Das dritte Argument stellt die ‚Stimme‘ als vorsemiotisches Element dar,

Melancholiker diachron in ihrer semiotischen Ähnlichkeit zu überprüfen und mit dem Cohenkorpus zu vergleichen, wurden zusätzlich Referenzkorpora des DWDS herangezogen.

³ Ulf Harendarski, „Implizite Intentionalitätszuschreibungen an Andere. Die Funktion von Verben“. In: Ulf Harendarski (Hg.), *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021, S. 42.

⁴ „Leonard Cohen – Meister der Melancholie“. <https://www.srf.ch/audio/jazz-collection/leonard-cohen-meister-der-melancholie?id=11606968>; Abruf am 01.06.2022.

welches somatisch wirkt und kognitive Wahrnehmungsurteile maßgeblich beeinflusst.

Zunächst werden diskursive sozio-normative Präsuppositionen betrachtet. Dabei wird erläutert, wie und aus welchen Gründen sich Zuschreibungen und Behauptungspraktiken in ähnlicher Weise wiederholen. Es wird herausgestellt, welche Verkörperung des Melancholikers aufgrund diachroner Kenntnisse bevorzugt wird. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den musikalischen und stimmlichen Zeichen Leonard Cohens und erklärt die zugeschriebene Melancholie und die damit einhergehende vermutete Physiognomie und das Verhalten des Künstlers. Der letzte Teil widmet sich einer kritischen Betrachtung solcher Zuschreibungspraktiken und skizziert eine Möglichkeit einer textimmanenten Interpretation.

1. Zuschreibung von Intentionalität

In Anlehnung an Harendarski geht es in meinem Aufsatz um die Zuschreibung von Intentionalität und die diskursive Figuration des ›Leonard Cohen‹. In scharfer Abgrenzung zur klassischen Sprechakttheorie kritisiert Harendarski den Begriff der Intentionalität als mentalistisch und argumentiert für ein Verständnis von Intentionalität, welches deskriptiv bzw. semantisch zu verstehen und insofern auch auf ‚Texte‘ anwendbar ist.⁵ Dieser Umstand bedeutet keine Leugnung von weiteren intentionalen Zuständen. Letztere sind immer noch als Absicht oder Vorüberlegung

[...] ein temporal-künftig ausgerichteter Aspekt der mentalen Disposition, welcher per Indexikalität erkannt, per (Handlungs)kraft theoretisch modelliert, welcher von anderen aber nicht gewusst und als mentale Disposition daher auch kaum theoretisch modelliert werden kann – jedenfalls nicht als schließlich empirisch der Prüfung zugänglich.⁶

Kritisch betrachten lässt sich dahingehend die Tatsache, dass Cohen mit der Zuschreibung des Melancholikers ein spezifisches Verhalten zugesichert wird, ohne dass die musikalischen Artefakte allzu sehr in den Fokus geraten oder politische Argumente ergründen. Ersichtlich wird dies in der späteren Analyse. Die semantische Ebene wie auch die kommunikativen Strukturen der Musik *werden nicht* als zentraler Zugang für die Interpretation herangezogen. Vielmehr machen Rezipient*innen bestimmte Annahmen, die sich mit den kontextuell-semiotischen Beschaffenheiten der Diskursstrukturen und Präsuppositionen erklären.⁷ Diese Annahmen beschränken sich allerdings, wie mein Artikel zeigt, in kommerziellen Diskursen zumeist auf die Wiederholung der Behauptung, dass Cohen Melancholiker ist. Harendarski stellt die Frage, *wie* über andere gesprochen wird, sofern

⁵ Ulf Harendarski, „Semiotik der Behauptung: Ist Behaupten ein universaler Stil in, außerhalb oder zwischen den Medien?“. In: *Ars Semeiotica* 29. No 1-2. Tübingen 2006, S. 99.

⁶ Harendarski 2021, S. 42.

⁷ Dan Sperber/Deirdre Wilson, *Relevance. Communication and Cognition*. Oxford 2012, S. 114-115.

diese als Wahrnehmende und (sozial) Handelnde wahrgenommen werden. Dabei versteht der Autor Intentionalität somit und für den Zweck der Handlungsbeobachtung primär als einen diskursiv relationalen Begriff und Zugeschriebenes wie auch bezeichnetes Intentionales müsse dabei nicht propositional sein.⁸ Insofern muss es nicht *wahr* sein, dass Leonard Cohen Melancholiker ist, bzw. sich primär als dieser verkörpert. Der nächste Abschnitt thematisiert in diesem Zusammenhang, inwiefern die Behauptung *Leonard Cohen ist Melancholiker* als rezitiertes sprachliches Phänomen den Interpreten explizit auf diese sozio-normative Rolle festlegt. Dabei geht es vor allem darum, die Signifikanz der Behauptung hervorzuheben.

2. Behauptung in Zuschreibungspraktiken

Das Besondere an Assertionen ist, dass sie für sich allein stehen können. Auch können Behauptungen auf die Nennung von Gründen verzichten. Dabei existiert zwar die Möglichkeit, Behauptungen zu akzeptieren oder nicht oder Gründe für diese zu unterstellen. Laut Harendarski ist jedoch das, „[...] was rezeptionell aus ihnen wird, [nicht] allein in dem, was vielleicht intendiert sein mag“. Der Autor äußert hiermit seine Zweifel an dem Konzept des handelnden, subjektiven Sprechers und seines Meinens, der im Großen und Ganzen weiß, was er tut bzw. die kontrollierbare Macht über die Prozesshaftigkeit seiner eigenen Äußerungen hat. Ob also über Cohen als autobiographisches Subjekt verhandelt wird oder ob eine Auseinandersetzung mit textimmanenten Inhalten vollzogen wird oder beides ineinander übergeht, ist ein gradueller Unterschied hinsichtlich des interpretatorischen Zuganges. Dies wird jedoch nicht allein durch die *Intentionen* des Künstlers gelenkt. Assertive haben als kleinste Akte die Fähigkeit, einerseits eine Repräsentationsabsicht zu zeigen und andererseits Aspekte der Signifikanz zu verdeutlichen.

Assertive sind [...] die kleinsten Akte, in denen sich Aspekte der Repräsentationsabsicht und Aspekte der Signifikanz auf eine spezielle Weise treffen, was beispielsweise in der imperativischen Handlung *Lauf!* noch nicht auftritt. Dieser Sprechakt (*Lauf!*) hat noch nicht die Signifikanz (Kraft), die eine Zuschreibung eines semantischen Gehaltes durch die Rezeptionsseite rechtfertigen würde. Es wird einen Grund für den Imperativ geben, welcher das aber ist, kann der Äußerung allein nicht entnommen werden, womit der propositionale Aspekt unausgedrückt bleibt und die Rezeption an den Kontext verwiesen wird.⁹

Bei der Zuschreibung von Intentionalität, in dessen Prozess Leonard Cohen als Melancholiker signifiziert wird, ist insbesondere das prädikativ verwendete Kopula-verb entscheidend. Hier wird der These Harendarskis gefolgt, dass die deiktische

⁸ Harendarski 2021, S. 19.

⁹ Ulf Harendarski, „Zum Zeichenbegriff in Brandoms expressiver Vernunft“. In: *Zeitschrift für Semiotik*. Band 35, Heft 3-4. Tübingen 2014, S. 17.

Ungebundenheit des Verbs *sein* zur semiotischen Wirkung verhilft, die als inferenzielle Wirkung verstanden wird.¹⁰ Das Verb allein zeige hier bereits den Akt an, was aber auch bedeute, dass Kenntnisse der „[...] Äußerungsumstände, Sprecherabsichten und -ansprüche [...]“ nicht zwingend notwendig sind, sondern es reicht, sich „an der illokutiven Kraft des Verbs zu orientieren, die aus dessen lexikalischer Bedeutung“ erwächst.¹¹ Hier sieht Harendarski auch das Verständnis der Performativitätstheorie, das sich allein an der illokutiven Kraft des Verbes orientiert. Neben dieser Signifikanz, die Behauptungen auszeichnet, betrachtet der Autor die Behauptung auch hinsichtlich des semiotischen Kernelement[es] der Sprache, das erstmals das Thema Verantwortung zulässt“.¹²

[...] ob per Wahrnehmung oder per Behauptung etwas in den Bereich des sprachlichen Ausdrucks gerät, spielt für die Person, die wahrnimmt oder rezipiert eine entscheidende Rolle. Für Wahrnehmung ist Verantwortung nicht thematisierbar, für Behauptungen schon: als die Verantwortung der Begriffsverwendung dem anderen gegenüber oder des anderen. Manche Wahrnehmungen und Behauptungen gleichen sich darin, dass sie Tatsachen in Diskurse oder Gespräche setzen können. Beide können als Urteile mitsamt Proposition erfasst werden.¹³

Problematisch ist die Tatsache, dass Verantwortung für Wahrnehmung nicht thematisierbar ist. Harendarski führt weiter aus, dass Behauptungen auf Akzeptanz angewiesen sind, weshalb in nachfolgenden Sätzen oder Äußerungen ein Personalpronomen als Substitut nicht ungewöhnlich ist. „Das zeigt sich beispielsweise am gelegentlich dem Referat, was jemand gesagt habe, nachgeschobenen Satz: ‚...; behauptet er (sie) zumindest‘.“¹⁴ Diese Akzeptanz bzw. das Zurückführen auf ein Subjekt erweist sich in medialen Diskursen „[...] mit diffusen Adressaten [...]“ als problematisch.¹⁵ Das zentrale Problem ist, dass die Behauptungen Tatsachen in Diskurse setzen, die kaum angezweifelt werden und die Rollenzuschreibung weiter rezipieren. Cohen bleibt in erster Linie melancholisch, ohne dass diese Zuschreibung der kommerziellen Medien genauer hinterfragt wird. Vielmehr wird sie als konstituierendes Phänomen akzeptiert.

3. Melancholie – Westlich inhärente Normativitätsvorstellungen

Um belegen zu können, welche spezifischen *Spuren* Rezipient*innen dazu veranlassen, Leonard Cohen als Melancholiker zu signifizieren, gibt der folgende Abschnitt zunächst einen Einblick in westlich inhärente Normativitätsvorstellungen.

¹⁰ Ulf Harendarski, *Indexikalität, Inferenz und Sprachtheorie. Am Beispiel betrieblicher Selbstdarstellungen*. Münster 2012, S. 248.

¹¹ Ebd., S. 102.

¹² Harendarski 2006, S. 97.

¹³ Ebd., S. 106-107.

¹⁴ Ebd., S. 98.

¹⁵ Ebd., S. 117.

Die Melancholie variiert nicht nur kulturell, sondern Melancholie als Emotion und Semiotisierung ist bestimmten Normen und intersubjektiven Zuschreibungen unterworfen. Bis in gegenwärtige Diskurse setzt sich die antike Vorstellung einer „[...] Verschwisterung von Genialität und Melancholie [fort]“.¹⁶ Neben dieser antiken Vorstellung von Melancholie ist ebenso der theologische diachrone Diskurs relevant und hat Auswirkungen auf moderne Traurigkeitsvorstellungen. In beiden Traditionslinien lässt sich Rekurrenz auf Trauer und Traurigkeit ausmachen, wodurch sich erst im 19. und 20. Jahrhundert Melancholie und Traurigkeit einander annähern haben. Zu den Entwicklungen und Bewertungen spezifischer Emotionen gehören implizit immer auch Normen, auf die gefolgert werden kann. Eine Funktion von Normen ist es, dass sie „[...] reglementieren, wann und unter welchen Umständen es für angemessen gehalten wird, diese oder jene Emotion in diesem oder jenem Ausmaß zu haben“.¹⁷ Emotionen oder wenigstens ihre Semiotisierung und Diskursivierung unterliegen daher immer auch einem historischen Wandel und kultureller Bewertung, was die folgende Beschreibung über die sieben Todsünden und ihre Umdeutung zeigt. Die monastische Theologie der Spätantike begriff Traurigkeit als eines der acht Hauptlaster (Völlerei, Wollust, Geiz, Zorn, Traurigkeit, Trägheit, Ruhmsucht und Stolz), was sich im Laufe der Jahrhunderte zu den sieben Todsünden entwickelte. Es fällt auf, dass Trägheit und Traurigkeit zu einem Laster zusammengeführt wurden.¹⁸ Demmerling und Landweer fragen nach den Ursachen, die Traurigkeit innerhalb der sieben Todsünden in einem expliziten Sinne nicht mehr vorfinden, während sie innerhalb der acht Laster noch vorhanden waren. Weiter fragen die Autoren, worin die Nähe der Traurigkeit zur Trägheit (*Acedia*) besteht.

Bevor asketische und meditationswillige Mönche die *Acedia* als Laster entdeckten, bezeichnete dieser Begriff im antiken Denken zunächst beliebige Arten der Sorglosigkeit, sodass der Begriff durchaus positiv konnotiert war, indem er sich auf eine Haltung souveräner Indifferenz gegenüber den Dingen und Begebenheiten in der Welt bezog.¹⁹

Dabei könne der Schritt von der Sorglosigkeit über Gleichgültigkeit hin zur Schläffheit und Trägheit ein sehr kleiner sein, so die Autoren. Laut Ficino ist der Melancholiker eine zwiespältige Person, die zwar wahnsinnig sei, aber über einen großen Intellekt verfüge und euphorisch, aber auch niedergeschlagen sei. Insbesondere bei Denkern wie Nietzsche, Kierkegaard, Benjamin und Schopenhauer fließe Melancholie, Traurigkeit und *Acedia* zusammen.²⁰ Normen sind, wie sich angedeutet hat, an spezifische *ideologisch* orientierte Gruppen und deren Überzeugungen gekoppelt. Umberto Eco versteht unter einer

¹⁶ Christoph Demmerling/Hilge Landweer, *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart 2007, S. 271.

¹⁷ Ebd., S. 269.

¹⁸ Ebd., S. 271.

¹⁹ Ebd., S. 272.

²⁰ Ebd., S. 277-278.

Ideologie aus einer semiotischen Perspektive, dass vorhergehendes Wissen bereits in unterschiedlichen Weltanschauungen von vielen Sprecher*innen oder sogar einer ganzen Gesellschaft geteilt wird. Kurzum ist das vorhergehende Wissen immer schon in „semantische Felder, in Systeme von kulturellen Einheiten und folglich in Wertesysteme strukturiert [...]“.²¹ Jede Art des semantischen Systems kann jedoch revidiert werden, indem durch die Umstrukturierung des Codes neue konnotative Ketten und Wertzuordnungen eingeführt werden.²²

Eine etwaige Umstrukturierung und positive Konnotation der Melancholie lässt sich seit der Renaissance ausmachen und stützt sich innerhalb der Forschung auf den Text *Problemata Physica* von Aristoteles. Bereits in der Antike hat Aristoteles um 300 v. Chr. die Frage gestellt, aus welchen Gründen sich alle *außergewöhnlichen Männer* in Philosophie, Politik, Dichtung oder in den Künsten als Melancholiker erweisen würden. Damit findet sich eine Spur einer spezifischen Orientierung darüber, wer dazu autorisiert war, Melancholie zu verkörpern.

Mit dieser Bemerkung wird eine bis ins 21. Jahrhundert reichende Wirkungsgeschichte in Gang gesetzt. Zum ersten Mal in der Geschichte des Abendlandes wird hier eine Gemütslage, die bis dahin in erster Linie als Problem oder Krankheit angesehen wurde, nobilitiert und damit vollständig umgewertet, indem sie alle ein Charakteristikum bedeutender, ja *außergewöhnlicher Männer* angesehen wird.²³

Martina Wagner-Egelhaaf reflektiert die Diskursgeschichte und Textfiguration in *Die Melancholie der Literatur* (1997). Die Autorin geht davon aus, dass das Phänomen der Melancholie, basierend auf der Vierelementenlehre, kulturell reproduziert werde und innerhalb der diskursiven Zirkulation bestimmter medialer Dispositive bedürfe, um neue Ausdrucksträger und Möglichkeiten hervorzubringen.²⁴

Indem nun literarische Texte auf die wiedererkennbare Zeichen- und Formensprache des Paradigmas Melancholie zurückgreifen, stellen sie deren kulturell codierte Signifikanz in den Dienst ihrer eigenen Bedeutungskonstitution. Dies können sie umso mehr, als sie aufgrund ihrer diskursiven Entstehung und Vervielfältigung bildhaft, d.h. unter Betonung ihrer signifikanten Unhintergebarkeit, verfassten Zeichen der Melancholie ambivalente Zeichen sind und sich in ihnen eine positive und negative Tendenz, Vergöttlichung und Verteufelung, Genie- und Acediatradition in flexiblen Konstellationen und ohne Zwang zur Explikation begegnen. Die semantische Doppelpoligkeit der melancholischen Bilder- und Zeichensprache setzt ihre hybride semiotische Struktur in Szene [...]. Im literarischen Text, [...] entfalten die Zeichen der

²¹ Umberto Eco, *Einführung in die Semiotik*. München, 1972. S. 168.

²² Ebd., S.168-169.

²³ Demmerling/Landweer 2007, S. 270.

²⁴ Martina Egelhaaf-Wagner, *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*. Stuttgart/Weimar 1997, S. 528.

Melancholie ihre Reflexivität; dabei ist es die figurative Ordnung des Textes selbst, seine an das materiale Medium gebundene prozeßhafte Performanz, die eben ihr Reflexionspotential hervortreibt und zur Darstellung bringt.²⁵

Aus dieser Argumentation tritt das Paradigma der Melancholie und dessen Doppelpoligkeit und Hybridität deutlich hervor. All diese Aspekte der Melancholie wie auch ihre Gebundenheit an spezifische Personengruppen verlieren, so meine These, ihre Bedeutung nicht und *einige* dieser Aspekte lassen sich als spezifische *historische Spuren* im Cohendiskurs wiederfinden. In Anlehnung an Anne Reichold würden Rezipient*innen bei der Zuschreibung mentaler Prädikate Vermutungen über Gefühle, Überzeugungen oder Absichten einer Person äußern. Die Gründe seien sprachliche Äußerungen oder außersprachliche Gestik, Mimik oder Handlungen, was insofern unterschiedliche Modalitäten berücksichtigt. Weiterhin seien der geteilte Kontext, Kenntnisse über Ereignisse in der Umgebung sowie Kenntnisse über die Person von Bedeutung.²⁶ In einer Zusammenführung hieße das, dass der geteilte Kontext über Cohen auch ältere Kontexte einbinden muss, um seine inferenzielle Kraft zu entfalten. Damit die Behauptung „Leonard Cohen ist Melancholiker“ nicht angefochten werden kann, benötigen die Zuschreibenden insofern möglichst viele Gründe und *Spuren*, die ihre Behauptung sichern. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit der Performativität und der Wiederholbarkeit symbolischer Formen.

4. Performativität von Melancholie und Iterabilität

Barton und Nöcker beschreiben die Performativität als „Ausführungs-, Vollzugs- und Aufführungsdimension sozialen Handelns und kultureller Praktiken“.²⁷ Weiterhin heben die Autor*innen hervor, dass der Begriff heterogen sei, da das Konzept des Performativen, entnommen aus der Sprachphilosophie, eine Expansion erfuhr. In diesem Sinne sind die Termini Performanz, Performativität wie auch das Performative uneinheitlich im Begriffsgebrauch und daher ist „eine übergreifende definitorische Bestimmung beinahe unmöglich“.²⁸ Performanz ist der Vollzugscharakter sozialer Handlungen. Dazu zählen sprachliche und zeichenhafte iterative Äußerungen. Der Begriff der Performativität hingegen beschreibt einen Aufführungscharakter von Handlungen.²⁹ Das Konzept der Performativität nach Judith Butler ist in diesem Zusammenhang signifikant, da es insbesondere für die

²⁵ Ebd.

²⁶ Anne Reichold, „Fremdzuschreibung mentaler Prädikate als Verantwortungszuschreibungen“. In: Wolfgang Neuser/Pirmin Stekeler-Weithofer (Hgg.), *Natur und Geist*. Würzburg 2016, S. 237-246.

²⁷ Ulrich Barton/Rebekka Nöcker, „Performativität. Ein heterogenes Begriffsfeld“. In: Christiana Ackermann/Michael Egerding (Hgg.), *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik*. Berlin/Boston 2015, S. 407.

²⁸ Ebd.

²⁹ Barton/Nöcker 2015, S. 408.

Konstitution von Normativität und Wiederholbarkeit einer *symbolischen Form* oder *Verkörperung* als relevant betrachtet wird. Butler geht davon aus, dass gesellschaftliche Realität durch „[...] aufrechterhaltende gesellschaftliche Performanzen geschaffen wird [...]“, womit die Autorin zugleich Kritik übt an der „[...] humanistische[n] Konzeptionierung des Subjekts als mit Willen, Freiheit und Intentionalität ausgestatte Form, die sich in einer öffentliche[n] Sphäre mittels Handlungen ausdrückt“.³⁰ In diesem Zusammenhang kann nach Butler eine Handlungsfähigkeit oder -wirksamkeit nicht mit einem vorausgesetzten Subjekt erklärt werden, sondern Repräsentationen und auch Interpretationen sind an sozio-normative Bedingungen und eine Relation von Macht, Diskurs und Praxis gebunden.³¹ Was Butler für den Körper von Geschlechtern als ein binäres Konstrukt von Wiederholbarkeit postuliert, lässt sich in gleicher Art auf Leonard Cohen und die Semiotisierung des Melancholikers übertragen. Denn „Performativität als soziales Phänomen beschreibt Prozesse, durch die Identitäten und Einheiten sozialer Realität durch wiederholte Annäherungen an *normative Modelle* hergestellt werden“.³² Jedoch hat die Globalisierung und die Vernetzung von Wissen den Effekt, unterschiedliche Kulturen miteinander in Kontakt und Austausch zu bringen, was sich auch als Intensivierung der Performativität versteht. Zwangsläufig verändert diese Vernetzung auch Sprach- und Zeichenwissen, Muster- und Routinewissen wie auch enzyklopädisches Wissen. Hier lässt sich insofern die Umordnung des Codes und neuer konnotativer Ketten ausmachen, von der Eco sprach. Zu berücksichtigen ist, dass performative Kräfte innerhalb der Diskurse in diversen ideologischen Gemeinschaften zu suchen sind, die unterschiedliche Kulturen umfassen.³³ Dies erklärt, dass Interpretationen und Zuschreibungen sich unterscheiden. Zugleich wiederholen sich formelhaft bestimmte Werte und Zuschreibungspraktiken. Ein performativer Akt und jegliche Konstitutionen von *Identität* sind daher als iterative performative Handlungen zu verstehen, welche etwas benennen, hervorrufen oder in Szene setzen. Mit Referenz auf Derrida geht Butler davon aus, dass performative Äußerungen dem Zitieren gleichen. Es muss jedoch eingeräumt werden, dass „[ein] Zitat ein abwesendes Original *niemals* auf exakte Weise wiederholen [kann]“.³⁴ Derrida gibt hierbei zu bemerken, dass eine Bewegung der Bedeutung nur möglich ist, wenn jedes

[...] gegenwärtige Element, das auf der Szene der Anwesenheit erscheint, sich auf etwas anderes als sich selbst bezieht, während es das Merkmal des vergangenen Elementes an sich behält und sich durch das Merkmal seiner Beziehung zu einem zukünftigen Element aushöhlen lässt.³⁵

³⁰ Judith Butler, „Performanz und Performativität“. In: Christopher Dell (Hgg.), *Die improvisierende Organisation*. Bielefeld 2012, S. 105.

³¹ Ebd., S. 105.

³² Ebd., S. 106.

³³ Ebd., S. 107.

³⁴ Ebd., S. 109.

³⁵ Jacques Derrida, *Randgänge der Philosophie*. Wien 1999, S. 39.

Diese *Spur* bezieht sich weniger auf die Gegenwart, als auf die Vergangenheit und befindet sich immer auch in Relation zu etwas, „was es nicht ist“, was die sogenannte Gegenwart konstituiert.³⁶ Insbesondere der Musiker und mit ihm die Rezipient*innen, die sich mit den musikalischen Artefakten in irgendeiner Weise auseinandersetzen, können somit als durch Zeichen habitualisierte *Subjekte* begriffen werden. Was für die Geschlechteridentität nach Butler als rituelle gesellschaftliche Inszenierung und wiederholte, ritualisierte Darbietung gilt, kann in diesem Zusammenhang, so die Annahme, daher für andere kulturelle *Identitäten*, *beispielsweise den melancholischen Musiker*, geltend gemacht werden. Im Moment wird hier von mir die Annahme verfolgt, zwar den Gedanken einer kollektiven Rollenzuschreibung nachzukommen, aber dies auf die Semiotisierung des Melancholikers (Cohen) und seine sozio-normative Rolle zu begrenzen, auf die er durch spezifische assertive Setzungen festgelegt wird. In Anlehnung an Butler wird festgehalten, dass kein Begriff wie auch kein assertorischer Sprechakt ohne die Kraft der Historizität funktioniert. Das Reden über Cohen ist insofern bestimmten historischen Präsuppositionen unterworfen, welche sich in abgewandelter Form iterieren. Eine Auseinandersetzung mit diachronen Aspekten diverser Melancholievorstellungen erfolgte bereits. Weitere Abschnitte skizzieren, welche Gruppen dazu berechtigt sind, Melancholiker zu sein und welches Handeln diesen zugeschrieben wird.

5. Das Recht, Melancholiker zu sein

Wer aber ist berechtigt dazu, Melancholiker zu sein und *wie* verhält sich dieser bzw. welche Erwartungen und Handlungen sind für ein melancholisches Agens konstitutiv? Zumindest ist es auffällig, dass die Melancholie ganz spezifischen Personengruppen, primär Männern, zugeschrieben wurde. Hierbei geht es vor allem darum, nicht lediglich die Emotion als dispositional zu begreifen, sondern den Fokus darauf zu setzen, dass selektierte Personengruppen darauf festgelegt werden, Melancholiker zu sein. Kris und Kurz beschreiben in ihrem Buch *Die Legende des Künstlers* (1995), dass ein Ingenium der Künstler*innen mit Werk und Person immer an bestimmte Vorstellungen gebunden ist, die nie ganz an Bedeutung verloren haben. Dies weist Parallelen zum Performativitätsansatz auf. Eine spezifische Rolle der Künstler*innen unterliegt zwar stets einigen Anpassungen und muss im historischen Kontext betrachtet werden. Die Autoren heben aber die Wiederholung spezifischer Motive und Lebensbeschreibungen über die Künstlerfigur hervor. Im Fokus steht insofern der Lebenslauf der Künstler*innen oder die Wirkung der Werke auf das Publikum, wobei sich spezifische Motive formelhaft wiederholen.³⁷ Zumeist wird den Künstlerfiguren eine Art Überlegenheit zugeschrieben und den „[...] führenden *Meistern* [...] [werden] mit Vorliebe geistreiche Aussprüche oder Witze in den Mund gelegt“.³⁸ Die Attribuierung 'Meister' findet sich als

³⁶ Ebd.

³⁷ Ernst Kris/Otto Kurz, *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch*. Frankfurt am Main 1995, S. 21-29.

³⁸ Ebd., S. 131.

signifikante Spur auch im Cohendiskurs. Zwar thematisieren Kris und Kurz bildende Künstler*innen, die Zuschreibungsmechanismen scheinen sich jedoch zu ähneln und legitimieren die Logik spezifischer formelhafter Behauptungen. Dabei tritt die Tatsache in den Vordergrund, dass sich bestimmte Zuschreibungen über Künstler*innen bzw. über Melancholiker*innen zitieren lassen, was abermals an poststrukturalistische Thesen Derridas und Butlers anknüpft. Die Tatsache, dass formelhafte Wiederholungen des Melancholikers und enzyklopädisches Wissen zu spezifischen Zuschreibungen zwingen, ist kaum zu bestreiten. Die Rezipierenden konzentrieren sich auf ihre sozio-normativen Erwartungen darüber, wie sich ein Melancholiker intentional verkörpern müsste und orientieren sich an ihren normativen Rezeptionsgewohnheiten. Die nächsten Abschnitte beschäftigen sich daher explizit mit Ausschnitten der Analyse meines Artikels. Dazu möchte ich zunächst die methodische Herangehensweise explizieren und im Anschluss wesentliche Befunde auf Satz- und Textebene herausstellen.

6. Methode und Analyse

Die folgende pragma-semiotische Textarbeit nach E. Felder basiert auf einer Korpusanalyse. Diese eignet sich vor allem dazu, Indices oder Wissensbestände der Rezipient*innen im kommerziellen Diskurs zu quantifizieren.³⁹ Es wurde weiterhin ermittelt, welche Handlungsintentionen Cohen zugeschrieben wurden, um die Rolle des Melancholikers metaphorisch zu projizieren. Dieses Vorhaben kann erweitert als Referenz auf das von Martin Siefkes etablierte semiotische 4-Ebenenmodell der Diskursanalyse verstanden werden.⁴⁰ In diesem Modell werden Diskurse als Zeichenhandlungen begriffen, die Zeichen intentional oder unbewusst produzieren. Dabei ist die rhetorische Kontinuität der Darstellung auch in Relation zu Wissensbeständen darüber herzustellen, *wie* sich der Melancholiker zu verhalten hat und zugleich, welche Zeichen des musikalischen Artefaktes Adressat*innen hinsichtlich kognitiver und körperlicher Perzeption bewusst oder unbewusst beeinflussen und zu Schlussfolgerungen zwingen. Das Modell Felders bietet die Möglichkeit, insbesondere aufgrund der *Konnektoren auf syntaktischer Strukturebene*, spezifische Sachverhaltskonstitutionen herauszuarbeiten. Auf diese Weise können dann Assertionen aus verschiedenen Perspektiven ermittelt werden. Exemplarische Kraft erlangt dies innerhalb einer tabellarischen Gegenüberstellung dichotomischer Zentren.⁴¹ Durch die Tabellen zeigt sich die priorisierte Darstellung mit entsprechenden Zuschreibungen.⁴² Für die linguistische Deskription ist es

³⁹ Ekkehard Felder, „Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse“ In: Ekkehard Felder/Marcus Müller/Friedemann Vogel (Hgg.). In: *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin/Boston 2012, S. 115-174.

⁴⁰ Martin Siefkes, „Wie wir die Zusammenhänge von Texten, Denken und Gesellschaft verstehen“. Ein semiotisches 4-Ebenen-Modell der Diskursanalyse“. In: *Zeitschrift für Semiotik* 35, 2015, S. 353-391.

⁴¹ Felder 2012, S. 153-160.

⁴² Ebd., S. 138-139.

notwendig, mit Bezug zur Melancholie, agonale Zentren zwischen Diskursakteuren zu bestimmen, um unterschiedliche Aushandlungsprozesse und Zuschreibungen hervorzuheben. Felder spricht von „semantischen Kämpfen“, wobei das agonale Zentrum vor allem Dichotomien von Konzeptprägungen fokussiere.⁴³ Unbewusste wie auch bewusste Kommunikationspraktiken der im Diskursausschnitt präsenten Akteur*innen seien daher prägend für Handlungs- und Denkmuster. Diese Handlungsmuster müssen wiederholt werden, damit handlungsleitende Konzepte evoziert und geprägt werden können.⁴⁴ Abgesehen von den semiotischen Kollokationen des „Melancholikers“ wie auch zu erwartenden Clusterbildungen ist die Idee Felders, durch Betrachtung von konzessiven wie auch adversativen Konnektoren dichotomische Gegenüberstellungen herauszuarbeiten. Die Prämisse ist, die Konzessive deshalb als wichtig zu erachten, da sie vor allem die in den Konnektoren ausgedrückten Sachverhalte markieren und als zugleich geltend assertiert werden.⁴⁵ Das Wissen als auch die *Rollenerwartung und Zuschreibung* unterliegen somit einer *Zeichenaushandlung*, welche durch die Medien und deren Iterationen eine assertive Setzung vornehmen.

7. Syntagmatische Ebene

Die nachstehende Tabelle zeigt Kollokationen für das Lexem *Melancholie*. Dabei ist das Konzept der Melancholie im Zusammenhang mit theoretischen Abschnitten dieses Artikels zu betrachten, welche den Begriff vor allem hinsichtlich seiner Ambiguität und Entwicklungen durch unterschiedliche an personengebundene Zuschreibungen kennzeichnen. Auf der Ebene der Textoberfläche lässt sich eine große Flexibilität der Attribuierungen vermuten. Denn folgt man der These von Derrida, so verschiebt sich durch die Neuordnung der Signifikanten und die kontextuelle Veränderung immer auch die normative Grenze von Bedeutung bei synchroner Beständigkeit.

⁴³ Ebd., S. 139.

⁴⁴ Ebd., S. 137.

⁴⁵ Eva Breindl, „Konzessivität und konzessive Konnektoren im Deutschen“. In: *Deutsche Sprache Jg. 39. Zeitschrift für Praxis, Dokumentation und Theorie*, Heft 1, 2004, S. 2-31.

	Collocate	Rank	Freq (Scaled)	FreqLR	FreqL	FreqR	Range	Likelihood	Effect
1	meister	1	260	14	13	1	1	66.491	4.765
2	leonard	2	2830	25	10	15	1	36.671	2.157
3	der	3	8390	45	36	9	1	394.232	1.437
4	aura	4	40	4	4	0	1	23.954	5.658
5	tiefster	5	40	4	4	0	1	23.954	5.658
6	eleganz	6	20	3	2	1	1	20.518	6.243
7	cohen	7	5680	29	12	17	1	19.957	1.366
8	tot	8	120	4	1	3	1	15.201	4.073
9	ist	9	3160	18	2	16	1	14.799	1.524

Tab. 1: Kookkurrenzanalyse zum Begriff ›Melancholie‹ im Zielkorpus Cohen

Eine in zugleich mehreren Texten vorzufindende Behauptung über Leonard Cohen ist, dass er der *Meister der Melancholie* ist. Die Bezeichnung findet sich in kulturorientierten Medien.⁴⁶ Auch in religiös orientierten Medien lässt sie sich ausmachen.⁴⁷ Und schließlich erscheint sie auch in Blogs von Privatpersonen.⁴⁸ Zumeist findet sich diese metaphorische Assertion in Überschriften der Artikel. Ebenso wird auf artverwandte Konzepte wie *Fürst der Melancholie* zurückgegriffen.⁴⁹ Eine weitere Bezeichnung ist *ungekrönter Zar*.⁵⁰ Gründe für das akkumulierte Auftreten der Melancholie in Überschriften und Texten lassen sich im Interesse der Medien finden, eine auf die Zielgruppen abgestimmte emotive Aufmerksamkeit hervorzurufen. Andererseits wird durch Journalist*innen aufgrund vorheriger Schlussprozesse eine Vorstellung darüber hervorgebracht bzw. wiederholend rezitiert, wie sich der Melancholiker verhält. Teubert formuliert es wie folgt:

Die Bedeutung eines Wortes bzw. Textelements ist die Gesamtheit all dessen, was darüber ausgesagt ist. Indem die interpretative Gemeinschaft das, was sie davon interessiert, auswählt und ihm einen Sinn (oder angesichts ihrer Vielstimmigkeit eine Vielzahl von Sinnen) zuweist, leistet sie selbst einen Beitrag zu einer weiteren Sinnverschiebung.⁵¹

⁴⁶ „Man bleibt ein absoluter Anfänger“. <https://www.spiegel.de/kultur/man-bleibt-ein-absoluter-anfaenger-a-e971ee49-0002-0001-0000-000020240985>; Abruf am 01.06.2022.

⁴⁷ „Der Meister der Melancholie ist tot“. <https://www.katholisch.de/artikel/11176-der-meister-der-melancholie-ist-tot>; Abruf am 01.06.2022.

⁴⁸ „Blog Draventales“. <https://www.draventales.ch/leonard-cohen-der-meister-der-melancholie-ist-gestorben/>; Abruf am 01.06.2022.

⁴⁹ „Er ist der Fürst der Melancholie. Leonard Cohen ist der Mystiker, der düstere Todesanbeter“. <https://www.br.de/puls/musik/ruhmeshalle/ruhmeshalle-leonard-cohen-songs-of-leonard-cohen-100.html>; Abruf am 01.06.2022.

⁵⁰ „Lorca lebt und hadert“: Leonard Cohens ‚Buch der Sehnsüchte‘ erzählt von Frauen. Satt.org/musik/08_10_cohen.html; Abruf am 01.06.2022.

⁵¹ Dietrich Busse/Wolfgang Teubert, *Linguistische Diskursanalyse. Neue Perspektiven*. Wiesbaden 2013, S. 76.

Durch das Zusammenwirken eines Konglomerates von Zeichen auf der Textoberflächenstruktur sowie Zuschreibungen von Intentionalität entstehen daher einander ähnelnde Narrative. Eine diachrone Betrachtung des Textkorpus zeigt, dass das Reden über die Melancholie Cohens bzw. der musikalischen Artefakte insbesondere mit dessen Tod (2016) in stark frequentierter Ausprägung auszumachen ist.

8. Sachverhaltskonstitution

Die rezipierte Gesamtheit Cohens scheint hinsichtlich semiotischer Marker auf eine spezifische Verbsemantik hinzuzielen und ihn auf diese Verkörperung – nämlich den leidenden Leonard Cohen, der Zugang zu einem tieferen Wissen hat – festzulegen. Insbesondere das Verb „sein“ prädiziert und assertiert hier das Verhalten des Künstlers als leidend und klagend. Als Zeichenhandlung werden die semantischen Kämpfe innerhalb dichotomischer Zentren verdeutlicht, was die nachstehende Tabelle mit kurzen Erläuterungen veranschaulichen soll.⁵²

›Cohen war schlecht drauf‹	↔	›Cohen hat literarischen Reiz‹
›Cohen ist depressiv‹	↔	›Cohen verfügt über Humor‹
›Ableben im Zusammenhang mit Morbidität und Bitterkeit‹	↔	›Cohen ist mit Ableben einverstanden und feiert es‹
›Cohen erlebt die Welt als fragil und gottverlassen und kämpft mit inneren Dämonen‹	↔	›Cohen bleibt verbunden mit Schöpfer‹
›Cohens letztes (schwarzes) Album sticht heraus‹	↔	›Diskurs über Depressionen sei offener geworden und Gesellschaft kenne Schattierungen von Dunkelheit [...]. Man höre Cohens Spottlächeln‹
›Platte ist schwärzer als [...]‹	↔	›Platte hat heitere Momente‹

Tab. 2: Tabelle nach Felder 2012, S.139

Sowohl die Sachverhaltskonstituierung als auch der Faktizitätsanspruch sind an Wissensrahmen und Dispositionen geknüpft, welche in Relation zu anderen

⁵² Felder, Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse, S. 139.

Sachverhalten gesetzt werden.⁵³ Mit welchen weiteren Sachverhalten der gesetzte Sachverhalt *Leonard Cohen ist Melancholiker* in Relation steht, kann durch Konnektoren und syntagmatische Relationen ermittelt werden. Der grammatisch-semantische Zugang betrachtet hierfür die Konzessive, welche durch Gegensätzlichkeit immer auch die Enttäuschung eines „[...] unwirksamen [bzw. weniger wirksamen] Gegengrundes konstituieren“.⁵⁴ Anhand von zwei ausgewählten Beispielen aus der Tabelle werden die Sachverhaltskonstitutionen exemplarisch und im Detail betrachtet.

- (1) Man musste keine Dumpfbacke sein, wenn man schlecht drauf war. Cohen habe die Menschen angezogen, *obwohl* er schlecht drauf gewesen sei. Dann hatte es diesen literarischen Reiz, der einen auch packen konnte, wenn man ein besonderes Faible für Literatur hatte.⁵⁵
- (2) Der zeitlebens depressive Cohen verfügte *dennoch* über einen überraschenden Humor, der bei den Titelanlagen auf seinen Live-Alben immer wieder durchblitzt.⁵⁶

Die Beispiele konstituieren die Priorisierung, Cohen als hoffnungstiftenden und kreativ schöpfenden Künstler darzustellen. Gleichzeitig findet eine kritische Betrachtung seines subjektiven und autobiographischen Leidens durch die Konnektoren statt. Auffällig ist die implizite pejorative Verhandlung über Depressionen und Tod und gleichzeitige Aufwertung positiver Attribute. Cohen als Verkörperung des *positiven* ›Melancholikers‹ wird insofern durch gesetzte Behauptungen in den Medien konstruiert.

9. Meister der souveränen Indifferenz

Durch biographische Bezüge konstituieren sich spezifische Sinnkonstanzen auf Subjekt-Prädikat-Objekt Ebene. Die Tatsache, dass Leonard Cohen sich Zeit seines Lebens mit dem Zen-Buddhismus auseinandersetzte, spielt ebenso eine entscheidende Rolle für Schlussprozesse. Die folgende Tabelle fasst dies in Kürze zusammen:

⁵³ Ekkehard Felder, „Linguistische Diskursanalyse im Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit. Agonale Zentren als Deutungskategorien“. In: Jörg Hagemann/Sven Staffeldt (Hgg.). *Pragmatiktheorien II Diskursanalysen im Vergleich*. Tübingen 2018, S. 25.

⁵⁴ Felder 2012, S. 154.

⁵⁵ „Melancholie als Erfolgsrezept“. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/leonard-cohen-you-want-it-darker-dunkler-dialog-mit-dem-100.html>; Abruf am 01.06.2022.

⁵⁶ „Leonard Cohen. Die Melancholie ist gegangen“. <https://www.pfeifenblog.de/leonard-cohen-die-melancholie-ist-gegangen/>; Abruf am 01.06.2022.

›Zen ist keine Religion, sondern Praxis, Meditation [...]‹
›Zen-Meister schreiben vor Tod kurze bescheidene Gedichte‹
›Leonard Cohen ist Jude‹
›Cohen überwindet Lebenskrise im Zenkloster‹
›Leonard Cohen ist mehreren Religionen zugewandt, übte aber Kritik‹
›Weltschmerz verbindet sich mit Leidenschaft eines biblischen Propheten‹

Tab. 3: Tabelle in Anlehnung an Felder 2012

In Anbetracht des Abschnitts zur Melancholie, wie auch den Hervorhebungen Derridas, dass jedes Zeichen die Spur des Vergangenen an sich behält, ist die Semiotisierung Cohens auf literaler Ebene nachvollziehbar. Sie schließt Zuschreibungen an religiöse Gruppen (Zen-Buddhisten, Juden, Christen) mit Eigenschaften und Attribuierungen ein. Die Intentionalitätszuschreibungen sind unterschiedlich. Dabei werden Cohen, je nach Praktik und Hintergrundwissen, spezifische mentale Prädikate von unterschiedlichen Interlokutor*innen zugeschrieben. Insbesondere die Acedia, begriffen als souveräne Indifferenz, kann hinsichtlich des Zen-buddhistischen Bezuges vermutet werden. Da das Konzept des Melancholikers durch Doppelpoligkeiten geprägt ist, sind die Spuren der autobiographischen Aspekte demnach abermals von Relevanz. Ein Beispiel der Tabelle soll zur expliziteren Erläuterung herangezogen werden:

- (3) Zen sei für ihn keine Religion. „Zen ist Praxis. Meditation. Man hat die Möglichkeit, sich selbst zu studieren, von Anfang bis Ende.“ Der Zen-Buddhismus hat vor allem die Form seiner Kunst beeinflusst. Cohen liebte kurze Texte, Haikus, minimalistische Gedichte: „So wie die Zen-Meister, bevor sie sterben. Sie schreiben ein Gedicht über den Tod. Ein paar bescheidene Zeilen, ehe sie uns verlassen [...]“.⁵⁷

Rezipient*innen der medialen Diskurse (1), (2) und (3) behaupten, dass die zugeschriebene Haltung sich auch in musikalischen Textartefakten widerspiegelt. Eine Einsortierung in den metaphysischen Diskurs, Cohens literarische Schaffenskraft und dessen humoristischer Umgang mit dem Tod werden schlussendlich für Behauptungspraktiken bevorzugt. Sie durchbrechen zudem Semiotisierungen *gängiger Melancholiker*. In diesem Zusammenhang konnten Referenzkorpora zeigen, mit welchen Attribuierungen Melancholiker*innen signifiziert werden und dass ein melancholisches Verhalten besonders mit Musiker*innen in Verbindung

⁵⁷ „Zum Tode des Dichters, Priesters und Meisters der Poesie“. <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/so-long-leonard/>; Abruf am 01.06.2022.

gebracht wird. Auch die Assoziation zur Schwermut und der Farbe Schwarz lassen sich ausmachen.⁵⁸ Die folgenden Beispiele geben einen kurzen Einblick:

- (4) ›Melancholie‹ schwingt mit.⁵⁹
- (5) Ein ganzer Kosmos von Stimmungen, Seelenregungen und Gedanken entfaltet sich hier in sparsamster musikalischer ›Gestik‹, von der Sopranistin Joan Rodgers auf den Ton einer ‚distanzierten‘, ›Melancholie‹, gestimmt.⁶⁰
- (6) „Damien Rice“ ist der große ›Schmerzensmann‹ unter den Singer-Songwritern. [...] Pure ›Melancholie‹ ist angesagt in Leipzig [...].⁶¹
- (7) Passend zu Ihrer ›Melancholie‹, haben „Sie“ und auch die „Musiker der Bad Seeds“ schon immer ‚schwarze‘ Anzüge getragen.⁶²
- (8) Im Shtetl war diese Musik zu hören und auf der jiddischen Gasse in Prag, im zaristischen Russland und selbstverständlich auch in deutschen Landen, seit dem Mittelalter in Dörfern und Städten, später sogar in prominenten Kurorten wie Marienbad, Schlangenbad, Karlsbad, wo „jüdische Bädermusikanten“ auf einem Podest neben der heilenden Quelle auftraten und für die Seele der Kranken und Genesenden sorgten, für heitere Stimmung und für ‚gemütvolle‘, ›Melancholie‹, und Tränen.⁶³

In Anlehnung an Referenzkorpora ist hervorzuheben, dass das Konzept der Melancholie sich innerhalb der japanischen Kultur beispielsweise durch Mono-no-aware ausdrückt, ersichtlich an folgendem Beispiel:

- (9) Wir wollen die Termini für unseren Zweck folgendermaßen definieren Mono-no-aware äußert sich in einer gesteigerten affektiven Rezeptivität, die sich in mujōkan, einer säkularisierten, Melancholie, buddhistischen Ursprungs niederschläg.⁶⁴

⁵⁸ Referenzkorpora des DWDS zeigten, dass Lexeme wie Melancholie oder melancholisch vermehrt als Attribuierungen von Musiker*innen und Literat*innen zu finden waren. Häufig anzutreffende Lexeme auf syntagmatischer Ebene waren ›Schwarz‹ und ›Schmerz‹.

⁵⁹ „DWDS. Die Zeit (1946-2018)“. <https://www.dwds.de/r/?corpus=zeit&q=melancholie>; Abruf am 15.08.2022.

⁶⁰ „DWDS. Die Berliner Zeitung (1994-2005)“. <https://www.dwds.de/r/?corpus=bz&q=melancholie>; Abruf am 15.08.2022.

⁶¹ „DWDS. Die Zeit (1946-2018)“. <https://www.dwds.de/r/?corpus=zeit&q=melancholie>; Abruf am 15.08.2022.

⁶² Ebd.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ „DWDS-Kernkorpus“. <https://www.dwds.de/r/?corpus=korpus21&qmelancholie>; Abruf am 15.08.2022.

Das Medienobjekt Cohen hat keine feste Kontur. Wenn auch nur andeutend, weist das Zitat (9) zumindest einen signifikant kulturellen Unterschied auf. Cohen hat dies scheinbar durch Erfahrungswissen und *lebensweltliche Zen-Praxis* zeichenhaft in seine Performanz integriert. In diesem Sinne lässt sich die Zuschreibung nicht monokausal verstehen, sondern ist an mehrere Spuren gebunden, die aus mehreren Richtungen wirken. Cohen ist zwar einerseits der leidende Melancholiker, seine normative Rolle verschiebt sich jedoch durch die Lebenspraxis im Zenkloster. Dies wird durch den medialen Diskurs scheinbar auch besser bewertet.

An dieser Stelle ziehe ich ein kurzes Zwischenfazit. Die pragma-semiotische Textarbeit nach Felder begann mit einer abduktiven Annahme des handlungsleitenden Diskursthemas: *Leonard Cohen ist Melancholiker*. Weiter konnte durch ausgewählte Kollokationen auf Satz- und Textebene herausgestellt werden, welche Konstitution des Melancholikers innerhalb agonaler Zentren bevorzugt wird. Es ist vorzugsweise der Melancholiker mit der souveränen Indifferenz. Hier lässt sich ein Rückbezug zur Einleitung des Aufsatzes herstellen. Denn Rezipient*innen konstituieren durch Präsuppositionen und Erwartungen innerhalb des medialen Diskurses eine spezifische Verkörperung des Melancholikers und legen diesen meistens auf eine einseitige Intentionalität fest. Durch eine Neuordnung des Codes, bei dem die religiösen Praktiken des Künstlers dargestellt werden, ergeben sich jedoch auch neue Deutungsvarianten.

Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich knapp mit den musikalischen Zeichen, um ihre Funktion als wesentliches Mittel des künstlerischen Kommunikates herauszustellen. Daran anknüpfend wird die ‚Stimme‘ als Phänomen betrachtet, das wesentlich die Interpretation beeinflusst. An einigen Korpusbelegen werden Inferenzprozesse verdeutlicht. Damit wird der zweite wichtige Punkt zum Thema gemacht, der die kognitiv-kulturellen Wahrnehmungsurteile betrachtet. Meine korpuslinguistischen Untersuchungen zeigen, dass *die ‚Stimme‘* neben *Melancholiker* und *Melancholie* als das am höchsten frequentierte Lexem ausgemacht werden kann. Dem Ergebnis folgte die Annahme, dass sich interpretatorische Zugänge somit auf spezifische Aspekte der ‚Stimme‘ konzentrieren müssten, welche die Semiotisierung signifikant formen.⁶⁵

10. Musikalische Zeichen als Kommunikationselement

Bei der Darlegung der musikalischen Zeichen und ihrer Bedeutung ist die Tatsache, dass musikalische nicht wie sprachliche Zeichen denotieren, ein wichtiger Aspekt.⁶⁶ Dennoch stellt sich die Frage, was an der Musik greifbar und interpretierbar bleibt. Manfred Bierwisch betrachtet insbesondere die gestische und ikonische Form als greifbar, da sie Form, Haltungen, Einstellungen und Affekte

⁶⁵ Felder setzt sich in seiner pragma-semiotischen Textarbeit vorwiegend mit linguistischen und bildhaften Vorkommnissen in den Medien auseinander. Da mein Artikel sich mit musikalischen Zeichen auseinandersetzt, habe ich dies transferiert.

⁶⁶ Siehe auch Florian Mehlretter. *Wie semantisch ist Musik?* (2016) oder Wolfgang Wildgen. *Musiksemiotik. Musikalische Zeichen, Kognition und Sprache* (2018).

wiedergibt, sie würde jedoch keine Sachverhalte ausdrücken.⁶⁷ In Anlehnung an Robert S. Hatten, der sich an der Semiotik Charles Sanders Peirce orientiert, ist die Geste als eine Handlung zu verstehen, die dazu veranlasst, dass Personen Gedanken, Gefühle oder Absichten zugeschrieben werden können. Hatten merkt diesbezüglich jedoch an: „However, a movement need not be intentionally produced to be interpreted as a significant“.⁶⁸ Damit verweist er implizit auf den Zwang, zu schlussfolgern und dem Interpretieren spezifische Absichten zuzuschreiben. Der Autor führt weiter aus, dass Rezipient*innen das Heraustreten einer musikalischen Geste aus der musikalischen Syntax als eine phänomenologisch-energetische, temporale Formung erkennen.⁶⁹ Insofern kann die musikalische Geste und mutmaßend auch die stimmliche als Zeichen interpretiert werden, da ihre Bewegungen implizit, virtuell und aktualisiert sind. Musikalische Gesten können insofern als melodische Konturen oder harmonische Progressionen projiziert und innerhalb ihrer Mehrdeutigkeiten verhandelt werden.⁷⁰ Auch wenn die Musik für sich allein keine Sachverhalte ausdrückt, sollte sie in Relation zu anderen Zeichen-ebenen betrachtet werden.

11. Musiksemiotik

Jegliche Schlussfolgerungsprozesse darüber, was musikalische Gesten in ihrer phänomenologisch-energetischen temporalen Formung anzeigen, bleibt in diesem Sinne nicht ausschließlich auf der Ebene der reinen Affektvermittlung. Ein weiterer wichtiger Punkt ist der raumsemantische Wiedererkennungswert spezifischer Instrumente. Stephanie Großmann argumentiert für einen konzeptionellen Einsatz spezifischer Instrumente. Als Beispiel nennt sie den Dudelsack, der als Zeichen für Schottland steht.⁷¹ Obwohl die Behauptung Großmanns für Filmmusik gilt, lässt sich die Vorstellung darüber, dass spezifische Instrumente wie auch stilistische Spielweisen bestimmten Kulturkreisen zugeordnet sind, auch in der Komposition Cohens vermuten. Richtig ist, dass Cohen einerseits mit dem Song *Dance me to the end of love* (1984) auf sprachlicher Symbolebene auf die Streichquartette in den Konzentrationslagern anspielt⁷² und diese Konnotation durch die stilistische Spielart der phrygischen Tonleiter mit einleitenden Geigen und einem kleinen Sekundenintervall musikalisch ergänzt. Innerhalb jüdisch-musischer Traditionen, so

⁶⁷ Manfred Bierwisch, „Bedeutung die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt?“. In: Heidrun Kämpfer/Ludwig M. Eichinger (Hgg.), *Sprache-Kognition-Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. Berlin/New York 2007, S. 342-343.

⁶⁸ Robert S. Hatten, *Interpreting Musical gestures, Topics and Tropes. Mozart, Beethoven, Schubert*. Indiana 2004, S. 112.

⁶⁹ Ebd., S. 114.

⁷⁰ Ebd., S. 131.

⁷¹ Stephanie Großmann, „Bedeutungsgenerierung durch Musik“. In: Dennis Gräf, Stephanie Großmann, Peter Klimczak u.a. (Hg.), *Filmsemiotik. Eine Einführung in die Analyse audiovisueller Formate*. Schüren 2017, S. 271.

⁷² „Leonard Cohen Dance Me to the End of Love (live on Australian TV in 1985). <https://www.youtube.com/watch?v=d9CsYoWIK7w>; Abruf am 19.08.2022.

Jascha Nemtsov, werden die Modi mit dem orientalisch klingenden Intervall einer übermäßigen Sekunde in Verbindung gebracht und gemeinhin als Charakteristikum der jüdischen Musik assoziiert.⁷³ Tagg betrachtet die Implementierung fremder stilistischer Kennzeichen in ein diskursives Setting als Genresynechdoche, was zur Folge hat, dass die „[...] Möglichkeiten konnotativen Verständnisses in der klanglichen Realisation [sich multiplizieren]“.⁷⁴ Hinsichtlich der zeichentheoretischen Aspekte von Musik bemerkt Wildgen, dass die Pragmatik bei der Entstehung eines Werkes insofern eine Rolle spielt, als der Musiker sich in einer spezifischen historischen Situation, Tradition oder aber als Avantgarde im Konflikt befindet. In einem weiteren Schritt liegt es in der Verantwortung der Rezipient*innen, Sinn zu verleihen. Auf welche Art und Weise sich diese Zuschreibung von Sinn gestaltet, ist immer auch abhängig von der musikalischen Erfahrung.⁷⁵ Eine Auseinandersetzung mit einer musikalischen Kommunikation Cohens erfordert somit auch Fachkenntnisse, welche den „richtigen“ Interpretationsprozess der sprachlichen und musikalischen Zeichen erst leisten müsste. Insbesondere das Phänomen der ‚Stimme‘ zwingt jedoch scheinbar in Relation zu herausgearbeiteten Präsuppositionen zur Semiotisierung des Melancholikers, was in den nachstehenden Abschnitten begründet wird.

12. Modalität – ‚Stimme‘ – Cohen

Für Sänger*innen wie Falco, Billie Eilish und insbesondere Leonard Cohen, aber auch Bob Dylan oder Nick Cave ist der Sprechgesang bzw. das Flüstern kennzeichnend. Bei Rezipient*innen kann dies einen dialogischen bzw. narrativen Charakter hervorrufen. Denn es setzt nicht nur Subjekt (Cohen) und Prädikation in Relation, sondern lässt auch vergessen, so die Annahme, dass Künstler*innen in mehrdeutiger und fingierter Fassung gesellschaftliche Themen kritisieren könnten und auf Probleme hinweisen. Die These, dass der Sprechgesang, da er der alltagssprachlich wirkt, kognitiv und hinsichtlich der Sachverhaltsbewertung anders affiziert als melodischer Gesang, lässt sich beispielsweise über immer wiederkehrende Diskussionen eines Einflusses der Rapmusik auf Jugendliche beobachten. Ulrike Schröder zufolge handelt es sich bei Rapmusik, vor allem bei der Rapbattlemusik um eine Kommunikationspraxis, welche pragmatisch als Sprachhandlungsmodus bzw. Sprachspiel verstanden wird.⁷⁶ Bei einer Betrachtung der Prozessualität von „Gesten zusammen mit verbalen, prosodischen und paraverbalen Kommunikationsformen“ bilden konventionelle und metaphorische Gesten, zumeist RAP IST BATTLE, ein Kontinuum.

⁷³ Jascha Nemtsov, „Jüdische Musik“. In: Christina Braun/Micha Brumlik (Hgg.), *Handbuch Jüdische Studien*. Köln/Weimar/Wein 2018, S. 450.

⁷⁴ Ole Petras, *Wie Popmusik bedeutet. Eine synchrone Beschreibung popmusikalischer Zeichenverwendung*. Bielefeld 2011, S. 68.

⁷⁵ Wildgen 2018, S. 159-160.

⁷⁶ Ulrike Schröder, „Die kognitiv-pragmatische Dimension der kommunikativen Gattung Rap als battle“. In: Konstanze Marx/Simon Meier (Hgg.). *Sprachliches Handeln und Kognition*. Band 75. Berlin/Boston 2018, S. 134.

Gesten etwa rücken die Metaphorizität konventioneller Metaphern, die auf verbaler Ebene nicht mehr transparent sind, wieder ins Bewusstsein, indem Sprecher*in eine dem verwendeten verbalen Ausdruck korrespondierende übertriebene Handbewegung ausführt, zusätzlich den Blick darauf richtet und den gesprochenen Ausdruck schließlich noch prosodisch markiert.⁷⁷

Für die Analyse der musikalischen Artefakte Leonard Cohens spielen visuelle Gesten in Musikvideos keine Rolle, aber die Hypothese ist, dass prosodische, parasprachliche, raumsemiotische und musikalische Elemente in ihrem Zusammenwirken mit der linguistischen Textebene ein kognitives Blending (Im Sinne Brandts) bei Rezipient*innen erzeugen.⁷⁸ Dies wiederum könnte für bestimmte Schlussprozesse und eine Semiotisierung Leonard Cohens als Melancholiker tragend sein. Die Hypothese ist, dass Sprechgesang oder auch Flüstern dabei grundsätzlich den Effekt haben könnten, Leonard Cohen glaubwürdiger bzw. vertrauenswürdiger erscheinen zu lassen. In diesem Zusammenhang heißt es bei Harras, dass „raunen/zuraunen und wispern [...] als Synonyme zu flüstern/zuflüstern verwendet werden. Raunen und zuraunen können zur Bezugnahme auf Äußerungen verwendet werden, mit denen Vermutungen Gerüchte, Geheimnisvolles oder auch Unheilvolles zum Ausdruck gebracht wird [...]“. Harras versteht das Verb insofern hinsichtlich seiner spezifischen Modalität.⁷⁹ Es darf somit angenommen werden, dass das Flüstern als Modalität mitunter als Teilkomponente eine wichtige Funktion für Inferenzprozesse hat.

13. Soziokulturelle Aspekte der ‚Stimme‘

Sendlmeier verweist auf die Individualitätsmerkmale der ‚Stimme‘, welche bei jedem Menschen unterschiedlich sind. Dabei ließen sich Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, regionale und soziale Herkunft wie auch gesundheitliche und emotionale Zustände durch Stimmklang wie auch Sprechweise relativ zuverlässig entnehmen. Eine Betonung mag auf *relativ* liegen, da ausschließlich über die Rezeption auch falsche Annahmen entstehen können. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn der Stimmklang dahingehend trainiert wird, dass Produzent*innen im Stande sind, auch unwahre Ereignisse stimmlich überzeugend als wahr zu suggerieren. Sendlmeier nennt hier exemplarisch Schauspieler*innen, welche Kontrolle über ihre ‚Stimme‘ haben und somit in der Lage sind, die inhaltliche Lüge, glaubwürdig zu vermitteln.⁸⁰ Der Befund lässt sich nicht vollständig auf Musiker*innen und deren Art der Vermittlung von Symbolstrukturen transferieren, denn sie ist durch

⁷⁷ Ebd., S.140.

⁷⁸ Line Brandt/Per Aage Brandt, „Making Sense of a blend. A Cognitive-Semiotic Approach to Metaphor.“. In: Francisco Ruiz de Mendoza Ibáñez (Hg.), *Annual review of Cognitive Linguistics: Volume 3*. Amsterdam 2005, S. 219-220.

⁷⁹ Gisela Harras/Edeltraud Winkler/Sabine Erb/Kristel Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil 1 Wörterbuch*. Berlin/New York 2004, S. 432.

⁸⁰ Walter Sendlmeier, „Die psychologische Wirkung von Stimme und Sprechweise. Geschlecht, Alter Persönlichkeit, Emotion und audiovisuelle Interaktion“. In: Bulgakowa Osana (Hg.), *Resonanz-Räume. Die Stimme und die Medien*. Berlin 2012, S. 99-116.

komprimierte Metaphorik und die Temporalität der Musik komplexer. Eine Übereinstimmung eines gestischen Momentes ließe sich auch für die ‚Stimme‘ annehmen, denn auch Musiker*innen kontrollieren ihre ‚Stimme‘ und bilden Synthesen mit anderen Zeichenebenen. Schließlich ist es entscheidend für den interpretatorischen Zugang,

[...] ob der Sprechbewegungsablauf in seinem rhythmischen Erscheinungsbild eher unruhig und labil oder eher gleichmäßig und fließend erscheint, [dies] kann von Hörern mit großer Leichtigkeit eingeschätzt werden.⁸¹

Wie stimmliche Phänomene bewertet werden, ist an soziokulturelle Gründe gebunden. Festhalten lässt sich, dass eine tiefe ‚Stimme‘ zumeist als angenehmer, kompetenter und vertrauenswürdiger gelte. Auch ist zu beobachten, dass sich Frauenstimmen, exemplarisch nennt der Autor hier Nachrichtensprecher*innen, in den letzten Jahrzehnten darum bemühen, in tiefere Register zu gelangen. Diese sozio-normative Anpassung der Frauen werde als negativ empfunden, tiefe Männerstimmen hingegen in aller Regel als positiv. Neben bereits erwähnten Attributen ist das tiefe Register daher gütig, glaubwürdig und überdies vermittele das tiefe Stimmenregister Autorität, hohe Männerstimmen hingegen führen zu negativ besetzten Zuschreibungen. Hinsichtlich der Intonation wiesen Männer in aller Regel eine monotonere Intonation auf, Frauen hingegen eine melodiosere. Das Absinken der ‚Stimme‘ werde als selbstbewusst empfunden, wohingegen das Heben der ‚Stimme‘ (*ständiges Fragen*) mit Unsicherheit assoziiert wird. Auch sei eine „behauchte“ ‚Stimme‘ beim Mann eher negativ zu bewerten, wohingegen es bei der Frau mit Verführung in Verbindung gesetzt wird.⁸² Mit Verweis auf Cohens monotonen Stimmregister, welches sich ähnlich wie das von Bob Dylan oder Nick Cave als Sprechgesang bezeichnen ließe, ist Sendlmeier hinsichtlich seiner Bezugnahme zu kulturellen Zuschreibungen zuzustimmen. Ebenfalls berücksichtigt werden muss jedoch auch die Vielfalt des Stimmregisters, das jeweils ein unterschiedliches körperliches Affiziertsein auslösen kann. Auch ergänzende Modi wie das Flüstern sind relevant. Der kulturellen Zuschreibung männlicher und weiblicher ‚Stimmen‘ wird meinerseits nicht widersprochen. Ich nehme jedoch an, dass die Zuschreibung an Cohen sich aufgrund mehrerer Spuren weitaus komplexer gestaltet. Der nächste Abschnitt soll daher, in Anlehnung an Wildgen, die somatischen Aspekte der ‚Stimme‘ erörtern und der anschließende Abschnitt versteht sich als Einblick in eine philosophisch-semiotische Dimension.

⁸¹ Ebd., S. 100.

⁸² Ebd., S. 102.

14. Somatische Aspekte der ‚Stimme‘

Der Sprachwissenschaftler und Semiotiker Wildgen begreift die Musik und die Sprache als Kommunikationsmittel und begründet ihre Funktion im sozio-normativen Gefüge der menschlichen Gattung.⁸³ In diesem Zusammenhang fokussiert er sich nicht etwa ausschließlich auf externe Objekte oder Instrumente mittels derer kommuniziert wird. Primär geht es um die Tatsache, dass der Hörsinn den vitalen Nutzen bewertet und Raumorientierung, gattungsnahe Schallquellen wie auch phonische Umgebung erfasst. Die Erfassung biologischer Signale sei notwendig für die soziale Organisation, Kooperation und das Erkennen einer möglichen Konkurrenz um Aufmerksamkeit. Dabei sei der Körper selbst an der der akustischen Lautproduktion beteiligt.⁸⁴ Wildgen verdeutlicht die soziale Organisation an dem Beispiel, dass Neugeborene die Frequenz der mütterlichen Stimme erkennen, was wesentlich für ein voranschreitendes Lernen sei. Insofern ist die Funktion der Lautgebung in ein soziales Netzwerk integriert, das sich nicht nur auf das Denken konzentriert, sondern auch Willen und Gefühl einschließt.⁸⁵ Der Autor führt weiter aus, dass Musik eine wesentliche Wirkung auf somatische Bereiche hat und sogar durch artikulierendes Singen oder Sprechen produziert wird.⁸⁶ Musik und die menschliche Stimme haben in diesem Zusammenhang eine phänomenologische Gestalt und Musik(stücke) und mutmaßlich auch Stimmen entfalten eine phonosphärische Umwelt. Diese Phonosphäre kann zwar kulturell unterschiedlich sein und auch zu unterschiedlichen Zuschreibungen führen, so meine These. Mit der Tatsache aber, dass beispielsweise Basstöne „[...] sich direkt vegetativ (über Brust, Bauch und Zwerchfell) bemerkbar machen“, verweist der Autor auf eine kulturübergreifende ganzkörperliche Wahrnehmung und eine spezifische Normativität. Wildgen betont, dass die Bedeutungskorrelate von Musik grundlegend „[...] mit dem Aspekt der Körperlichkeit und der Bewegungen am und mit dem Körper zu tun haben. Dazu zählen dann auch „[...] Körperbedürfnisse, Wünsche, Verlangen, Abneigungen, die man unter dem Titel ‚Emotionen‘ zusammenfassen kann.“⁸⁷ Das nächste Kapitel thematisiert die Stimme hinsichtlich ihrer Zeichenhaftigkeit.

15. Die Stimme als Zeichen

Der Philosoph und Medienwissenschaftler Mersch leitet seinen Aufsatz *Präsenz und Ethizität der Stimme* (2006) damit ein, dass die Stimme den Moment des Sagens eröffnet. Dieser performative Akt existiert daher nur als Augenblick und Körperlichkeit.

⁸³ Wildgen 2018, S. 9.

⁸⁴ Ebd., S. 12-13.

⁸⁵ Ebd., S. 19.

⁸⁶ Ebd., S. 23.

⁸⁷ Ebd., S. 30-33.

Darum ist jede ‚Stimme‘ in ihrer Plötzlichkeit stets schockhaft und vom Augenblick einer Magie beseelt, immer ‚entsetzlich‘ und von seltsamer Anziehungskraft; sie ist Leib und überraschende Nacktheit zugleich.⁸⁸

Wesentlich ist, dass der Hörer nicht nur Gesagtes und dessen Bedeutungen versteht, sondern er spüre sie, was ebenso mit den Erkenntnissen Wildgens korrespondiert. In diesem Sinne kann die ‚Stimme‘ als leibliche Spur betrachtet werden.⁸⁹ Der ‚Stimme‘ wohnt eine *spezifische Erotik* im weiten Sinne inne, die zwischen „Faszination und Abstoßung, zwischen Begehren, Scheu oder Abwendung“ changiere, aber immer im Begriff sei, eine Stellungnahme oder Reaktion herauszufordern.⁹⁰ Mersch betont die Verknüpfung von Autorrede und Gedanken und kritisiert die Tatsache, Sprache ausschließlich auf „[...] das Gesagte, den Sinn und die Strukturen der Signifikation [...]“ zu reduzieren, welche aus der Differentialität folgen. Problematisch ist, dass die Begründung für die „Normativität des Sozialen“ in dieser Art nicht funktioniere, denn weder folge diese aus einer „Bindungskraft der Rede“ noch aus den „Ordnungen des Symbolischen“ allein. Die ‚Stimme‘ trägt nicht nur zur Funktion des Rhetorischen oder gar zur Figuration der Rede bei. Im besten Fall ist sie die Funktion des performativen Vollzugs, der „[...] gleichursprünglich die Tatsache der Sprache und der durch sie bedeutenden Wirklichkeit setzt“.⁹¹ Die theoretische Philosophin Krämer versteht die ‚Stimme‘ in ähnlicher Weise als Ausdruck und leibliche Spur, welche sich als ein affektiver Prozess begreifen lässt, denn Physiologie, Physik und Phänomenalität konstituieren eine Synthese und wie alles Akustische verfügt die ‚Stimme‘ über eine spezifische Eindringlichkeit.⁹² Krämer betont die verstörende Erkenntnis des Vorranges der menschlichen Affekte innerhalb zwischenmenschlicher Interaktionen gegenüber der reinen Argumentation, wobei das Register der ‚Stimme‘ eine nicht unwesentliche Funktion der Intersubjektivität erfüllt. Auch betont die Autorin, dass die ‚Stimme‘ vor allem immer das „[...] Begehren eigen ist, das sich an den anderen richtet [...]“ und wir Menschen mit der Stimmlichkeit nicht ausschließlich als Essenzen begriffen werden, sondern als „[...] konkret situierte leibliche Existenzen [...]“.⁹³ Krämer geht sogar noch einen Schritt weiter und eröffnet die Betrachtung der ‚Stimme‘ als Zeichen. In diesem Sinne kann die ‚Stimme‘ als akustisches Phänomen verstanden werden, dessen Lautfolge semantisch begriffen „[...] je nach sprachtheoretischer Funktion – einen Sinn, eine Satzbedeutung, eine Proposition oder einfach einen Gedanken zum Ausdruck bringt“.⁹⁴ Krämer stellt die Frage nach der Metamorphose eines physischen Ereignisses in ein semiotisches Geschehen und problematisiert die Tatsache, dass Wörter arbiträr sind und demgegenüber die ‚Stimme‘ nicht auf kodierter Zeichengebung basiert, sondern mehr auf

⁸⁸ Dieter Mersch, „Ethizität und Präsenz der Stimme“. In: Doris Kolesch/Sybille Krämer (Hgg.). *Stimme*. Frankfurt am Main 2006. S. 1.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Ebd., S. 2.

⁹¹ Ebd., S. 10.

⁹² Sybille Krämer, „Negative Semiologie der Stimme. Reflexionen über die Stimme als Medium der Sprache“. In: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hgg.), *Medien/Stimmen*. Köln 2003, S. 72.

⁹³ Ebd., S. 70.

⁹⁴ Ebd., S. 72.

unwillkürlicher Indexikalität. Demnach ist die ‚Stimme‘ als Spur nicht als konventionalisiertes Zeichen zu verstehen. Vielmehr ist sie Anzeichen. Die ‚Stimme‘ spreche nicht nur, sondern zeige auch.⁹⁵ Somit wird die ‚Stimme‘ von Krämer als performatives Phänomen *par excellence* betrachtet.

Die Stimme ist die Spur unseres individuellen wie auch sozialen Körpers. Sie ist gleichermaßen Index der Singularität einer Person wie der Kultur. [...] Als eindringlicher oder aufdringlicher Anspruch und Appell an den Anderen kann die Stimme vergemeinschaften oder entzweien. Ihr ist eine ›instinktive Sozialität‹, ein ›Ethos‹ eigen, das eine aller konventionellen Normativität vorausgehende Verantwortung schafft [...].⁹⁶

Neben der Betonung eines intersubjektiven und vorsemiotischen Phänomens betont die Autorin einen weiteren wichtigen Punkt. Krämer spricht von der Gewohnheit, die Sprache mit dem Diskursiven und dem Sagbaren zu verknüpfen. Das Bild hingegen identifizieren wir mit dem Ikonischen und dem Zeigbaren.

Wenn aber die Behauptung, dass mit der Stimme ein analogisch-indexikalisches Prinzip beim Sprechen wirksam wird, zutrifft, ergibt sich ein bemerkenswerter Umstand: Jenes physisch-psychische Substrat des zum Laut geformten Schalls, das wie kein anderes in seiner zeitlichen Sukzessivität und Fluidität geeignet ist, sprachliche Materialität zu stiften, also der Sprache einen Körper zu geben, wird als ein nicht-diskursives Anzeichen zur Bedingung der Möglichkeit zeichenhafter Diskursivität.⁹⁷

Insofern lassen sich über die ‚Stimme‘ nicht-diskursive Anzeichen sprachlicher Materialität bestimmen. Für die Sinnstiftung ist die ‚Stimme‘ aus semiotischer Perspektive als ein wichtiger Beitrag zur Zeichengebung zu begreifen. Krämer spricht hier einerseits von einer Akzentuierung des Sinns einer Äußerung wie auch dem individuierenden Ausdruck einer Person.⁹⁸

16. ‚Stimme‘ und Musikalität

Einen weiteren Schritt, der auch die Tendenz anstrebt, die Wirkkraft der ‚Stimme‘ in der von Krämer herausgehobenen Besonderheit zu verstehen, leistet der folgende Abschnitt. Krämer verweist darauf, dass die ‚Stimme‘ nicht nur zur Signifikanz der Rede beitrage, sondern diese durchbreche und bezeichnete es als „Negative Semiologie“, dessen Maxime lautet: „Was die Stimme als Medium von

⁹⁵ Ebd., S. 73.

⁹⁶ Krämer 2006, S. 11.

⁹⁷ Krämer 2003, S. 73.

⁹⁸ Ebd.

Sprache und Kommunikation bewirkt, ist in zeichentheoretischen Termini hinreichend nicht mehr beschreibbar“.⁹⁹ Krämer stellt die Frage, ob Sprache in Analogie zur Musik betrachtet werden kann, statt Musik als Sprache zu deuten und bezieht sich auf die Schriften von Nietzsche, der vom musikalischen Sprechen spricht.¹⁰⁰ Nietzsche behauptet, dass das Verständlichste an der Sprache nicht das Wort selbst ist, sondern Ton, Stärke, Modulation und Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird. Krämer vertritt die These, dass medial verkörperter Sprache eine implizite Ikonizität zukomme. Anders gewendet: Sprachlichkeit komme nicht ohne Bildlichkeit, das Sagen nicht ohne das Zeigen aus. Die Autorin spricht von einer intrinsischen Intermedialität der Sprache.¹⁰¹

Die Wirksamkeit der ‚Stimme‘ beruht auf ihrer Vereinigung von Somatik und Semantik, eines physiognomischen und propositionalen Aspektes. Die Leistungskraft von Sprachlichkeit, genauer gesagt Schriftlichkeit, besteht in der Verschränkung von diskursiven und visuellen, von linguistischen und graphischen Aspekten. Nietzsche hat auf überraschende Weise eine der Sprache inhärente Intermedialität reflektiert, insofern er die Lautsprache hervorgehen lässt aus der Vereinigung von Musik und Bild.¹⁰² Nietzsches Überlegungen fokussieren dabei eine Zusammenwirkung von Gebärdensprache und Tonsprache, wobei nicht die Unterscheidung zwischen Lautlichkeit und Gestik gemeint sei, sondern eine Doppelung im gesprochenen Wort selbst. Dabei sei die Sprachgebärde von einer Vorstellung begleitet, die dem Bildlichen zugehörig sei, etwa Stellung der Sprechorgane, jedoch ohne Klang. In der tonlosen Dimension habe die Diskursivität der Sprache ihren Ort. Nietzsche assoziiert dies mit dem Apollinischen und Bildlichen, etwa mit intellektuellen Eigenschaften wie „Proportionalität, Rationalität und Erkenntnis“. Wohingegen der Ton nicht mit Vorstellungen, sondern mit Strebungen des Willens verknüpft werde und Gefühle von Lust, Dynamik und Harmonie sich dem Musikalischen dionysischen zuordnen ließe. Dabei ist Nietzsches These, dass der ‚Tonuntergrund‘ der Sprache eine Schicht im Sprechen verkörpere, die – anders als die konventionsgestützte Gebärdensprache – für alle Menschen zugänglich und auch verständlich ist.¹⁰³

Aus diesen Erkenntnissen lässt sich nun folgende Hypothese bilden, nämlich dass die ‚Stimme‘ mit ihren individuellen Merkmalen semantisch wie somatisch spezifische Vorstellungen einer Physiognomie und eines Kontextes bei Rezipierenden erzeugt. Genau dieser Umstand führt in Relation zu anderen Zeichen zu spezifischen Annahmen darüber, dass Cohen Melancholiker sein muss. Mitunter sind diese Annahmen von der jeweiligen Kultur abhängig. Die folgenden Ausschnitte aus dem Korpusmaterial sollen dieses Argument bekräftigen.

⁹⁹ Ebd., S. 73.

¹⁰⁰ Ebd., S. 75.

¹⁰¹ Sybille Krämer, „Sprache, Stimme, Schrift. Zur impliziten Bildlichkeit sprachlicher Medien“. In: Arnulf Deppermann/Angelika Linke (Hgg.), *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin/New York 2009, S. 13.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Ebd., S. 22

17. Stimme als ästhetische Signifikanz

Eine Metapher, welche für die ‚Stimme‘ Cohens im Korpus auftritt, ist die ›Nebelschwadenstimme‹.¹⁰⁴ Die Bezeichnung verweist auf eine ikonisch/indexikalische Erklärung einer kontextuellen Semantik bei synchroner Referenz auf die Stimme als somatisches Phänomen wie Krämer es erläutert.

Die Kollokationen für die ‚Stimme‘ beziehen sich mit unterschiedlichen Attributen auf das tiefe Stimmregister des Sängers und geben einen ersten Überblick über die Vielfalt der Zuschreibung. Im Korpusmaterial waren vor allem die Attribute „tief“, „rauchig“ und „magisch“ signifikant häufig vertreten. Weiterhin wurde die Stimme Cohens als „sein Markenzeichen“ hervorgehoben. Aufgrund der Tatsache, dass das Lexem ‚Stimme‘ eine sehr hohe Frequenz im Korpus ausmacht, werden lediglich fünf Beispiele herangezogen, an denen die Semiotisierung und Sachverhaltskonstitution herausgestellt werden sollen.

(10) Am Ende schließlich steht ein beinahe wortloses Stück, minutenlang nur Streicher, kein Bass, kein Schlagzeug, keine *Stimme*. Als wäre der *Erzähler* bereits verschwunden, als lasse Cohen, der Meister der Worte, sein Publikum nur mit einer Melodie zurück. Doch dann setzt die „goldene Stimme“ doch noch einmal ein [...].¹⁰⁵

(11) Vielleicht alarmierte mich schon der *summende jüdische Männerchor* ganz zu Beginn. Er *summt* sehr *gottesfürchtig*. Oder es war das *fette Bassmotiv*, das dann so unerbittlich *wie eine rollende Kutsche* daherkommt, die einen zum *Jüngsten Gericht* abholt. Auf jeden Fall war es spätestens Leonard Cohens Stimme.¹⁰⁶

(12) Nicht viel vielleicht, der Meister ist alt, die Stimme bald nur noch ein Flüstern. Und dann realisiert man unweigerlich, dass auch ein Leonard Cohen nicht ewig leben wird.¹⁰⁷

(13) „So long, Marianne“ und „Sisters of Mercy“ Meilensteine des Songwritings und lernte seine *Stimme* durch *Hypnose* zu beherrschen: „Senken Sie Ihre *Stimme tiefer und tiefer*, bis sie beinahe einem *Flüstern* gleicht“, eine Erinnerung aus Jugendjahren, die er später auch auf den Bühnen der Welt so eindrücklich beherzigte.¹⁰⁸

¹⁰⁴ „Er ist der Fürst der Melancholie. Leonard Cohen ist der Mystiker, der düstere Todesanbeter“. <https://www.br.de/puls/musik/ruhmeshalle/ruhmeshalle-leonard-cohen-songs-of-leonard-cohen-100.html>; Abruf am 01.06.2022.

¹⁰⁵ „Leonard Stimme schwebt über allem“. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/neues-album-you-want-it-daker-leonard-cohen-singt-sein-letztes-liebeslied-1.3219956-2>; Abruf am 01.06.2022.

¹⁰⁶ „Gesang vom Trümmerberg herab“. <https://www.taz.de/Cohens-Album-You-Want-It-Daker/!5349954/>; Abruf am 01.06.2022.

¹⁰⁷ „Leonard Cohens eine Box voll Depression“. <https://www.nordbayern.de/2.7493/leonard-cohens-werke-eine-box-voll-depressionen-1.1559935>; Abruf am 01.06.2022.

¹⁰⁸ „Almost young“. <https://www.literaturzeitschrift.de/book-author/Cohen/>; Abruf am 01. 2022.

(14) Chorgesang aus *Männerstimmen, fernes, langgezogenes Uuuh-uh, wie Rufe aus dem Jenseits*. Der Gesang verebbt, ein beschwörender Elektrobeat, Herztönen gleich, rollt langsam heran. Dann ein Stopp, als würde der Atem angehalten. Der Chorgesang schwillt wieder an. Eine brüchige, tiefe Stimme, wie aus dem Grab dringt sie herauf: *If you are the dealer, I'm out of the game.*¹⁰⁹

Dem erzählenden Gestus der lyrisch- musikalischen Artefakte wird ein besonderer Stellenwert beigemessen, was Beispiel (10) zeigt. Ebenso signifikant ist die Modalität des Flüsterns. Das Flüstern (12) und (13) wird zunächst mit dem Alter des *Meisters* in Verbindung gesetzt und bestätigt somit die Annahme Sendlmeiers. Auch lässt die Auseinandersetzung Cohens mit hypnotischem Sprechen eine Annahme über absichtliche Modalität zu. Die ‚Stimme‘ wird nicht nur mit dem Flüstern als vertrauensstiftende kommunikative Intention in Relation gesetzt. Beispiel (11) und (14) metaphorisieren die ‚Stimme‘ im Zusammenhang mit dem Song *You want it darker*, indem das deiktische Setting Leonard Cohens zum Tag des Jüngsten Gericht verschoben wird. Mit Berücksichtigung der kulturellen Ebene und einfacher Orientierungsmetaphorik wie auch einer eher unbeweglichen Einteilung von Gott (gut) und Teufel(schlecht) in der monotheistischen Ausrichtung des Abendlandes ist dies nicht bemerkenswert. Es realisieren sich schlicht Versuche, sowohl phänomenologische Beschaffenheit der ‚Stimme‘ in Relation zu anderen Zeichen und Bedeutung des Textes zu interpretieren als auch Wirkungen auf spezifische somatische Bereiche zu verarbeiten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass bassartige Frequenzen, hier sei an die Thesen Wildgens erinnert, auf bestimmte Körperbereiche wie Brust, Zwerchfell oder Bauch wirken. Das Flüstern hingegen mag gerade deshalb als geheimnisvoll erscheinen, da insbesondere Frikative und Plosive durch höhere Frequenzen bei gleichzeitiger stimmloser Bildung der Vokale die Hörschwelle rascher überwinden und es primär im Bereich des Kopfes wirkt. In Anlehnung an Mersch und Krämer kann hier darauf verwiesen werden, dass die ‚Stimme‘ auch zeige. Allerdings ist nun für die ‚Stimme‘ bei Cohen entscheidend, dass der narrative Duktus, das Flüstern als Modalität, hypnotisches und ruhiges Sprechen und das ergänzende Summen des Chores mehrere Indizien oder Spuren über raumsemantische Relationen zulassen. Insofern ist der Rückbezug zum Text für die Rezipient*innen zwingend, ebenso die Bindung des Gesagten an das Subjekt. Die Tatsache, dass ‚Stimme‘ im Korpus die höchste Frequenz aufweist, wird neben der Beschaffenheit der ‚Stimme‘ und dem *Zwang, es räumlich einzuordnen*, damit zusammenhängen, dass das ruhige, flüsternde und monotone Sprechen vor allem expressive Tendenzen und somit Bewertungen durch Tonhöhenunterschiede ausspart und vermutlich zum Narrativ des achtsamen Zen-Buddhisten in Relation gesetzt werden *könnte*. Diesem werden dann mutmaßlich Prädikate wie *Bescheidenheit* ohne weiteres Zögern zugeschrieben. Die religiöse Zugehörigkeit

¹⁰⁹ „You want it darker. Zwischen Zweifel und Zuflucht“. <https://www.der-schwache-glaube.de/2018/11/23/leonard-cohen-you-want-it-darker-zwischen-zweifel-und-zuflucht-von-imkeschwarz%EF%BB%BF/>; Abruf am 01.06.2022.

ist aufgrund des Chores und der raumsemantischen Verortung nicht eindeutig festgelegt. Es weist Spuren des Christentums als auch des Judentums auf. Dies wird dadurch kenntlich, dass Beispiel (11) als christliche Glaubensinstanz ein Zitat aus Cohens Song in die eigene Ideologie integriert. Der Chor erzwingt hier eine raumsemantische „korrekte“ Deixis, so die These. Die Deixis weist hier auf die kulturelle Wissensumgebung der Kirche. Es ergeben sich abschließend folgende Kernthesen im Diskurs:

1. Cohen ist ein Erzähler.
2. Cohen spricht bewusst monoton und hypnotisch.
3. Der Chor und Cohens ‚Stimme‘ zwingen zur Einordnung einer (un)bestimmten Raumdeixis.

Die Schlussfolgerung meiner Untersuchungen ist, dass sich bei einer anderen Stimmfrequenz und Rauheit der ‚Stimme‘ auch das Narrativ über den Künstler verändern würde. Allerdings ergänzen sich hier beispielsweise das hypnotische Sprechen, die tiefe Stimmfrequenz als auch das Flüstern mit der metaphysischen Lebenspraxis und die Präsuppositionen des Künstlers zu einem Vorstellungsraum in medialen Aushandlungen. In diesem Vorstellungsraum wird Cohen die Rolle des Melancholikers nicht nur zugeschrieben, sondern durch die ‚Stimme‘ und ihre unmittelbare Wirkkraft und Modalität wird ein Vorstellungsraum einer Physiognomie eines Melancholikers aufrechterhalten. Dieser Vorstellungsraum ist sowohl an Präsuppositionen einerseits gebunden als auch an kognitiv-kulturelle Wahrnehmungsurteile andererseits.

Trotz der Tatsache, dass meine Untersuchung zeigt, aus welchen Gründen Rezipierende Leonard Cohen überwiegend als Melancholiker signifizieren, ist es ein starkes Anliegen meines Artikels, einen *textimmanenten* interpretatorischen Zugang vorzuschlagen. In diesem Zusammenhang soll die musikalische Lyrik Cohens als soziokulturelle Praxis verstanden werden. Die Behauptung, dass gesellschaftskritische Argumente des Künstlers auf textimmanenter Ebene fast vollständig ausgeblendet werden können, schließt dabei eine nicht ganz unwichtige alternative interpretatorische Herangehensweise ein.

18. Lyrik als soziokulturelle Praxis?

Der Literatursoziologe Löwenthal erläutert den Begriff der Literatur als Schöpfungsakt einer expliziten symbolischen Auswahl des Künstlers. Ferner merkt er an, dass nicht alle Bedeutungsebenen intendiert sein müssen bzw. textimmanente Repräsentationen wissentlich oder unwissentlich ausgewählt worden sind. „Er [der Literat] muß [sic!] das, was er für das Wesen des Menschen hält, hauptsächlich durch das Verhalten bestimmter Charaktere in konkreten Situationen darstellen“.¹¹⁰ Dieser Prozess einer Konstruktion einer – wenngleich fiktiven Handlungssituation, kann nicht folgenlos für paradigmatische Wandlungsprozesse sein.

¹¹⁰ Leo Löwenthal, Das Bild des Menschen in der Literatur. Neuwied am Rhein/Berlin 1966, S.11.

Löwenthal berücksichtigt bei dieser These, dass jedwede Konzeptualisierung nicht als eindimensionaler Protest gegen bestimmte normative Strömungen verstanden werden darf. Vielmehr hegt der Künstler den Wunsch, etwa Einmaliges und Wesenhaftes zu erschaffen, was dazu führt, bisher noch *ungenannte Ängste und Hoffnungen* bloßzulegen. Dieser Befund ist insofern von herausragender Relevanz, als er das Bestehen gegensätzlicher Assertionen nicht ausschließt, und zugleich das Vorkommen diverser nebeneinander existierender *temporaler, aber fluider Wahrheiten* oder *Überzeugungen* innerhalb von Diskursen und somit auch Mehrfachadressierungen und Ambiguitäten gestattet. Ferner lassen sich die Ausführungen Löwenthals als anschlussfähig hinsichtlich einer sozio-normativen Intentionalitätszuschreibung betrachten. Denn letztlich basiert die kommunizierte und somit intentionale Darstellung der Literar*innen oder Künstler*innen wiederum auf Zuschreibungen an Dritte und Festlegung, die innerhalb der Texte ausgehandelt werden. Zügel argumentiert mit der faktualen Lyrik in eine ähnliche Richtung. Sie nimmt an, dass es durchaus textuelle und paratextuelle Elemente gibt, die eine Verankerbarkeit in der außersprachlichen Wirklichkeit haben. Dies kann so weit greifen, dass das Gedicht einen dozierenden Gestus mit Blick auf den Inhalt aufweist. Oder aber persuasiv und appellativ eingesetzt wird. Faktual ist Lyrik dann, wenn sie politisch, autobiographisch oder agitatorisch ist.¹¹¹

19. Explikation und Inferenz signifikanter Spuren

Dieser Abschnitt bietet nicht nur einen Vorschlag für eine interpretatorische Herangehensweise musikalischer Artefakte. Es setzt sich auch mit den wenigen Korpusbelegen auseinander, in denen die lyrischen Argumente Cohens erkannt wurden. Auditiv als auch symbolisch lassen sich explizite Spuren im Song „Dance me to the end of love“ ausmachen, die einen spezifischen interpretatorischen Zugang gestatten. Diese textimmanente Herangehensweise und Möglichkeit zur Interpretation wird im Folgenden in Anlehnung an Brandt erläutert.¹¹²

Meister to your beauty with a *burning violin* Dance me through the *panic* till I´m gathered safely in Lift me like an *olive branch* and be my homeward dove. Dance me to the end of love [...] Oh, let me see your beauty when the *witnesses* are gone Let me feel you moving like they do in *Babylon* [...] ¹¹³

Auch ohne das Wissen der Intention Cohens finden sich bereits auf syntagmatischer Ebene Kollokationen wie beispielsweise *olive branch* als Symbol des Friedens

¹¹¹ Nora Zügel, „Faktuale Lyrik: Neues Forschungsfeld oder Rückkehr zur Erlebnislyrik?“. In: Mathis Lessau/Nora Zügel (Hgg.), Rückkehr des Erlebnisses in die Geisteswissenschaften? Philosophische und literaturwissenschaftliche Perspektiven. Baden-Baden 2019, S.159-172.

¹¹² Brandt/Brandt 2005, S. 216-249.

¹¹³ „Dance me to the end of love“. <https://www.youtube.com/watch?v=NGorjBVagOI>; Abruf am 01.06.2022.

in jüdischer und christlicher Tradition und *Babylon* als Ort einer jüdisch-kulturellen Deixis. Das durch die Violine einsetzende Intro bestätigt dies, wenn es als kommunikativ begriffen wird. In Anlehnung an Nemtsov, Tagg und Großmann greift hier eine raumsemantische Komponente, die Bedeutung evoziert. Denn durch Verwendung der phrygischen Tonleiter (übermäßiger Sekundenintervall) und auch ein im Judentum häufig anzutreffendes Instrument, die Violine, was Parallelen zur klezmerischen Tanzmusik aufweist, können weitere intentionale Spuren der Kommunikation ausgemacht werden. Der direktive Sprechakt:

- (1) "Dance me to your beauty with a burning violin [...]" "Dance me to the end of love"

ist durch uneindeutige Rede gekennzeichnet. Brandt geht davon aus, dass die Bedeutung einer Metapher jenseits ihrer sprachlichen Prädikation liegt. Die Autorin betont den der Metapher inhärenten und intersubjektiven semantischen Gehalt, wobei der Inhalt von der Absicht des Sprechers getragen werde, dass AdressatInnen die Äußerung als Versuch eines semiotischen Ereignisses gemeinsamer Aufmerksamkeit wie auch pragmatischer Implikationen verstehen. Für das Verstehen von Metaphern setzt Brandt als ersten Schritt voraus, dass ein Adressat einer Äußerung verstanden hat, dass ein spezifisches substituiertes Subjekt etwas prädiziert. Ihr gewähltes Beispiel und auch innerhalb der kognitiven Metaphertheorie oft verwendetes Beispiel ist:

- (2) Der Chirurg ist ein Metzger

In diesem Zusammenhang geht es darum, die *Prädikation zu verstehen*, in welcher der Metzger den Chirurgen prädiziert. Der *zweite Schritt* besteht darin, dass die *Prädikation metaphorisch* zu verstehen ist (persönliche oder berufliche Identität) und auch, dass *mehrere Identitäten* innerhalb dieser Metapher möglich sind. *Drittens* ist es relevant, in welchem spezifischen Sinne dieser Chirurg ein Metzger ist. Viertens verweist Brandt insbesondere auf die Wertung, die aus der Mischung resultiert, womit sie sich an der Blending Theory Fauconniers und Turners orientiert. In letzter und wohl markantester Annäherung ist es notwendig zu sehen, welche *pragmatischen Implikationen* sich angesichts der in der Mischung auftauchenden Bedeutung und der Umstände ergeben, die die stattfindende Kommunikation kennzeichnen. Brandt betont, dass der erste und zweite Punkt synchron erfasst werden könnten. Der durch die Äußerung erzeugte *pragmatic effect* ist in dem Fall ein Vorwurf, die eine metaphorisch assertierte Kritik am Chirurgen prädiziert. Brandt bemängelt die reine Projektion des Quell- auf den Zielbereich nach Lakoff und Johnson, so dass das Ziel in Bezug auf die Quelle verstanden wird.¹¹⁴ Denn nichts im Erfahrungsbereich von Metzgern rechtfertigt die negative Bewertung. Die Bewertung ist die Semantik der Äußerung und ihre *soziale Implikation* ist die des Vorwurfs. In diesem Sinne ist der Vorwurf ein pragmatischer Effekt der evaluativen Metapher, der nicht ausschließlich durch lexikalische, morphologische und

¹¹⁴ George Lakoff/Mark Jonson, *Metaphors we live by*. Chicago 1980.

syntaktische Elemente des Satzes hervorgerufen wird. Vielmehr hat die Metapher eine soziale Dimension.

The reproach is an essential — pragmatic — effect of the metaphor. It is part of what the metaphor is taken to mean, and hence part of its meaning. It is worth noting, in this context, then, that knowledge of psychological and other ‘lifeworld’ phenomena as well as social norms (for communication-related behavior) are relevant for understanding, and analyzing, metaphor, at least in cases where metaphor is used to express an evaluation of the topic (target).¹¹⁵

Ergänzend ist mit Sperber und Wilson darauf hinzuweisen, dass die Tatsache der *Art und Weise der durch das Subjekt ausgeführten Handlung* von Relevanz ist, die sodann einen pragmatischen Effekt auslöst. Denn es ist auf Rezipient*innenseite ein kognitiv-semiotisches Wissen darüber auszumachen, *wie* sich die Semantik des Schneidens zuschreibend für den Metzger oder Chirurgen *normalerweise* gestaltet, woraus schlussfolgernd ein Verstehen der Äußerung entsteht bzw. Annahmen getätigt werden:

Surgeons and butchers both characteristically *cut flesh, but in quite different ways*; they cut as little as possible, and with the utmost care to avoid unnecessarily severing blood vessels, nerves or tendons, thus causing irreparable damage. Butchers cut dead flesh to produce pieces of meat for cooking; this places no principled restriction on how much should be cut (or minced, broken, pounded, etc.) and puts a premium on severing nerves, tendons, and other hard tissues. So a surgeon who treats flesh as a butcher does would indeed be grossly incompetent and dangerous.¹¹⁶

Wenn die Bedeutung hauptsächlich über Verbsemantik zustande kommt, wie Harendarski annimmt, lässt sich in einem profanen Zugang das Verb „dance“ nicht nur als Aufforderung zum Tanz verstehen, sondern in Relation zur brennenden Geige (die als Indiz für Krematorien betrachtet werden kann) impliziert das Verb des Tanzes spätestens durch die Aufforderung *Dance me to the end of love* die Doppelmoral der Häftlingsorchester. Aufgrund der kleinsten bedeutungsunterscheidenden Einheit könnte die Analogie zwischen „love“ und „live“ [life] letztlich zur Schlussfolgerung führen, dass es hier nicht ausschließlich um einen leidenschaftlichen Liebesdialog geht, sondern Cohen bzw. das lyrische Ich durch den direktiven Sprechakt und performierte Metaphern die politische Doppelmoral assertiert. Die syntagmatischen Relationen, textuelle Kohärenz wie auch sehr eindeutig gestaltete gestisch-musikalische Zeichenvorkommnisse vervollständigen das Kommunikat. Ein vorgeschlagener Inferenzprozess erfordert jedoch musikalisches und enzyklopädisches Erfahrungswissen, böte aber eine Möglichkeit, wie

¹¹⁵ Brandt/Brandt 2005, S. 219-220.

¹¹⁶ Dan Sperber/Deirdre Wilson, *Meaning and Relevance*. Second Edition. Cambridge 1995, S.118.

es zu Askriptionen mentaler Prädikate kommt, die Cohen richtigerweise als politischen Interlokutor inszenieren könnten. Die folgenden drei Beispiele aus dem von mir erstellten Korpus zeigen, dass solche interpretatorischen Herangehensweisen möglich sind.

- (1) Er stellt die spirituelle Frage nach dem Sinn des Menschseins angesichts von Leid und Katastrophen. Für Leonard Cohen war die Auseinandersetzung mit dem, was Menschen einander antun können, ein Lebensthema. Aus diesem Blickwinkel schaute er auch auf den Holocaust. Einen frühen Gedichtband nannte er «Blumen für Hitler». In seinen Songs erscheinen die Vernichtungslager nur, wenn man genauinhört. Zum Beispiel in «Dance me to the end of love» (1984), ein Liebesschwur im Angesicht des Todes.¹¹⁷

Ein weiteres Argument, dass musikalische Artefakte Faktualitätssignale aufweisen können, zeigen folgende Beispiele:

- (2) Derart vergewissert, gelang ihm dann sogar die metaphorische Gratwanderung, den Holocaust der Nazis in „Puppets“ als vom Schicksal (oder von g-d) orchestrierte Puppenschauspiel zu verarbeiten: „Puppet me and puppet you/ Puppet German, puppet Jew“.¹¹⁸
- (3) Manchmal ringt er in „The Flame“ mit Gott, den er „G-d“ nennt, auch der Horror des Holocaust blitzt immer wieder auf. Mit seinen jüdischen Wurzeln hat sich Cohen intensiv auseinandergesetzt. Aus seiner Lyrik spricht etwas, das Theodor W. Adorno in „Minima Moralia“ postuliert hat: „Ein Blick, der auf das Grauen geht, ihm standhält im ungemilderten Bewusstsein der Negativität die Möglichkeit des Besseren festhält.“¹¹⁹

Die Beispiele geben abermals direkte Hinweise auf eine politische Operationalisierung. In dem Song „Puppets“ heißt es „German puppets burnt the Jews – Jewish puppets did not choose“. Der Autor des Spiegels referiert auf das posthumane Album des Künstlers und auch hier wird explizit die Auseinandersetzung des Künstlers mit dem Holocaust benannt. Eine Anerkennung der Festlegung Cohens auf die provokative Behauptung einer fragwürdigen sozialen, politischen und gesellschaftlichen Misere der Geschichte steht, so die Annahme, auch im Zusammenhang mit Cohens jüdischer Herkunft. Er ist durch seine jüdische Identität dazu

¹¹⁷ „You want it darker“. <https://zeitlupe.ch/panorama/kultur/musik/you-want-it-darker-von-leonard-cohen/>; Abruf am 05.09.2022.

¹¹⁸ „Zwischen Zweifel darker?“. <https://www.spiegel.de/kultur/musik/leonard-cohen-lindemann-beck-tindersticks-neue-musik-a-1297014.html>; Abruf am 05.09.2022.

¹¹⁹ „Ein Selbst, das nie feststeht“. <https://taz.de/Lyrikband-von-Leonard-Cohen/!5538418/>; Abruf am 06.09.2022.

befugt, politische Missstände, auch vergangene, zu benennen. Dabei ist die Zuschreibung mentaler Prädikate eine Mischung aus konstruierten und repräsentierten Spuren unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeit Cohens. Die exemplarischen Befunde des Korpus als auch die Herangehensweise nach Brandt bieten eine Möglichkeit, die Zeichenrelationen und die kommunikative Absicht *textimmanent* zu interpretieren. Allerdings wird diese interpretatorische Herangehensweise als eher sekundär erachtet, wenn auch für die Zukunft als wünschenswert. Vielmehr werden Cohens Autobiographie wie auch unterschiedliche kontextuelle Spuren außerhalb des Textes herangezogen und transzendiert.

20. Schlussbemerkung

Zwar wurde das kommunikative Potential musikalischer Artefakte als soziokulturelle Praxis thematisiert und als Herangehensweise für zukünftige Interpretationen spezifischer assertiver Handlungsmuster von Künstler*innen durch Löwenthal und Line Brandt herausgestellt, jedoch gestalten sich die Zuschreibungsprozesse anders. Insofern wird die breite Interpretation durch an den Körper geheftete Attribute bestimmt. Rezipient*innen greifen dabei auf vorhandenes Symbol- und Zeichenwissen zurück und die Zuschreibungen lassen sich somit auf einen epistemisch-kognitiven Hintergrund zurückführen. Die ‚Stimme‘ als nicht lexikalisiertes und nicht denotatives Phänomen führt aufgrund spezifisch kulturell-somatischer Aspekte und in Relation zu biographisch ausgewählten Aspekten und Zeichenvorkommnissen Cohens (Depression, schwarz, Mystik, Shoah, jüdische Kultur) scheinbar zu *ähnlichen* Narrativen in unterschiedlichen Medien. Hierbei sind diese sinnlich-somatischen Spuren wie etwa musikalischen Zeichen, aber insbesondere die ‚Stimme‘ tragend. Es ist nicht auszuschließen, dass die Interpretationen dabei einerseits von normativen Erwartungsmustern über Künstler*innen gelenkt werden und andererseits durch die Affekte der Musik und ‚Stimme‘. Insbesondere die ‚Stimme‘ ruft dabei mutmaßlich einen Aspekt von Affektivität vorsemiotischer Art hervor, der in diesem Zusammenhang von den Argumenten der lyrischen Stücke absehen kann, da sie die Einheit der Deutung: *Leonard Cohen als Melancholiker*, stören würden. Desgleichen scheint die Modalität der ‚Stimme‘ signifikant für inferenzielle Prozesse zu sein, da sie einen Index der Singularität Cohens markiert. Sie trägt maßgeblich dazu bei, zwar komplexe hybride Strukturen eines Melancholikers hervorzubringen. Gleichzeitig beschränkt sich die Interpretation über Cohen allerdings auf ein normatives Verhalten und die angenommene Physiognomie des verkörperten *Künstlersubjektes*. Die These, dass alle Bedeutungselemente von Melancholiker*innen, die sich über die Zeit anheften, bestehen bleiben, kann am Beispiel Cohen bestätigt werden. Gewiss jedoch mit der Einschränkung, dass nur *einige* epistemische Wissensspuren für inferenzielle Deutungen reaktiviert werden müssen, und zwar solche, die die Behauptung sichern und verhindern, dass diese angefochten wird. Der entscheidende Punkt ist nun, dass die ‚Stimme‘ von Cohen in einem semiotischen Sinne ebenfalls einen Index der Singularität markiert, der von Interpretierenden bewusst oder unbewusst mit Narrativen eines

Melancholikers in Relation gesetzt wird. Der Index der Singularität – die ‚Stimme eines Melancholikers‘ – verschwindet jedoch hinter unterschiedlichen potenziellen Ereignishorizonten.

Literatur- und Medienverzeichnis

- Barton, Ulrich und Nöcker, Rebekka. „Performativität“. Ein heterogenes Begriffsfeld. In: Christiana Ackermann/Michael Egerding (Hgg.). *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik*. Berlin/Boston 2015, S.407–453.
- Bierwisch, Manfred. „Bedeutung die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt?“. In: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hgg.). *Sprache-Kognition-Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. Berlin/New York 2007, S. 323–356.
- Brandt Line und Brandt, Per Aage. *Making sense of a blend*. In: Francisco Ruiz de Mendoza Ibáñez (Hg.). *Annual review of cognitive linguistics: Volume 3*. John Benjamins publishing company 2005, S. 216–249.
- Butler, Judith. „Performanz und Performativität“. In: Christopher Dell (Hg.). *Die improvisierende Organisation*. Bielefeld 2012, S. 103–123.
- Busse, Dietrich und Teubert, Wolfgang. *Linguistische Diskursanalyse. Neue Perspektiven*. Wiesbaden 2013.
- Demmerling, Christoph/Landweer, Hilge. *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart 2007.
- Deppermann, Arnulf. „Handlungsverstehen und Intentionzuschreibung in der Interaktion I“. Intentionsbekundungen mit wollen. In: Pia Birker/Karin Birker/Peter Gilles/Helmut Spiekermann/Tobias Streck (Hgg.). *Sprache im Gebrauch: räumlich, zeitlich, interaktional*. Heidelberg 2014, S. 309–327.
- Derrida, Jacques. *Randgänge der Philosophie*. Wien 1999.
- Eco, Umberto. *Einführung in die Semiotik*. München, 1972.
- Egelhaaf-Wagner, Martina. *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*. Stuttgart/Weimar 1997.
- Harendarski, Ulf. *Indexikalität, Inferenz und Sprachtheorie. Am Beispiel betrieblicher Selbstdarstellungen*. Münster 2012.
- Felder, Ekkehard. „Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse“. In: Ekkehard Felder/Marcus Müller/Friedemann Vogel (Hgg.). *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin/Boston 2012, S. 115–175.
- Felder, Ekkehard. „Linguistische Diskursanalyse im Paradigma der pragmasemiotischen Textarbeit. Agonale Zentren als Deutungskategorien“. In: Jörg Hagemann/Sven Staffeldt (Hgg.). *Pragmatiktheorien II. Diskursanalysen im Vergleich*. Tübingen 2018, S. 21–45.
- Großmann, Stephanie. „Bedeutungsgenerierung durch Musik“. In: Dennis Gräf, Stephanie Großmann, Peter Klimczak u.a. (Hgg.). *Filmsemiotik. Eine Einführung in die Analyse audiovisueller Formate*. Schüren 2017, S.250–279.
- Harras, Gisela/Winkler, Edeltraud/Erb, Sabine/Proost, Kristel (Hgg.) *Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil 1: Wörterbuch*. Berlin/New York 2004.
- Harendarski, Ulf. „Semiotik der Behauptung: Ist Behaupten ein universaler Stil in, außerhalb oder zwischen den Medien?“. In: *Ars Semeiotica*. No 1–2. 2006, S. 95–119.

- Harendarski, Ulf. „Zum Zeichenbegriff in Brandoms expressiver Vernunft“. In: *Zeitschrift für Semiotik*. Band 35, Heft 3–4, 2014, S. 15–48.
- Harendarski, Ulf. „Implizite Intentionalitätszuschreibungen an Andere“. Die Funktion von Verben“. In: Ulf Harendarski (Hg.). *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021, S. 31–77.
- Hatten, S. Robert. *Interpreting Musical gestures, Topics und Tropes: Mozart, Beethoven, Schubert*. Indiana 2004.
- Kolesch, Doris/Krämer, Sybille. „Stimmen im Konzert der Disziplinen. Zur Einführung in diesem Band“. In: Doris Kolesch/Sybille Krämer (Hgg.). *Stimme*. Frankfurt am Main 2006, S. 7-15.
- Krämer, Sybille. „Negative Semiologie der Stimme“. Reflexionen über die Stimme als Medium der Sprache“. In: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hgg.). *Medien/Stimmen*. Köln 2003, S. 65–82.
- Krämer, Sybille. „Sprache, Stimme, Schrift“. Zur impliziten Bildlichkeit sprachlicher Medien. In: Arnulf Deppermann/Angelika Linke (Hgg.). *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin/New York 2009, S.11-28.
- Kris, Ernst/Kurz, Otto. *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch*. Frankfurt a.M. 1995.
- Lakoff, John/Johnson, Mark. *Metaphors we live by*. Chicago 1980.
- Löwenthal, Leo. *Das Bild des Menschen in der Literatur*. Neuwied am Rhein/Berlin 1966.
- Mersch, Dieter. „Präsenz und Ethnizität der Stimme“. In: Sybille Krämer/Doris Koelsch (Hgg.). *Stimme*. Frankfurt am Main 2006. S. 211–237.
- Nemtsov, Jascha. „Jüdische Musik“. In: Christina Braun/Micha Brumlik (Hgg.). *Handbuch Jüdische Studien*. Köln/Weimar/Wein 2018, S. 443–457.
- Petras, Ole. *Wie Popmusik bedeutet. Eine synchrone Beschreibung popmusikalischer Zeichenverwendung*. Bielefeld 2011.
- Reichhold, Anne. „Fremdzuschreibung mentaler Prädikate als Verantwortungszuschreibungen“. In: Wolfgang Neuser/Pirmin Stekeler-Weithofer (Hgg.). *Natur und Geist*. Würzburg 2016, S. 237–246.
- Schröder, Ulrike. „Die kognitiv-pragmatische Dimension der kommunikativen Gattung Rap als battle“. In: Konstanze Marx/Simon Meier (Hgg.). *Sprachliches Handeln und Kognition*. Berlin/Boston 2018, S.133–157.
- Sendlmeier, Walter. „Die psychologische Wirkung von Stimme und Sprechweise. Geschlecht, Alter Persönlichkeit, Emotion und audiovisuelle Interaktion“. In: Bulgakowa Osana (Hgg.). *Resonanz Räume. Die Stimme und die Medien*. Berlin 2012, S. 99–116.
- Siefkes, Martin. „Wie wir die Zusammenhänge von Texten, Denken und Gesellschaft verstehen“. Ein semiotisches 4-Ebenen-Modell der Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Semiotik* 35, 2015, S. 353–391.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre. *Relevance. Communication and Cognition*. Second Edition. Cambridge 1995.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre. *Meaning and Relevance*. New York 2012.
- Wildgen, Wolfgang. *Musiksemiotik. Musikalische Zeichen, Kognition und Sprache*. Würzburg 2018.

Zügel, Nora. „Faktuale Lyrik: Neues Forschungsfeld oder Rückkehr zur „Erlebnislyrik“?“. In: Mathis Lessau/Nora Zügel (Hgg.), *Rückkehr des Erlebnisses in die Geisteswissenschaften? Philosophische und literaturwissenschaftliche Perspektiven*. Baden-Baden 2019, S. 159–172.

Internetquellen

- „Almost young “. <https://www.literaturzeitschrift.de/book-author/Cohen/>; Abruf am 01. 06. 2022.
- „Blog Draventales“. <https://www.draventales.ch/leonard-cohen-der-meister-der-melancholie-ist-gestorben/>; Abruf am 01.06.2022.
- „Dance me to the end of love“. <https://www.youtube.com/watch?v=NGorjB-Vag0I>; Abruf am 01.06.2022.
- „Der Meister der Melancholie ist tot“. <https://www.katholisch.de/artikel/11176-der-meister-der-melancholie-ist-tot/>; Abruf am 01.06.2022.
- „DWDS. Berliner Zeitung (1994-2005)“. <https://www.dwds.de/r/?corpus=bz&q=melancholie>; Abruf am 15.08.2023.
- „DWDS. Die Zeit (1946-2018). <https://www.dwds.de/r/?corpus=zeit&q=melancholie>; Abruf am 15.08.2022.
- „DWDS-Kernkorpus“. <https://www.dwds.de/r/?corpus=korpus21&qmelancholie>; Abruf am 15.08.2022.
- „Ein Selbst, das nie feststeht“. <https://taz.de/Lyrikband-von-LeonardCohen/!5538418/>; Abruf am 06.09.2022.
- „Er ist der Fürst der Melancholie. Leonard Cohen ist der Mystiker, der düstere Todesanbeter“. <https://www.br.de/puls/musik/ruhmeshalle/ruhmeshalle-leonardcohen-songs-of-leonard-cohen-100.html>; Abruf am 01.06.2022.
- „Gesang vom Trümmerberg herab“. <https://www.taz.de/Cohens-Album-YouWant-It-Darker/!5349954/>; Abruf am 01.06.2022.
- „Leonard Cohen – Meister der Melacholie“. <https://www.srf.ch/audio/jazzcollection/leonard-cohen-meister-dermelancholie?id=11606968>; Abruf am 01.06.2022.
- „Leonard Cohen. Die Melancholie ist gegangen“. <https://www.pfeifenblog.de/leonard-cohen-die-melancholie-istgegangen/>; Abruf am 01.06.2022.
- „Leonard Cohens Werke. Eine Box voll Depressionen“. <https://www.nordbayern.de/2.7493/leonard-cohenswerke-einebox-volldepressionen-1.1559935>; Abruf am 01.06.2022.
- „Leonard Cohen Dance Me to the End of Love (live on Australian TV in 1985)“. <https://www.youtube.com/watch?v=d9CsYoWIK7w>; Abruf am 19.08.2022.
- „Cohens Stimme schwebt über allem“. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/neues-album-you-want-it-dakerleonard-cohen-singt-sein-letztes-liebeslied-1.3219956-2>; Abruf am 01.06.2022.
- „Lorca lebt und hadert: Leonard Cohens ‚Buch der Sehnsüchte‘ erzählt von Frauen“ https://www.satt.org/musik/08_10_cohen.html; Abruf am 01.06.2022.

- „Man bleibt ein absoluter Anfänger“. <https://www.spiegel.de/kultur/manbleibt-ein-absoluter-anfaenger-a-e971ee49-0002-00010000000020240985>; Abruf am 01.06.2022.
- „Melancholie als Erfolgsrezept“. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/leonard-cohen-you-want-itdarker-dunkler-dialog-mit-dem-100.html>; Abruf am 01.06.2022.
- „You want it darker“. <https://zeitlupe.ch/panorama/kultur/musik/you-wantit-darker-von-leonard-cohen/>; Abruf am 05.09.2022.
- „You want it darker “. Zwischen Zweifel und Zuflucht. <https://www.derschwache-glaube.de/2018/11/23/leonard-cohen-you-want-itdarkerzwischen-zweifel-und-zuflucht-von-imkeschwarz%EF%BB%BF/>; Abruf am 01.06.2022.
- „Zwischen Zweifel darker?“. <https://www.spiegel.de/kultur/musik/leonard-cohenlindemannbecktindersticks-neue-musik-a-1297014.html>; Abruf am 05.09.2022.
- „Zum Tode des Dichters, Priesters und Meisters der Poesie“. <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/so-long-leonard/>; Abruf am 01.06.2022.

Von gefallen Helden

Mythologische Umschriften und ihre semiotisierende Kraft

Luc Dettmann

Es gibt keine Leistung und Schöpfung des Geistes, die nicht irgendwie auf die Welt des Raumes Bezug nähme und die sich nicht gewissermaßen in ihr heimisch zu machen suchte. Denn die Hinwendung auf diese Welt bedeutet ebenden ersten und notwendigen Schritt zur »Vergegenständlichung«, zur Seinserfassung und Seinsbestimmung überhaupt.¹

Die Scheidung von *Bezeichnendem* und *Bezeichnetem* ist das offenkundige Ergebnis eines Abstraktionsprozesses, zu dem das mythische Denken nicht imstande ist. Im Mythischen ist ursprünglich nichts durch Zeichen *repräsentiert*, sondern vielmehr durch seine vielgestaltigen Erscheinungsformen in vollem Umfang *präsent*.² Ein Donnern wäre aus mythischer Sicht demzufolge kein indexikalisches Zeichen, das indirekt auf die Existenz irgendeines Donnergottes verweist, der sich durch sein Wirken bemerkbar machte, sondern der Donner *ist* bereits dieser Gott.

Die Hypothese des vorliegenden Beitrags besteht in der behaupteten Möglichkeit, durch eine semiotische Analyse von 15 Korpustexten, bezogen aus der breiten Berichterstattung über das öffentlich wahrgenommene Leben der Person Boris Becker, bestimmte Zeichenstrukturen herausstellen zu können, die die Geltung spezifischer, übergeordneter »Räume« anzeigen. Ein Raum sei im Sinne der Raumtheorie Cassirers ein System von tiefenstrukturellen, voretablierten Deutungsmustern, die die innerkulturelle Vermittlung und Rezeption von Erfahrung über Zeichen konstituieren.³ Das Vorhaben dieser Untersuchung ist die eingehende Beschäftigung mit genau einem dieser Räume, dem mythischen Raum, welcher insofern von besonderem Interesse ist, als dass er in der Regel von den beteiligten Zeichenbenutzern – beispielsweise vom Autor journalistischer Texte wie auch vom

¹ Ernst Cassirer, „Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis“. In: Birgit Recki (Hg.), *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 13. Hamburg 2009 (1929), S. 168f.

² Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*. 2. Aufl. Darmstadt 1953 (1925), S. 32.

³ Ernst Cassirer, „Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum“. In: Birgit Recki (Hg.), *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 17: Aufsätze und kleine Schriften (1927–1931). Hamburg 2009 (1931), S. 411-432.

rezipierenden Leser – als eine Art unbewusster Modus der Zeichenkonstitution und -verarbeitung übernommen wird, ohne dass sein erheblicher Einfluss auf die Interpretation des jeweils referierten Erfahrungsgegenstandes bemerkt würde.⁴ Sollte sich die oben formulierte Hypothese bestätigen lassen, so ist es weiterhin das Ziel, über die erlangten Untersuchungsergebnisse und das dafür entwickelte Analysemodell ein Instrument bzw. eine Methode zu gewinnen, mit deren Hilfe jener ›Raum‹ auch im Rahmen größer angelegter Korpusanalysen zu anderen, das öffentliche Interesse erregenden Themen identifiziert werden könnte.

1. Der ›Raum‹-Begriff nach der kulturphilosophischen Lehre Ernst Cassirers

Das gewählte theoretische Fundament für eine Analyse *wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹* findet sich im kultursemiotischen Werk Ernst Cassirers. Dieser versteht die Kategorie *Raum* nicht in erster Linie als abgegrenzten oder umschlossenen Bereich der dritten Dimension (z. B. als *Seminarraum* oder *Mittelmerraum*), sondern – neben der Zeit – als epistemologisches Problem, welches sich wie folgt skizzieren lässt: Kann ein Raum existieren, wenn von all den materiellen Dingen, die ihn füllen oder definieren können, abgesehen wird?⁵

Zur Lösung dieses Problems wird als Erstes der Vorschlag gemacht, die *Raum*-Kategorie nicht als potentiell zu füllende Leere, sondern im viel weiteren und abstrakten Sinne als eine spezifische Anordnung bzw. als Rahmen zu verstehen, nach dessen Vorgaben alles darin zu Verortende sich fügt und koexistiert.⁶ Der Lehre Leibniz' folgend unterzieht Cassirer als Nächstes *Wirklichkeit* – im Sinne der Gesamtheit aller Gegenstände, denen sich der menschliche Geist zuwenden kann – einer näheren Differenzierung und etabliert auf diesem Weg zwei voneinander grundsätzlich verschiedene ontologische Qualitäten: Da sind auf der einen Seite all die *Dinge*, die entweder sind oder nicht sind. Die Art ihrer Existenz ist als streng binär zu beschreiben und genau darin sind sie alle, ob Hund, Haus oder Handwerk, identisch – sofern sie sind, weisen sie allesamt denselben einen Zustand des Seins auf. Cassirer spricht hier auch von der „unverbrüchliche[n] Identität des Seins“.⁷

Auf der anderen Seite wird indes eine Revision des epistemologischen Raumverständnisses unumgänglich. Der Grund dafür ist das eingangs bereits angedeutete Problem, dass *Raum*, dem Cassirer eine ganz eigene ontologische Qualität zuschreibt, nicht einfach und widerspruchsfrei neben all den in ihm befindlichen Dingen der *Identität des Seins* subsumiert werden kann – Raum existiert *anders*. Diese Tatsache hängt vor allem mit einer wechselseitigen und logischen Abhängigkeit zusammen: Gäbe es keinen Raum, so fehlten auch die Dinge, die darin Platz fänden – gäbe es aber keine Dinge, so bestünden weder Orientierungspunkte noch

⁴ Ernst Cassirer, „The Myth of the State“. In: Birgit Recki (Hg.), *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 25. Hamburg 2009 (1946), S. 48f.

⁵ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 414.

⁶ Ebd., S. 415.

⁷ Ebd., S. 416.

die Notwendigkeit, einen Raum überhaupt zu definieren. Jede der beiden Komponenten ist also eine Voraussetzung dafür, dass die jeweils andere existieren kann, folglich dürfen sie also nicht wie eine und dieselbe Kategorie behandelt werden:

Halten wir gleichwohl daran fest, die »Dinge« wie den Raum und die Zeit unter das eine Genus des Seins, als umfassenden Oberbegriff, zu stellen – so ergibt sich, daß dieses Genus selbst fortan nur noch eine Scheineinheit bedeutet. Es umfaßt fortan nicht nur Verschiedenes, sondern Gegensätzliches und Widerstreitendes.⁸

Aufgelöst wird dieser innere Widerspruch schließlich durch eine Korrektur des herzustellenden Zusammenhangs, unter Berücksichtigung der abweichenden ontologischen Qualität von *Raum*, seines erkenntnistheoretischen Sonderstatus', so dass im Ergebnis das bis dahin Unvereinbare nach seiner genauen Differenzierung im rechten Verhältnis wieder zusammengesetzt werden kann: Raum und Zeit bilden demnach die Kategorie der *Ordnung*, der gemäß alle Dinge und Vorgänge, die *sind* (im Folgenden mit *Entitäten* oder *Elemente* bezeichnet) und innerhalb jener Ordnung betrachtet werden, in bestimmten *Relationen* zueinander stehen.⁹ Letztgenannte können in zweierlei Grundrelationen untergliedert werden: Im Raum gilt für jede Beziehung „[d]as Moment des 'Nebeneinander'“, in der Zeit ist es „das Moment des Nacheinander“.¹⁰ Als Beispiel einer einfachen Grundrelation des Raumes wird etwa die Zuordnung der Elemente *Ding* und *Eigenschaft* genannt.¹¹ Das *Relationale* stellt ferner auch das zentrale Thema der Raumtheorie in dieser Arbeit dar und soll im weiteren Verlauf des Abschnitts noch ausführlicher behandelt werden.

Erkenntnistheoretisch fällt der *Ordnung*, die unter Cassirers Raumbegriff zu verstehen ist, eine entscheidende Rolle zu – sie gibt der Welt ein lesbares Format, d.h., dass es dem Menschen erst über eine nach bestimmten Regeln angelegte Raumordnung ermöglicht wird, ein überwältigendes Chaos an Informationen, bestehend aus der Masse und Vielfalt möglicher Eindrücke der außersprachlichen Wirklichkeit, zu strukturieren, erfahrbar zu machen und zu verarbeiten.¹²

Das große Potential, welches Cassirers Raumbegriff für die vorliegende Untersuchung birgt, besteht insbesondere in der Annahme mehrerer gleichwertiger Räume unbestimmter Anzahl, die sich nicht zwingend durch ihre enthaltenen Elemente, jedoch grundsätzlich in ihrer Ordnung und Struktur voneinander unterscheiden.¹³ Cassirer führt zur Erläuterung dieses Prinzips das Begriffspaar *Sinnordnung* (oder *Sinnfunktion*) und *Raumstruktur* in seine Theorie ein:

⁸ Ebd., S. 414.

⁹ Ebd., S. 415.

¹⁰ Ernst Cassirer, „Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache“. In: Birgit Recki (Hg.), *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 11. Hamburg 2009 (1923), S. 25f.

¹¹ Ebd., S. 26.

¹² Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 418f.

¹³ Ebd., S. 419.

Die Sinnfunktion ist das primäre und bestimmende, die Raumstruktur das sekundäre und abhängige Moment. Was alle diese Räume von verschiedenem Sinncharakter und von verschiedener Sinnprovenienz [...] miteinander verknüpft, ist lediglich eine rein formelle Bestimmung, die sich am schärfsten und prägnantesten in Leibniz' Definition des Raumes als der »Möglichkeit des Beisammen« und als der Ordnung im möglichen Beisammen (»l'ordre des coexistences possibles«) ausdrückt.¹⁴

Relationen zwischen innerräumlichen Entitäten stellen in diesem Konzept die grundlegenden Verbindungen im Aufbau jeder *Raumstruktur* dar.¹⁵ Ihre Natur hängt darum ebenfalls von der vorliegenden *Sinnfunktion* ab, sodass sich die „Möglichkeit des Beisammen“,¹⁶ wie es Leibniz formuliert hat, erst innerhalb eines *ganz bestimmten* Raumes als ein *ganz bestimmtes* Beisammen äußert, und zwar anhand einer konkreten Relation, die zwischen zwei Elementen besteht.

Die *Sinnfunktion* selbst ist in ihrer Stellung gut vergleichbar mit einer Funktionsgleichung in der Mathematik, nach deren Vorschrift die Zuordnungen (resp. *Relationen*) sämtlicher abzubildender Werte präskribiert sind. Ein alternatives und lebhafteres Bild wäre eine beliebige Institution (resp. *Raum*) mit ihrer jeweiligen Bestimmung (resp. *Sinnfunktion*), die sie von anderen Institutionen abhebt: Abhängig davon, ob beispielsweise ein Verein als Tanzschule oder als Schachklub gilt, ändert sich die Interaktion (resp. *Relation*) zweier Menschen, die diese Institutionen besuchen. Fakt ist aber, dass sich dieselben zwei Menschen in beiden Vereinen begegnen können. Der entscheidende Unterschied besteht in der Art ihres Zusammenspiels, das im Raummodell durch die *Sinnfunktion* festgelegt ist.

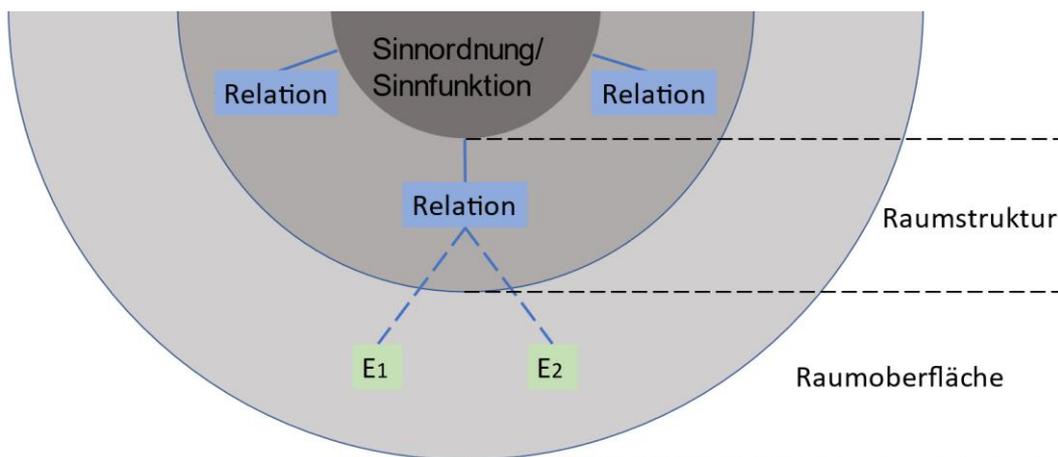


Abb. 1: Visualisiertes Raummodell Cassirers¹⁷ (eigene Darstellung)

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., S. 415.

¹⁶ Ebd., S. 419.

¹⁷ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 418ff.

Die obige Grafik zeigt eine mögliche schematische Darstellung des Cassirer'schen Raummodells. Dieses ist in drei Ebenen angelegt: dem Kern, welcher durch die *Sinnordnung* besetzt ist, der *Raumstruktur* und der Raumbofläche. Letztere findet nicht explizit Erwähnung in der Primärliteratur, ergibt sich jedoch aus der Bedingung, dass allein die enthaltenen Elemente oder Entitäten (E1, E2, ..., En) unmittelbare Einsicht in bestehende Räume bieten können. Ihr Vorhandensein ist sofort verifizierbar, ohne dass sie durch ein Inkrafttreten der bestehenden Raumordnung in einem größeren Zusammenhang *nebeneinandergestellt* werden müssten. Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, müssen aus der Perspektive des externen Interpreten mittelbar über die Elemente hergeleitet werden, weshalb die *Raumstruktur* in der Abbildung auf einer tiefer gelegenen Ebene angesiedelt ist. Über die *Raumstruktur* als Summe der innerräumlichen Relationen kann wiederum auf die geltende, übergeordnete *Sinnordnung* geschlossen werden.

Die Festlegung der Raumform als Sphäre nimmt in der Darstellung Bezug darauf, dass Räume keine klar definierbaren Grenzen zueinander ausbilden, sondern zumindest im Bereich der Raumbofläche einander überlappen können. Damit ist gemeint, dass lediglich die Perspektive oder genauer: die Modalitäten der Weltinterpretation variieren können, während die zu interpretierende Wirklichkeit immer dieselbe bleibt. Entitäten innerhalb des einen Raumes lassen sich also auch aus einem anderen heraus betrachten und in Beziehung setzen.¹⁸ Cassirer verdeutlicht dies durch die klare Unterscheidung der „Einheit und [...] Starrheit des Seinsbegriffs“¹⁹ von der *Vielheit* der Ordnungs- bzw. Raumkategorie. Gründe das *Sein* auf dem Prinzip der *Identität*, so sei es für die *Ordnung* das der *Mannigfaltigkeit*, wo ein Pluralismus der Räume verschiedene Ausdeutungen desselben Weltausschnittes offenhält.²⁰

Mit dem bisher erschlossenen Set aus den Termini *Raum(-ordnung)*, *Raumstruktur*, *Sinnordnung* (bzw. *Sinnfunktion*) und *Relation* ist der zu verwendende Raum-begriff bereits formal und in seinen Grundzügen erfasst. Die von hier aus weiterführende Überlegung soll diesen Begriff zum Modell der Kultursemiotik Cassirers ergänzen und widmet sich dabei der Frage, welche Räume definiert werden können und wie diese die Art der Weltdeutung in Abhängigkeit von der je geltenden Sinnordnung konstituieren.

Cassirer unterscheidet grundlegend zwischen drei Räumen: Zu nennen sind der *mythische*, der *ästhetische* und der *theoretische* Raum.²¹ Viele weitere sind denkbar, so zum Beispiel auch der Raum der Sprache oder jener der Mathematik.²²

Bei der vergleichenden Betrachtung und der Frage nach der jeweils konstitutiven Sinnordnung hat nun die innerräumliche Relation – die Grundeinheit im Aufbau jeder Raumstruktur – die Eigenschaft des kleinsten Unterscheidungsmerkmals

¹⁸ Ebd., S. 418.

¹⁹ Ebd., S. 416.

²⁰ Ebd., S. 416f.

²¹ Ebd., S. 418f.

²² Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache*, S. 64.

und liegt im Fokus der Kultursemiotik Cassirers, denn: Relationen zwischen inner-räumlichen Entitäten haben Zeichencharakter. Solange ein seiendes Element für sich allein betrachtet wird, verbleibt es gleichsam in der ersten Dimension, da es lediglich einem Punkt oder einer Ausprägung gleicht, die in ihrer Isoliertheit keine feste Position und keine Umwelt hat. Erst über die Relation als Beziehung zwischen zwei Elementen können diese im Raum verortet und Aussagen getroffen werden, die einen Wahrheitswert haben, kann die Erfahrung durch Zeicheninterpretation gefasst werden als regelbasierte Verknüpfungen des Geistes, die sowohl einen Gedanken widerspiegeln als auch diesem Gedanken eine Leitlinie bereitstellen, an der er sich orientiert.²³ Insofern ließe sich das Prinzip der sprachlichen Relativität im Sinne einer wechselseitigen Abhängigkeit, ja, Untrennbarkeit von Kognition und Zeichensystem²⁴ auf jeden beliebigen Raum anwenden und für gültig erklären: Kollektive geistige Arbeit bringt ursprünglich eine Sinnordnung, nach der sich ein spezifischer Raum gestaltet, erst hervor. Gleichzeitig besteht aber auch eine Abhängigkeit in umgekehrter Richtung, als dass die Sinnordnung einem Raster gleicht, das jedem neuen Gedanken sowohl seinen Spielraum als auch seine Limitationen vorgibt. Diesen Grundsatz stellt Cassirer exemplarisch schon für den Raum der Sprache fest und bezieht sich dabei auf die Ansicht Wilhelm von Humboldts, „daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken“.²⁵

Jede Relation zweier Entitäten, die in einer spezifischen Raumstruktur gegeben ist, weist in ihrer Funktion als Zeichen laut Cassirer eine „scharfe dreifache Gliederung“²⁶ auf. So wird Bedeutung relational auf drei Wegen formalisiert: erstens durch das Verhältnis selbst, welches zwischen den verschiedensten Elementen in genau gleicher Weise auftreten kann – in den Naturwissenschaften würde man hier von Analogie sprechen; zweitens und drittens schafft die Relation Bedeutung in jedem Element durch dessen Bezug auf sein Gegenüber.²⁷ Die Beziehung *Verwandtschaft dritten Grades* kann demnach im konkreten Fall, je nach Perspektive, sowohl den Begriff der *Nichte* als auch den der *Tante* einschließen.

Im Hinblick auf die Untersuchung zeigte sich, dass die Ebene der *Raumstruktur* (s. Abb. 1) genau der Bereich ist, auf den sich eine Analyse der Semiotik wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen nach Cassirers Raumbegriff fokussieren kann. Bei der Raumanalyse ist der *Relation* zwischen beinhalteten Elementen eine zentrale Rolle einzuräumen, welche sich auf deren Zeichencharakter sowie auf folgende Schlussfolgerung gründet: Wenn gemäß Cassirers Vorstellung davon auszugehen ist, dass alle Erfahrung, die Menschen innerhalb einer Kultur teilen und rezipieren können,

²³ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 79ff.

²⁴ Jordan Zlatev/ Johan Blomberg, „Die Möglichkeit sprachlichen Einflusses auf das Denken“. In: Martin Thiering (Hg.), *Zeitschrift für Semiotik*. Bd. 35, Heft 1-2. Tübingen 2013, S. 79f.

²⁵ Wilhelm von Humboldt, „Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“. In: Königliche Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1820-1821*. Berlin 1822, S. 255.

²⁶ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 80.

²⁷ Ebd.

ausschließlich über Zeichen bzw. *Symbole* vermittelt wird,²⁸ dann ermöglichen raumbedingte Relationen kulturelle Erfahrung. Vor allem aber hängt demzufolge jede kulturelle Erfahrung – sei es auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Kunst, der Religion oder auch in jedem denkbaren Bereich, in dem gesprochene oder geschriebene Sprache dem Austausch über Inhalte dient – von der jeweiligen *Sinnordnung* bzw. dem vorliegenden *Raum* ab.

2. Über das *Mythische*

Like poetry and art, myth is a »symbolic form«, and it is a common characteristic of all symbolic forms that they are applicable to any object whatsoever.²⁹

Die Grundannahme mehrerer etablierter ›Räume‹ bei intrakultureller Kommunikation und Erfahrung lässt zugleich implizit den Schluss zu, dass zu jeder Zeit irgendein Raum *aktiv* und gleich einem Medium Voraussetzung dafür ist, dass ein Austausch über Inhalte erfolgen kann.³⁰ Ein vermeintlicher *Null-Raum* existiert also nicht, da selbst eine absolute Sachlichkeit und Objektivität, sofern überhaupt möglich, ihrerseits den *theoretischen* bzw. *logischen Raum* als unbedingtes Ordnungssystem verlangen würde,³¹ damit Aussagen und Gedanken darin platziert und verortet werden können. Die Untersuchung des *mythischen Raumes* hinter gegenwärtigen öffentlichen Kommunikationen konzentriert sich auf ein Spannungsverhältnis zweier verschiedener Ordnungssysteme, dem das kultursemiotische Thema *Raum* seine Aktualität verdankt. Stark vereinfacht ließe sich dieses Verhältnis beschreiben als eine nüchterne, sachgemäße und logisch argumentierende Art des Berichtens gegenüber einem eher pathetischen, assoziativen Stil des *Erzählens* von Ereignissen. Der bereits dargelegten Theorie zufolge sind beide Fälle nicht etwa hierarchisch als zwei Extrempole auf einer Skala der Faktentreue zu werten, sondern es handelt sich ganz einfach um zwei grundverschiedene Denkformen: das *logische* neben dem *mythischen Denken*.³² Beide funktionieren nur innerhalb ihres zugehörigen Raumes, nach den Gesetzen der dort geltenden Sinnordnung. Darüber hinaus können beide auch nur aus sich selbst heraus, als für sich alleinstehende „geistige[] Grundformen“³³ verständlich gemacht und nachvollzogen werden, über die ihnen inhärente Systematik der Zeichenkonstitution. Versuchte man gar, das Mythische über theoretische Begriffe der Naturwissenschaften oder ästhetische Begriffe der Kunst zu ergründen, dann würde es sich sogleich verflüchtigen, dem Zugriff entziehen und nichts als eine scheinbar

²⁸ Wilfried Barner/ Anke Detken/ Jörg Wesche (Hgg.), *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003, S. 36.

²⁹ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 37.

³⁰ Luc Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*. Flensburg 2022, S. 25.

³¹ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 418.

³² Ebd.

³³ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 28.

zusammenhangslose Verkettung von Motiven zurücklassen.³⁴ Um also Einsicht in die Funktionsweise mythischer Sinnordnung gewinnen zu können, muss gewissermaßen eine neutrale Perspektive eingenommen werden, die keinem Raum ganz verhaftet ist. Bei Roland Barthes ist es die Perspektive der Semiologie, aus der der Mythologe auf die Kultur blickt, während er selbst im Abseits verbleibt.³⁵ Bei Cassirer ist es die Perspektive der Kulturphilosophie, die sich bereitwillig in ein „Zwischenreich“³⁶ begibt, um alle kulturell gewachsenen Formen der symbolisch vermittelten Welterfahrung durchdringen und in eine große Zusammenschau stellen zu können.³⁷ So verschiedenartig sich beide Ansätze auch herleiten und formulieren lassen, scheinen sie zumindest in diesem Punkt doch dasselbe zu meinen.

2.1 Hinführung zu einem geeigneten Mythosbegriff

Es liegt die Frage nahe, wie weit der mythische Raum reicht, wie breit sich gleichsam sein *Einflussgebiet* erstreckt, wie häufig er in der alltäglichen Kommunikation über andere Räume dominiert. Die Untersuchung journalistischer Texte auf Zeugnisse des mythischen Raumes soll daher prüfen, inwieweit abseits der naheliegenderen Felder, wo fiktionale Stoffe bewusst inszeniert werden (z.B. im Film, Theater oder in der Literatur), auch dort nach Maßgabe der mythischen Denkform kommuniziert wird, wo es um die Vermittlung von Zusammenhängen bei realen Ereignissen und Personen geht. Ferner schließt sich hieran die Frage, wodurch sich das Wirken der mythischen Sinnordnung in diesen Fällen äußert. Die gesetzte Hypothese der Nachweisbarkeit entsprechender Muster geht von einer in der modernen Mythentheorie breit vertretenen Position aus, nach der das *Mythische* keinesfalls ein längst überwundenes Stadium der frühen Menschheitsgeschichte darstellt, sondern dass eine Kontinuität mythischen Denkens selbst in den trivialsten Themengebieten zu beobachten ist, mit denen sich eine moderne Gesellschaft befasst. Auch Barthes attestierte dem Bürgertum seiner Zeit in den *Mythen des Alltags* (1964) eine Neigung zur mythischen *Form* und stellte fest, dass die Menschheit der Natur immerzu ihre Geschichte um die eigene Kultur, welche bis in die Gegenwart ein ewiger Quell vielfältiger Mythen bleibt, entgegengesetzt und als gleichfalls naturgegeben verklärt.³⁸ Nicht zuletzt vertrat Cassirer ebenfalls den Standpunkt, dass der Mensch sich nicht so recht von seinen Mythen zu lösen vermag: „[M]yth has not been really vanquished and subjugated. It is always there,

³⁴ Barner et al., *Texte zur modernen Mythentheorie*, S. 36.

³⁵ Roland Barthes, *Mythen des Alltags*. 4. Aufl. Berlin 2016 (1964), S. 315.

³⁶ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis*, S. 1.

³⁷ Ebd.; Hier tritt die beabsichtigte Bedeutungsunterscheidung zwischen den mehrfach verwendeten Adjektiven ‘mythisch’ und ‘mythologisch’ deutlich hervor: Während sich ‘mythologisch’ aus semiotischer Perspektive auf die analytische Betrachtung bezieht, die *von außen* auf die mythische Raumstruktur und deren Konstitution gerichtet ist, wird mit der Benennung ‘mythischer’ Phänomene versucht, den Standpunkt des unreflektierten, befangenen Mythenrezipienten *innerhalb* des mythischen Raumes einzunehmen, um das mythische Denken aus sich selbst heraus nachvollziehen zu können.

³⁸ Barthes, *Mythen des Alltags*, S. 11f.

lurking in the dark and waiting for its hour and opportunity“.³⁹ Spuren der mythischen Raumstruktur ließen sich demnach potentiell in allen Kulturprodukten und Umgangsformen des gesellschaftlichen Zusammenlebens finden, vor allem in der Sprache.⁴⁰ Eine Suche nach diesen Spuren kann jedoch nicht begonnen werden, ohne zunächst das Wesen und die Kennzeichen des zu untersuchenden Phänomens genau herauszustellen.

Zwecks einer schrittweisen Annäherung an einen geeigneten Mythosbegriff erscheint vorerst eine allgemein verständlich gehaltene Definition brauchbar, die den Begriff *Mythos* weitestgehend erfasst. Die Suche nach einer solchen führt jedoch schnell zu der Erkenntnis, dass es im Diskurs der modernen Mythentheorie weder die eine alleingültige und überlegene Definition noch so eine gibt, die alle anderen einschlägigen Beiträge berücksichtigt und in sich vereint.⁴¹ Abgesehen von einer stark wertenden Nebenbedeutung des Begriffes als *Lügendgeschichte*, womit schon im Neuen Testament ein scharfer Kontrast zwischen Homers Götterdarstellungen der griechischen Antike und dem Evangelium hergestellt wurde, um den erhobenen Wahrheitsanspruch des Letzteren zu verdeutlichen,⁴² ist die Frage nach dem Mythos als Terminus in den Geistes- und Kulturwissenschaften immer zunächst eine Frage der fachlichen Perspektive sowie der *Verwendung*. Assmann und Assmann fassen das breite Spektrum von Ansätzen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen darum in einer Liste von *sieben Hauptverwendungen* zusammen, wovon die folgende dem Gegenstand dieser Arbeit am nächsten liegt und darum als Ausgangspunkt dienen soll:

Fünftens lässt sich ›Mythos‹ als »narrativer Begriff« fassen; diese durch Aristoteles eingeführte Verwendung bestimmt Mythos als strukturierte Rede und ist heute etwa im Französischen noch gleichbedeutend mit *fable*, *légende* oder *mythe* im Sinne von erfundener, fiktiver Geschichte. (Hervorh. i. Orig.)⁴³

Strikt zu unterscheiden ist der Mythos im Sinne einer *erfundenen, fiktiven Geschichte* vom Märchen. Zwar haben beide gemein, dass Urheber und Entstehungskontext meist unklar bleiben, jedoch bestehen wesentliche Unterschiede unter anderem in der Art und Weise der Überlieferung: Während der Mythos zwingend fragmentarisch tradiert wird und entsprechende Leerstellen ein konstitutives Merkmal sowie die Voraussetzung für seine universale Anwendbarkeit und Produktivität bilden,⁴⁴ ist das Märchen in seiner Form als abgeschlossene Komposition zu beschreiben, deren Zweck in der Lust am Erzählen – auf der Seite des Erzählers – sowie in dem Bedürfnis nach Unterhaltung durch Geschichten – auf der

³⁹ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 275.

⁴⁰ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 29.

⁴¹ Barner et al., *Texte zur modernen Mythentheorie*, S. 10.

⁴² Christoph Jamme, „Mythos und Wahrheit“. In: Christian Danz/ Werner Schüßler (Hgg.), *Die Macht des Mythos – Das Mythosverständnis Paul Tillichs im Kontext*. Berlin 2015, S. 10.

⁴³ Aleida u. Jan Assmann, „Mythos“. In: Hubert Cancik/ Burkhard Gladigow/ Karl-Heinz Kohl (Hgg.), *Handwörterbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*. Bd. IV. Stuttgart 1998, S. 180.

⁴⁴ Barthes, *Mythen des Alltags*, S. 275.

Seite des Zuhörers oder Lesers – liegt.⁴⁵ Mythen wiederum gehen in der Regel über diesen angestrebten Unterhaltungswert hinaus, indem sie auf die Wirklichkeit bezogene Erklärungsmodelle anbieten, die dem „Übermächtige[n] und Unverständene[n]“ eine Gestalt sowie einen nachvollziehbaren Handlungsverlauf geben.⁴⁶ Diese Auslegung deckt sich auch mit dem anthropologischen Ansatz Blumenbergs, der in der Heranbildung des *Mythos* „die früheste und nicht unsolideste Form der Vertrautheit mit der Welt“ sieht.⁴⁷ Weltvertrauen werde in den ersten Grundzügen hergestellt, indem das Dunkle, Unverständene in all seinen dräuenden Erscheinungsformen – sei es ein Gewitter, eine Krankheit oder der Tod – Namen erhält. Über die Namen werde es dem Menschen und seinen Geschichten zugänglich gemacht und verliere seinen Schrecken.⁴⁸

Märchen und Mythos stellen folglich ein jeweils eigenes Verhältnis zwischen Mensch und Welt her: Das Märchen lädt ein zur Weltflucht, wohingegen der Mythos den Versuch eines Weltverstehens widerspiegelt. Im Ergebnis dieses Versuches wird jedoch nicht das lernfähige Individuum mit der von ihm unabhängigen Natur vertraut gemacht – so wie es in der Wissenschaft bzw. dem *theoretischen Raum* der Erkenntnis der Fall wäre –, sondern die Richtung dieser Annäherung verläuft entgegengesetzt, als die Welt und ihre Gesetzmäßigkeiten den Begriffen und der Erfahrungswelt eines Individuums respektive eines Kulturkreises unterworfen und entsprechend vereinfacht werden. Näheres hierzu soll unter Punkt 2.2 noch ausgeführt werden.

Um auf die fünfte Hauptverwendung des Mythosbegriffs nach Assmann und Assmann als Ausgangspunkt einer Begriffsbestimmung zurückzukommen, sei auf einen entscheidenden Aspekt in der zuvor zitierten, auf Aristoteles zurückgehenden Definition verwiesen: Die Bestimmung des „Mythos als strukturierte Rede“,⁴⁹ das heißt Mythos als Organisationsform von medial mündlich oder schriftlich Berichteten bzw. Erzähltem. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass der Mensch neben Göttern und Heroen auch Politik, das Wetter und all die anderen erdenklichen Dinge, die seinen Geist beschäftigen, zum Gegenstand eines Berichtes oder einer Erzählung machen kann, ist hiermit ein wesentliches Charakteristikum des verlangten Mythos-Begriffes herausgestellt: Die Austauschbarkeit des Gegenstandes mythologisch strukturierter Rede – ausschlaggebend ist nicht das Mitgeteilte selbst, sondern vielmehr die Form, in der etwas Mitzuteilendes organisiert wird. Ebendieser Fokus, der sich nicht auf die Inhalte, sondern auf die Modalitäten ihrer inneren Strukturierung und Vermittlung richtet, gilt auch, wie bereits dargelegt, für die Kulturphilosophie Cassirers, der den „Mythos“, ähnlich wie Blumenberg viele Jahre nach ihm, als die älteste in einer Reihe von sogenannten *symbolischen Formen* klassifiziert, derer Menschen sich bedienen, wenn sie Teil einer Kultur

⁴⁵ Almut-Barbara Renger, *Zwischen Märchen und Mythos. Die Abenteuer des Odysseus und andere Geschichten von Homer bis Walter Benjamin. Eine gattungstheoretische Studie*. Stuttgart 2006, S. 70.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Hans Blumenberg, „Arbeit am Mythos“. In: Wilfried Barner et al. (Hgg.), *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003 (1979), S. 194.

⁴⁸ Ebd., S. 194f.

⁴⁹ Assmann/ Assmann, *Mythos*, S. 180.

sind.⁵⁰ Rückblickend auf die Menschheitsgeschichte sondere sich jede neu entstandene symbolische Form aus einer vorangegangenen ab, sodass der *Mythus* im Prozess der fortwährenden Verfeinerung zur Wurzel aller symbolischen Formen erklärt wird. So werde aus dem *Mythus* die Sprache, aus der Sprache die Philosophie und aus der Philosophie schließlich die Wissenschaft als mathematisches und empirisches Erschließen der Natur.⁵¹ Dieser Theorie folgend markiert die Emergenz neuer geistiger Grundformen mithin das Erreichen bestimmter Meilensteine kollektiver Erkenntnis einer Kultur, deren Mitglieder auf dem stetigen Weg der Objektivation Stufe um Stufe ihren Weltbegriff erweitern und präzisieren, während sie sich gleichzeitig und zunehmend als selbstbewusste Individuen von dieser Welt abgrenzen.⁵²

Ist das Mythische hiermit zur Urform aller *symbolischen Formen* erklärt, so lassen sich weitere Erkenntnisse über seine Natur deduktiv durch Cassirers Definition dieser titelgebenden Kategorie seines dreibändigen Hauptwerkes gewinnen: Die *symbolischen Formen* sind zu beschreiben als geschlossene Zeichensysteme mit der Gemeinsamkeit, eine Vereinheitlichung geistiger Gehalte nach je eigenen Prinzipien zu schaffen. Sie ermöglichen dem Individuum eine Konkretisierung seines Verhältnisses zur Welt und bilden die zentrale Kategorie der allgemeinen Kulturtheorie Cassirers, welche der These folgt, dass die Gesamtheit menschlicher Erfahrung erst über Symbole als Produkte des menschlichen Geistes verhandelbar wird. In Bezug auf den vorausgesetzten Raumbegriff kann eine symbolische Form im weiteren Sinne als *Code* eines jeden Raumes und seiner Sinnordnung aufgefasst werden, der die eine Wirklichkeit in einer je eigenen Facette kollektiver Wahrnehmung abbildet.⁵³ Somit ergeben sich eindeutige Paarungen: Zum ästhetischen Raum gehört die symbolische Form der *Intuition*, die *Kunst*; dem theoretischen Raum wird wiederum die Einheit bildende Form des *Denkens* zugeordnet, die Cassirer *Wissenschaft* und *Erkenntnis* nennt. Der mythische Raum birgt schließlich die symbolischen Formen des *Fühlens*, worunter sowohl *Mythus* als auch *Religion* gefasst werden.⁵⁴

Abgesehen vom *Mythus* sei jede Erkenntnis, vom Verständnis komplexer Zusammenhänge bis hin zum einfachen Wiedererkennen einer Farbe als *grün* oder *blau*, Ergebnis und Errungenschaft eines ursprünglichen Abstraktionsprozesses, der erst solche „Wahrnehmungskreise“⁵⁵ sinnlicher Elemente, wie den der Farbe, sowie sämtliche Allgemeinbegriffe hervorgebracht habe. Ehe das Bewusstsein zu dieser Abstraktionsleistung fähig ist, verbleibt es jedoch im Modus des *mythischen Denkens*, im mythischen Raum.⁵⁶

⁵⁰ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 50.

⁵¹ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis*, S. 18ff.

⁵² Ebd.

⁵³ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis*, S. 1.

⁵⁴ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 39.

⁵⁵ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. X.

⁵⁶ Ebd., S. Xf.

Im Zuge der Hinführung zum geforderten Mythosbegriff kann unter Berücksichtigung aller bis hierhin gesammelten Gesichtspunkte festgehalten werden: Das Mythische ist eine Denkform, die vermittelt vereinheitlichender Symbole ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zur Welt abbildet. Es kann nach Aristoteles als *strukturierte Rede* definiert werden, wobei die *Rede* in ihrem weitesten Sinne zu verstehen ist – „Der schriftliche Diskurs, aber auch die Photographie, der Film, die Reportage, der Sport, Schauspiele, Werbung, all das kann als Träger der mythischen Rede dienen“.⁵⁷ Obwohl das Mythische menschheitsgeschichtlich dem frühesten Stadium kognitiver Strukturierungsprozesse entspricht, bleibt es bis in die Gegenwart ein Teilaspekt menschlicher Wirklichkeitskonstruktion und liefert Erklärungsmodelle, die ein erlebtes oder mitgeteiltes Geschehen an bereits etablierte Begriffe in einer Zivilisation anpassen – mit anderen Worten: Nicht der Mensch wird mit seiner Umwelt vertraut gemacht, sondern die Umwelt wird dem Menschen vertraut gemacht. Durch seine Limitationen als Vorform ist das mythische Denken laut Cassirer die einzige unter den *symbolischen Formen*, die es dem Menschen verwehrt, allgemeine Begriffe und Prinzipien zu abstrahieren und die Umwelt als etwas dem Subjekt Entgegengesetztes zu objektivieren, um sie reflektierend in die Distanz nehmen zu können. Für das mythische Denken wie für alle anderen *symbolischen Formen* gilt, „daß sie auf jeden beliebigen Gegenstand angewendet werden können“.⁵⁸ Daraus lässt sich schließen, dass alles, über das etwas gesagt werden und das darüber zum Gegenstand eines Diskurses gemacht werden kann, grundsätzlich *mythologisierbar* ist. Die spezifische Ordnung, nach der der Weltzugang durch mythisches Denken konstituiert ist, wird *mythischer Raum* genannt.

Nachdem damit eine erste grobe Begriffsbestimmung erreicht ist, stellt sich noch die Frage nach der exakten Bezeichnung für das in der Analyse zu untersuchende Phänomen, das hier bislang noch, in Ermangelung einer präziseren Alternative, *das Mythische* genannt worden ist. Die Präferenz, von *Mythischem* anstatt von *dem Mythos* zu sprechen, suggeriert bereits, was nicht beabsichtigt ist: die Wiedererkennung vollständiger, durchgestalteter Mythen wie sie zum Beispiel aus der Antike durch Kunst und Literatur gemeinhin bekannt sind. Ein derartiges Vorhaben kann schon deswegen nicht das Ziel sein, da die Suche nach bestimmten Mustern von in sich geschlossenen Handlungsverläufen viel zu sehr die (im Hinblick auf das Desiderat der vorliegenden Arbeit) längst für unerheblich erklärte inhaltliche Seite des *Mythischen* in den Vordergrund rücken würde. Um stattdessen den Fokus auf seiner Vermittlung sowie auf der besonderen Modalität des mythischen Denkens hervorzuheben, wäre es daher treffender, von *mythologischen Grundstrukturen* zu sprechen. Diese Bezeichnung deckte sich auch, um bereits einen dezenten Vorgriff auf den Anwendungsteil zu wagen, mit ersten Stichproben bei der Sichtung einiger Zeitungsartikel zu verschiedenen Themen des öffentlichen Lebens. Hierbei fielen folgende strukturelle Eigenschaften wiederholt auf:

⁵⁷ Barthes, *Mythen des Alltags*, S. 252.

⁵⁸ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 37.

1. Eine Bildsprache, deren Aussagekraft über starke bis extreme Kontraste zu behaupten versucht wird,
2. das Auffüllen von Informationslücken in einem Text trotz offensichtlich bestehender Unkenntnis bestimmter Einzelheiten zu den behandelten Themen mit sprachlich explizit gekennzeichneten Mutmaßungen (beispielsweise mittels der Modalpartikel *wohl* oder des Modaladverbs resp. der Partikel *womöglich*),
3. die Abwesenheit stringent aufgebauter Argumentationen, die ihre Nachvollziehbarkeit aus logischen Zusammenhängen beziehen würden.

Vorerst zeigten diese Eigenschaften eine quantitative Auffälligkeit, da sie wiederholt in Texten zu finden waren, die auch auf inhaltlicher Seite eine klare mythologische Färbung aufwiesen (z.B. durch Tropen der antiken Mythologie, die auf Motive wie *Heldentum*, *Gut und Böse*, *Halbgötter* oder eine durch *höhere Mächte* waltende Gerechtigkeit anspielen). Inwiefern die drei aufgezählten strukturellen Eigenschaften tatsächlich als originär mythologisch einzuordnen sind, wird im nächsten Abschnitt geklärt.

Eine finale Anpassung der geführten Bezeichnung vorzufindender Anzeichen *des Mythischen* wird notwendig, wenn schließlich die bisher dargelegten Gesichtspunkte mit der zugrundegelegten Raumtheorie Cassirers zu einem anwendbaren Mythosbegriff für die Analyse öffentlicher Kommunikationen zusammengeführt werden. Im Ergebnis können die zuletzt benannten *mythologischen Grundstrukturen* mit Cassirers Begriff der mythischen *Raumstruktur*⁵⁹ gleichgesetzt werden. Da jede *Raumstruktur*, wie bereits erläutert, aus *Relationen* aufgebaut ist, die der geltenden *Sinnordnung* unterworfen sind, sollte mithin das mythologische Zeichen als sprachlich-relational konstituiertes Zeichen in Texten jeder Art identifizierbar sein, wenn geeignete Indikatoren zur Verfügung stehen. Es wird angenommen, dass diese noch zu definierenden Indikatoren die Platzierung einer strukturierten Rede im mythischen Raum in mehr oder minder starken Abstufungen anzeigen. Dementsprechend ist die Bezeichnung des in der Hypothese skizzierten semiotischen Phänomens, das den sprachlich-relational konstituierten dynamischen ›Raum‹ des Mythischen ausweist, ein letztes Mal zu aktualisieren. So wird im Folgenden von *mythologischen Relationstendenzen* gesprochen.

Die Frage, die es als Nächstes zu beantworten gilt, ist die nach der charakteristischen Organisationsform der mythischen Raumstruktur, nach der eigentümlichen Modalität der Relationen zwischen Entitäten im mythischen Raum.

⁵⁹ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 419.

2.2 Prototypische Merkmale des mythischen ›Raumes‹

Mythen sind Geschichten von hochgradiger Beständigkeit ihres narrativen Kerns und ebenso ausgeprägter marginaler Variationsfähigkeit.⁶⁰

Der mythische Raum ist ein Raum der Bilder und Geschichten. Die Welt, die sich innerhalb seiner Grenzen aufspannt, besteht aus Vorstellungen. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese Welt für die erlebte Wirklichkeit der Rezipienten mythischer Zeichen trivial wäre. Ganz im Gegenteil: So wie es Marquard bewertet, ist die Menschheit sogar auf ihre Geschichten bzw. Mythen angewiesen, ihre Existenz hänge geradezu davon ab, denn *Wahrheit*, die erst der Verstand vom *Irrtum* scheidet, werde vor allem über Geschichten, die sich zwischen „Glück und Unglück“ bewegen, erlebt.⁶¹ Schon Cassirer kam zu dem ähnlichen Schluss, dass es aus der Perspektive der mythischen Form niemals um die Einschätzung des Wahrscheinlichkeitsgrades angenommener Ereignisse, Wesenheiten und Gesetze gehen könne. Da sich im mythischen Raum alles unmittelbar und mit gleicher Imposanz dem Rezipienten entgegenwerfe, gebe es keine Abstufungen zwischen *Schein* und *Sein*, zwischen den sich eindrucksvoll aufbauenden Bildern von Göttern und Dämonen auf der einen und profaner Lebensrealität auf der anderen Seite – alles *erscheint* hier im selben Maße wahrhaftig.⁶² Die Kategorien *wahr* und *unwahr* seien daher der Operation des Denkens vorbehalten, mit der sich der Mensch im theoretischen Raum zurechtfinde. Im mythischen Raum brauche es dagegen eine ganz andere Operation, um von einem ›Ort‹ zum anderen zu kommen, um dieses von jenem zu unterscheiden; der mythische Raum sei der Raum des *Fühlens*.⁶³ Durch das „mythische Gefühl und die mythische Phantasie“ sei jeder ›Ort‹ innerhalb des mythischen Raumes – anders als im theoretischen Raum der Naturwissenschaften, wo nach mathematischen Prinzipien jede Position durch Koordinaten und messbare Distanzen zu bestimmen ist – mit einer eigentümlichen Grundstimmung aufgeladen, die sich aus einer Summe an kulturell geprägten Assoziationen mit dem jeweiligen ›Ort‹ ergibt.⁶⁴ Zwei gleich konnotierte Orte oder Elemente, die als Bündel von Werten eine gewisse Deckungsgleichheit aufweisen, rückt das fühlende Bewusstsein in der Wahrnehmung des mythischen Denkens entsprechend eng zusammen.⁶⁵ Ein Beispiel für eine derartige Topografie findet sich auch in der Religion als symbolische Form. Diese sei, obgleich sie in ihrer Nachfolge auf den Mythos bereits Ansätze eines in Entwicklung begriffenen abstrakten Denkens aufweise,⁶⁶ dem mythischen Denken hinsichtlich der Art und Weise, eine Einheit des Fühlens durch Symbole herzustellen, eng verwandt. Die Verwandtschaft offenbart sich symptomatisch etwa an dem Umstand, dass die allermeisten Sakralbauten in

⁶⁰ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 194.

⁶¹ Odo Marquard, „Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie“. In: Wilfried Barner et al. (Hgg.), *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003 (1979), S. 223f.

⁶² Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 47f.

⁶³ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 39.

⁶⁴ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 421.

⁶⁵ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 81f.

⁶⁶ Ebd., S. 286.

ihrer Form und Funktion eine empfundene, ›räumliche‹ Verbindung zum Reich der angebeteten Gottheit herstellen sollen. Diese über das kollektive Gefühl ausgebildete und aufrecht erhaltene Verknüpfung wird in der Regel von keinem Kirchenbesucher infrage gestellt, obwohl die Verbindung über ein Symbol zur Vereinheitlichung von Gefühlserfahrung und nicht – aus dem theoretischen Raum heraus betrachtet – durch die geografische Position des Gebäudes, seine Höhenlage oder irgendeine seiner Eigenschaften behauptet wird. Es ist also zunächst zu vermerken, dass das *mythische Gefühl* gleich Empfundene, miteinander Assoziiertem dieselbe Lage im mythischen Raum zuweist. Welchem Element jeweils welche Werte anhaften, ist dabei durch einen kulturell geprägten Konsens festgeschrieben. Die Bilder des mythischen Raumes sind darum immer Ausdruck einer Gefühlswelt, die von der Allgemeinheit, nicht von einem Individuum ausgeht.⁶⁷ Genau hier liegt eine wesentliche Differenz zum ästhetischen Raum vor, wo in der Regel ein oder mehrere Urheber willentlich und bewusst etwas Neues aus ihrem Geist schöpfen, für das sie allein verantwortlich sind. Die Produkte des mythischen Raumes sind zwar Artefakte, aber das Individuum hat keinen Einfluss auf ihre Genese; es kann weder bestimmen, dass sie entstehen, noch welche Gestalt sie annehmen werden oder in welche Richtung sie sich entwickeln. Sie sind insofern kein beliebiges Fantasieprodukt im Sinne eines Kunstobjektes, sondern eher eine Art indirektes, systemisch erzeugtes Naturphänomen, das bestimmten Gesetzen folgt und eine Eigendynamik besitzt.⁶⁸

Auch unter formaler Betrachtung werden Besonderheiten erkennbar, die die Modalität der Zeichenkonstitution innerhalb der mythischen Raumstruktur betreffen. Hierbei muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass *Semiotiker* oder *Mythologen*, deren Perspektive in dieser Arbeit eingenommen wird, bei der Analyse der Zeichenhaftigkeit von mythologischen Strukturen aus ihrem „Zwischenreich“⁶⁹ heraus untersuchen, denn wie schon in der Einleitung erklärt, ist die Scheidung von *Bezeichnendem* und *Bezeichnetem* das Ergebnis eines Abstraktionsprozesses, zu dem die mythische Form selbst eigentlich nicht imstande ist. Das Wissen um die Wirksamkeit von Zeichen innerhalb sämtlicher Räume der menschlichen Erfahrung macht diese aber, *von außen betrachtet*, auch in der mythischen Raumstruktur sichtbar.

Wie unter Punkt 1 erörtert, ist das Verhältnis zwischen innerräumlichen Elementen die kleinste strukturbildende Einheit, anhand dessen sich eine spezifische, vorliegende Sinnordnung erkennen lässt. Im speziellen Fall des mythischen Raumes besteht die einfachste und häufig vorzufindende Variante einer Relation zwischen zwei Elementen – das heißt zwischen zwei „Erkenntnisobjekten“, wie sie in jedem Raum ihren Platz finden können – darin, eine Einheit der bezeichneten Dinge herzustellen.⁷⁰ Während im theoretischen Raum Begriffe existieren können, die scharf voneinander abgegrenzt sind, sodass jeder einzelne davon sich in seiner Relation zu einem anderen signifikant abhebt und Aussagen über Zutreffendes wie

⁶⁷ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 40ff.

⁶⁸ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 7.

⁶⁹ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter T.: Phänomenologie der Erkenntnis*, S. 1.

⁷⁰ Rudolf Eisler, *Handwörterbuch der Philosophie*. Berlin 1913, S. 448.

nicht Zutreffendes erst möglich werden, wird im mythischen Raum alles, was in einer Beziehung der Ähnlichkeit zueinander steht, was einen ähnlichen „magisch-mythischen Dunstkreis“ um sich trägt, mit der Zeit zunehmend unter demselben Symbol gefasst und schließlich als dasselbe begriffen.⁷¹ In völliger Gleichheit gehen auch solche Elemente auf, die eigentlich in einer Teil-von-Relation stehen oder sich in Ober- und Unterbegriffe gliedern ließen. Folglich erscheint es plausibel, wenn zum Beispiel die Präsenz eines Menschen vom mythischen Bewusstsein wie selbstverständlich auch an dessen Besitz, Werk oder Hinterlassenschaft verspürt wird,⁷² denn die mythische Raumstruktur setzt für viele der denkbaren semantischen Relationen, die in der Sprachwissenschaft beispielsweise als *Hyperonymie* oder *Meronymie* klassifiziert werden können, das immer gleiche Verhältnis der totalen Entsprechung oder aber der absoluten Verschiedenheit.⁷³

Im Ergebnis ist jede mythische Erzählung von einer Vagheit, die den inneren Widerspruch verhindert bzw. unmöglich macht.⁷⁴ Die Relationen der mythischen Raumstruktur üben gleichsam eine *Kontraktion* auf innerräumliche Entitäten aus, ballen alles zusammen zu einem großen Konstrukt, das die Konturen seiner Teile zunehmend verschwimmen lässt.⁷⁵ Diese Art der *Zusammenziehung* gilt darüber hinaus auch für das Verhältnis von Subjekt und Objekt. Da sich das Selbstbewusstsein des Individuums durch eine Abgrenzung zu einer ihm entgegengesetzten, objektivierten Welt erst über die aus dem Mythischen hervorgehenden geistigen Grundformen entwickelte, bleibt es eine Bedingung des mythischen Raumes, dass der Mythenrezipient eine minimale Distanz zu den mythischen Zeichen und Strukturen einnimmt, die seine Aufmerksamkeit erregen.⁷⁶ Hübner, gleichfalls der Kulturphilosophie Cassirers nahestehend, formuliert es wie folgt:

Die Wissenschaft beruht auf einem bestimmten Gegenstandsbegriff, der das Materielle vom Ideellen, das Subjekt vom Objekt streng trennt; für den Mythos dagegen hat alles seine materielle wie ideelle Seite und Subjekt wie Objekt verbinden sich in einer unauflöslchen Einheit.⁷⁷

Sind Subjekt und Objekt untrennbar, ist kein rationaler Gedanke möglich, da das Subjekt keinen unabhängigen Standpunkt außerhalb eines zu deutenden Sachverhalts einnehmen kann. Folglich ist auch die theoretisch-rationale Argumentation im Modus des mythischen Denkens ausgeschlossen.⁷⁸ Der Mythenrezipient ist

⁷¹ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 420.

⁷² Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 83f.

⁷³ Hadumod Bußmann (Hg.), *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart 2008, S. 617; Stichwort Semantische Relation; ebd., S. 716; Stichwort Teil-von-Relation.

⁷⁴ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 218.

⁷⁵ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 82.

⁷⁶ Ebd., S. 93f.

⁷⁷ Kurt Hübner, „Die nicht endende Geschichte des Mythischen“. In: Wilfried Barner et al. (Hgg.), *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003 (1987), S. 256.

⁷⁸ Hans Heinz Holz, *Sein und Werden. Problemgeschichte der Dialektik in der Antike (= Dialektik. Problemgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. I)*. Darmstadt 2011, S. 17.

immer schon ein notwendiger Teil des mythischen Raumes und lässt die mythologischen Strukturen erst wirksam werden. Er muss sich zwingend *innerhalb* des Raumes befinden und diesen unreflektiert annehmen, damit das Mythische in seiner vollkommenen Unmittelbarkeit rezipiert werden kann, die es aufrechterhält. Jeder Ansatz von Abstraktion, Reflexion oder Abgleich mit der objektiven Außenwelt, d. h. der geringste Grad einer Distanzierung des Subjekts vom Objekt, hätte dagegen zur Folge, dass das mythische Weltbild bzw. der betreffende Ausschnitt davon sogleich zerfiele, da die mythische Form dem Anspruch der Wirklichkeitsdarstellung nicht mehr gerecht werden könnte.⁷⁹ Mit anderen Worten: Der mythische Raum ist nach außen hin abgeriegelt. Er kennt kein Jenseits und kann auch nur unter Ausschluss der Möglichkeit eines Jenseits' bestehen. Hierbei handelt es sich um ein besonders hervorzuhebendes Merkmal, das der mythische Raum mit keinem der anderen modellierten Räume teilt. Die Konsequenz daraus ist, dass dieser Raum kein neues Wissen hervorbringen kann, da die Schlüsse, die innerhalb seiner Grenzen gezogen werden, nicht überprüfbar sind, ohne den *Mythos* aufzudecken. Darin liegt auch die in 2.1 bereits angemerkte Gegebenheit begründet, dass die Annäherung eines Erkenntnis suchenden Mythenrezipienten und seiner Umwelt immer entgegengesetzt zu empirischen Verfahren, in Richtung des menschlichen und mehr oder weniger begrenzten Weltbildes verläuft.

Relationen können, abgesehen von statischen Verhältnissen wie der Nähe und Distanz bzw. der Übereinstimmung und Verschiedenheit von Entitäten im mythischen Raum, auch dynamische Zusammenhänge bezeichnen. In der mythischen Vorstellung werden solche Zusammenhänge als Einzelercheinungen eines großen, über allem stehenden Gleichgewichts *wirkender Kräfte* zwischen den Dingen konkretisiert.⁸⁰ Die Rede von einem *Gleichgewicht* zeigt erneut, dass das mythische Denken (mit dieser etwas inakkuraten Personifikation ist im vorliegenden Kontext die Gemeinschaft mythisch denkender Kulturmitglieder innerhalb des mythischen Raumes gemeint) nicht beliebig verknüpft, sondern durchaus schon von einer Art *Pseudo-Naturgesetzen* ausgeht, die zwar unterkomplex konstruiert sind, aber in einem potentiell nachvollziehbaren System zusammenspielen. Aus der Beobachtung regelhafter Vorgänge (exemplarisch Sonnenaufgang und -untergang) versucht auch das mythische Denken, Vorhersagen über den Lauf der Dinge abzuleiten.⁸¹ Das unbedingt Mythologische daran ist die gesetzte Bedeutung von ›Kraft‹. Da Wechselwirkungen, wie sie die Naturwissenschaften verstehen, etwas Immaterielles, Komplexes sind und das mythische Vorstellungsvermögen auf plastische Bilder angewiesen ist, impliziert sein Modell von dynamischen Zusammenhängen, der Kraft-Begriff, einen Urheber jeder wirkenden ›Kraft‹.⁸² Cassirer erklärt diesen Schluss zusätzlich mit der Unmöglichkeit des *Zufälligen* im mythischen Raum.⁸³ So wie das mythische Denken nicht zwischen Realität und Imagination zu scheiden vermag, sieht es auch keine Differenz zwischen einem vereinzelt,

⁷⁹ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 47.

⁸⁰ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 3.

⁸¹ Ebd., S. 59.

⁸² Ebd., S. 62f.

⁸³ Ebd.

vordergründigen Geschehen und dem Hintergrund des Allgemeinen, wo sich jederzeit und an jedem Ort unendlich viele weitere Geschehen nach denselben Gesetzmäßigkeiten ereignen.⁸⁴ Dadurch wird jedes unmittelbar erlebte Ereignis, auf das der Mensch keinen Einfluss zu haben meint, als in gleichem Maße bedeutsam bewertet. Es wird ferner zu etwas Exklusivem, Unvergleichlichem gemacht, für das es keine naheliegendere Erklärung als eine fremde Absicht geben könne – das mythische Bewusstsein „erklärt“ das individuelle Geschehen durch die Setzung und Annahme individueller Willensakte.“⁸⁵ An diesem Punkt wird Raum zur Entfaltung von vielerlei Gottesbildern und ähnlichen Vorstellungen frei. Und weil der Figur der *höheren Mächte* im mythischen Weltbild der große Verantwortungsbereich aller Vorgänge zufällt, die nicht auf menschliche Handlungsabsichten zurückgeführt werden, kann diese Figur eine entsprechend große funktionale Rolle in Erklärungsnarrativen des mythischen Raumes einnehmen.⁸⁶ Blumenberg kommentiert die prominente Rolle höherer, undurchschaubarer *Mächte* bzw. *Kräfte*, denen sich der gemeine Mythenrezipient unterworfen sieht, übereinstimmend mit der Feststellung, dass das mythische Weltbild nicht anthropozentrisch sei. Der Mensch bleibe darin ein passiver Teilnehmer des Weltgeschehens.⁸⁷

Obgleich das mythische Denken an ein rückwärtsgewandtes Schlussverfahren gebunden ist – neu aufkommende Fragen und Probleme also retrospektiv über immer gleiche Grundannahmen und kulturell geprägte Glaubenssätze aufzuklären sucht – ist seine Perspektive auf die im mythischen Raum angenommene Wirklichkeit auch prospektiv ausgerichtet. Es verfügt insofern über eine Art primitiven Kausalitätsbegriff, als die grundsätzliche Annahme einer Ursache für wirkende ›Kräfte‹ auch ein mythisches Verständnis von erwartbaren Folgen oder Konsequenzen auf bestimmte Ausgangsbedingungen einschließt. Cassirer merkt sogar an, es sei angesichts der Ausgeschlossenheit zufälliger, unmotivierter Ereignisse und Vorgänge im mythischen Raum nicht übertrieben, hier eine „Art Hypertrophie des kausalen ‘Instinkts‘ und des kausalen Erklärungsbedürfnisses“ zu behaupten, weil mythologische Strukturen immerzu die Tendenz aufweisen, für das Eintretene oder noch Einzutretende innerhalb einer Ereignisfolge nach einer Bedeutung zu verlangen und diese im selben Zuge auch zu setzen.⁸⁸ Weil die gesetzten Bedeutungen aber mythischer und nicht empirischer Art sind, klaffen mythische *Scheinkausalität* und tatsächliche Kausalität auseinander – oder anders ausgedrückt: Wenn in einem dynamischen Raum wie dem mythischen nichts zufällig geschieht, dann muss alles eine Bedeutung haben; und wenn alles eine Bedeutung hat, dann ist alles zeichenhaft; somit wird die mythische Sinnordnung zur semiotischen Ordnung und es ist nicht etwa von Ursachen und deren Folgen in der objektiven Welt, sondern von Zeichen zu sprechen, die auf Zeichen folgen, und zwar in einer Reihung, die sich nach den Gesetzmäßigkeiten des mythischen Raumes

⁸⁴ Ebd., S. 47f.

⁸⁵ Ebd., S. 63.

⁸⁶ Ebd., S. 236f.

⁸⁷ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 206.

⁸⁸ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 63.

verhält.⁸⁹ Daraus ergeben sich erhebliche Konsequenzen für die raumabhängige Interpretation und Beurteilung eines sich zutragenden Geschehens: Geht es in einem gegebenen Fall um die innere Verknüpfung einer Handlungskette sowie um die Erwartbarkeit möglicher Folgen eines darin vorliegenden Zwischenzustandes, so sollte sich eine schwerwiegende Divergenz zwischen dem realen Ereignisverlauf und einer dem mythischen Raum entstammenden Alternativkonstruktion desselben abzeichnen. Folgerichtig böten sich dem Zeicheninterpretieren unterschiedliche Szenarien auf Basis derselben Bezugspunkte dar, je nachdem, ob seine Deutung innerhalb oder außerhalb des mythischen Raumes erfolgt.

Das Prinzip mythischer *Scheinkausalität* mag im Vergleich zu *echter* Kausalität, wie sie die Physik zu fassen imstande ist, ein weiteres Mal den Anschein einer undurchschaubaren Beliebigkeit der mythischen Raumordnung erwecken. Auf der Ebene der Raumstruktur (s. Abb. 1) zeigt sich jedoch auch bei Ursache-Folge-Beziehungen das konsistente mythologische Regelwerk, dessen Bedingungen und Beschränkungen für den mythischen Raum schon als kennzeichnend herausgestellt wurden. Dazu zählt die *Nulldistanz* zwischen Subjekt und Objekt, die neben dem objektiven auch das kausale Denken ausschließt. Beide Denkformen stützen sich im theoretischen Raum gegenseitig und können nur bestehen, sofern ein komplexer Sachverhalt, bestehend aus einer Vielzahl fein zu differenzierender Elemente und Faktoren, sowohl im Detail als auch ganzheitlich betrachtet werden kann.⁹⁰ Weil aber das mythische Denken keine differenzierte Betrachtung eines Zusammenhangs leisten und relevante Einzelfaktoren eines Vorgangs nicht als solche isolieren kann, ergibt sich die mythische *Scheinkausalität* aus Relationen, die schlicht vereinen, was im mythischen Raum sowie in der Zeit nahe beieinander liegt. Was regelmäßig zur selben Zeit am selben Ort auftritt, geht dementsprechend schon eine vermeintlich kausale Beziehung miteinander ein – „für die mythische Ansicht ist es tatsächlich die Schwalbe, die den Sommer macht“.⁹¹

Die bisher zusammengetragenen typischen Merkmale des mythischen Raumes können bereits eine Grundlage aus originär mythologischen Kennzeichen bereitstellen, auf der im Methodik- und Analyseteil weiter aufgebaut werden soll. Abgesehen von ihrer Rolle als Indikatoren, die mythologische Strukturen in der Sprache ausweisen, können die genannten Merkmale auch hinsichtlich ihres funktionalen Aspektes für die Form des mythischen Denkens betrachtet werden. Darunter sind vor allem jene Eigenschaften hervorzuheben, die dazu beitragen, dass das Mythische seine überwältigende Intensität gewinnt, durch die es die Wahrnehmung und das Bewusstsein des Mythenrezipienten zumindest temporär ganz für sich einnimmt und die vermittelten Inhalte als etwas Singuläres, Alleingültiges erscheinen lässt.⁹² Von den im Vorigen behandelten Eigenschaften zählen dazu unter anderem das Verhältnis der Unmittelbarkeit zwischen Subjekt und Objekt, der Trotz gegenüber logischen Unstimmigkeiten, die einen Widerspruch oder Nachfragen

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Ebd., S. 57f.

⁹¹ Ebd., S. 60.

⁹² Ebd., S. 93f.

erregen könnten sowie die Imposanz einer Bildsprache, die sich aus in einer Kultur geteilten Werten und Motiven bedient und diese mit maximaler Wirkkraft in Szene setzt, sodass nicht der Verstand, sondern das Gefühl angesprochen wird.⁹³ Ein weiteres Merkmal, das dem Mythischen seine notwendige Intensität in der Rezeption dynamischer Handlungsverläufe verleiht, soll dieser Reihe an Eigenschaften hinzugefügt werden: Im Mythischen gibt es keine allmähliche Veränderung, keine seichten Übergänge eines Wandels, sondern ausschließlich Zäsuren. Dem Begriff der Entwicklung in der außersprachlichen, objektivierbaren Welt steht die Vorstellung des abrupten Wechsels von Entitäten oder Zuständen im mythischen Raum gegenüber. Ein weiteres Mal lassen die zeichenhaften Relationen der mythischen Raumstruktur hier ihre Neigung erkennen, Vereinfachung durch *Zusammenziehung* zu erwirken: Anstatt etwa den langen Entwicklungsverlauf einer Person abzubilden, wird die Entwicklung schlicht zur *Metamorphose* verkürzt, indem Anfangs- und Endzustand unter Negierung der vergangenen Entwicklungszeit und etwaiger Zwischenstadien zusammengerückt werden. Erst durch diese harten Zusammenschnitte und Verkürzungen werden mythologisch Ereignisse konstruiert. Veränderungen über längere Zeit kämen dagegen einer Ereignislosigkeit gleich; ihnen würde es an Spannung mangeln, die für die Intensität als notwendiges Mittel einer mythischen Erzählung unverzichtbar ist.⁹⁴

Dass die Relation im mythischen Raum ein Spannungsverhältnis herstellen kann, welches die Gefühle des Mythenrezipienten anregt und mythologisierten Inhalten ihre Attraktion verleiht, geht auch aus den Gedanken Blumenbergs hervor, der diese Feststellung in Bezug auf den Polytheismus der Antike machte. Demnach sei der Mythos um die Götter des Olympos gerade deshalb ein mehr als geeigneter Nährboden für allerhand Geschichten, da ein enges Geflecht von sozialen Beziehungen zwischen den Olympiern stehe, das die Mythen um Streit, Versöhnung, Intrige, Liebschaft etc. unter den beteiligten Figuren erst erzählenswert mache.⁹⁵ Auch hier hat folglich die Relation nicht nur Zeichencharakter, sondern birgt außerdem in funktionaler Hinsicht für die mythische Form das Potential, über Spannungsverhältnisse zu dramatisieren und Faszination auf den Rezipienten auszuüben.

Der in diesem Theorieabschnitt zur Verdeutlichung mehrmals angestellte Vergleich des theoretischen Raumes wissenschaftlicher Erkenntnis mit dem mythischen Raum hat sich schon bei Cassirer und Blumenberg bewährt, was naheliegender erscheint, da beide Ordnungsprinzipien nicht bloß große strukturelle Unterschiede aufweisen, sondern „in gewissem Sinne in offenkundiger Kontradiktion“ zueinander stehen und die Eigenheit der mythischen Form auf diesem Weg anschaulich kontrastiert werden kann.⁹⁶ Dabei mag zuweilen der Eindruck entstehen, es werde versucht, die generelle Überlegenheit einer symbolischen Form

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Ebd., S. 61.

⁹⁵ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 207.

⁹⁶ Cassirer, *The Myth of the State*, S. 47. Das hier angeführte Zitat stammt aus der deutschen Übersetzung von 1949.

gegenüber der anderen zu behaupten. Eine Überlegenheit des theoretischen Raumes ist zumindest dann offensichtlich, wenn es um den Grad der Feinheit geht, mit dem in beiden Sphären operiert wird. Die *Analyse* ist laut Cassirer eine Errungenschaft des theoretischen Denkens und befähigt dazu, Erkenntnisobjekte in immer kleinere Grundeinheiten zu zerlegen, um ihr Zusammenwirken zu ergründen. Ein daraus abgeleitetes empirisches Urteil stütze sich demgemäß immer auf das Wechselspiel von *Analyse* und *Synthese*, also die Zerlegung und mentale Rekonstruktion eines Gegenstandes der Erfahrung.⁹⁷ Nach diesem Prinzip lassen sich über das theoretische Denken Einblicke gewinnen, die dem mythischen verhüllt bleiben. Während ersteres ein beobachtetes Phänomen gewissenhaft aufgliedert, um die Wechselwirkungen sämtlicher Parameter nachvollziehen zu können, hat es zweiteres scheinbar mit lauter *Black Boxes* zu tun:⁹⁸ Ein unbekanntes Phänomen zeigt oberflächlich in seinem Verhalten eine gewisse Regelmäßigkeit, die mit bereits verfügbaren Begriffen behelfsmäßig erklärt wird. Da es nach der mythischen Sinnordnung aber niemals vorgesehen ist, die Falsifizierbarkeit eines einmal etablierten Erklärungsmodells in Betracht zu ziehen, wird dieses als uneingeschränkt gültig erachtet, sprich: Ginge es nur darum, der Menschheit ein möglichst akkurates Abbild ihrer unabhängigen Umwelt zu konstruieren, dann erscheint die Feststellung einer Überlegenheit der theoretischen Denkform gegenüber der mythischen beinahe banal. Hierzu muss außerdem angemerkt werden, dass die Vergleichskategorie der Naturtreue an sich bereits ein Produkt nach Maßstäben und Kriterien des theoretischen Raumes ist. Was den mythischen Raum jedoch umso mehr auszeichnet, ist die Tatsache, dass er sich aufgrund seiner Abgeschlossenheit selbst genügt – Der mythische Raum muss sich nicht messen, denn er steht aus der eigenen Perspektive heraus allein.

Ausgehend vom wissenschaftlichen Standpunkt des Semiotikers auf seiner Zwischenebene, die ihm nach Möglichkeit einen unabhängigen, analytischen Blick auf Raum und Sinnordnung bieten soll, lässt sich noch ein anderer Maßstab heranziehen, indem man nach Gründen für die augenscheinliche Unvergänglichkeit alles Mythischen, für die unverminderte Aktualität des Themas *Mythos* in den Geisteswissenschaften sowie nach Gründen für seine scheinbar naturgegebene Anziehungskraft fragt.⁹⁹ Hier nämlich offenbart das mythische Denken seine besondere Stärke: seine *Persistenz*. Obwohl seit Einsetzen der Geschichtsphilosophie im Zeitalter der Aufklärung zunächst gemeinhin die Ansicht vertreten wurde, die mythische Weltauffassung sei überwunden und folglich nur in der Retrospektive relevant,¹⁰⁰ hat die moderne Mythentheorie längst aufgezeigt, dass sowohl die mythische Form als auch ihre Hervorbringungen über erstaunliche *Selbsterhaltungskräfte* verfügen. In diesem Zusammenhang ist als einer der wichtigsten Faktoren die Funktion der mythischen Raumstruktur als Basis äußerst leistungsstarker Erklärungsnarrative zu nennen. Wie bereits angerissen, besitzt der mythische Raum das Vermögen, Erklärungen für jedes erdenkliche Geschehen auf der Welt

⁹⁷ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 58.

⁹⁸ Walter Schulz, *Philosophie in der veränderten Welt*. 7. Aufl. Stuttgart 2001, S. 231f.

⁹⁹ Barner et al., *Texte zur modernen Mythentheorie*, S. 8.

¹⁰⁰ Marquard, *Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie*, S. 228.

zu liefern, ohne dass diese Erklärungen durch die Gemeinschaft der Mythenrezipienten näher hinterfragt würden. Dass das so gut gelingt, liegt vor allem daran, dass der mythische Raum keine Fragen offenhält. Um noch einmal auf das letzte Bild zurückzukommen: Innerhalb des mythischen Raumes ist keine *Black Box* als solche sichtbar, gibt es weder Unbekannte noch Wissenslücken, die zu näheren Nachforschungen anregen würden. Mythologische Strukturen zeichnen sich tatsächlich dadurch aus, dass sie für jedes erdenkliche Problem bereits eine vorgefertigte Antwort parat haben, die sich immer passgenau in bereits bestehende Erklärungsmodelle einfügt – und die Antworten gehen dabei niemals aus, denn sie entstammen allesamt einem unermesslich großen Speicher, der dem mythischen Raum jederzeit zugänglich ist: der menschlichen Kultur. Kommt es aber dennoch vor, dass dieser Vorrat keine zufriedenstellende Antwort bieten kann, so gibt es noch einen anderen bewährten Mechanismus, mit dem das Verlangen nach Erklärungen befriedigt werden kann, ohne dass dabei die Mauern des mythischen Raumes zerbrechen: „Was Forderungen nach Erklärung auslösen könnte, verlagern [Mythen] an die Stelle dessen, was Abweisung solcher Ansprüche legitimiert“.¹⁰¹ Blumenberg nennt für diesen Fall auch einige Beispiele solcher *Ausweichstellen*. Die allgemein bekannteste ist nicht etwa im Raum, sondern in der Zeit angelegt und betrifft die allermeisten Schöpfungsmythen. Durch „Fernrückung“¹⁰² wird alles, was nach Erklärungen über die Herkunft der eigenen Art verlangte, in unvorstellbare und undatierte Vorzeit verlagert, die keinerlei Bezug und keine Übereinstimmung hinsichtlich geltender Naturgesetze zu den vertrauten Verhältnissen der Gegenwart vorzuweisen braucht. *Götter, Titanen, Magie*, all dies kann ansprechende Erklärungsnarrative zur Entstehung der Welt füllen, da im mythischen Denken die tiefe Zäsur zwischen der eigenen Geschichte und einem Geschehen vor urewigen Zeiten jede Idee rechtfertigen kann.

Ebenso wie die Herkunft und genaue Überlieferung des Inhalts von Schöpfungsmythen nicht bis zum Anfang zurückverfolgt werden kann, so scheint auch ihr Medium, die Gesamtheit mythologischer Strukturen, immer schon da gewesen zu sein. Hierin liegt ein bedeutsames konstitutives Merkmal des mythischen Raumes, das einen Grund für besagte *Persistenz* des mythischen Denkens darstellt: Mythologische Strukturen sind zum Zeitpunkt ihres Inkrafttretens immer bereits etabliert. Das Fundament, auf dem ein mythologisches Erklärungsnarrativ gründet, ist innerhalb der mythischen Raumstruktur schon angelegt, bevor es sich in einem Gespräch oder Text niederschlägt, und stellt jederzeit Grundgerüste aus spezifischen Relationen bereit, mit deren Hilfe ein neu auftretender Sachverhalt eine mythologische Gesetzmäßigkeit und Dynamik aufgeprägt bekommt.¹⁰³ Eine absolute Kompatibilität zwischen einem Problem bzw. einer Beobachtung und einem mythischen Erklärungsmodell ist stets gegeben, da es nichts in der Erfahrung oder Vorstellung des Menschen geben kann, dem im mythischen Raum nicht schon ein

¹⁰¹ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 214.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 420.

fester Platz zugewiesen wäre; mit den Worten Cassirers: Alles ist „in dieser Weise räumlich fixiert und prädeterniniert“.¹⁰⁴

Feste Konstellationen von mythologischen Strukturen – gewissermaßen die *mythologischen Makrostrukturen* – werden über die Zeit durch ihre frequente Aktualisierung erhalten und tradiert. Jeder erneute Rückgriff auf diese „narrativen Kerne[e]“¹⁰⁵ kann mithin als *Mythenpflege* begriffen werden. Die Summe aller Geschichten, denen dieselbe mythologische Makrostruktur als Grundgerüst dient, ist das, was in der Theorie mit vollständigen, durchgestalteten *Mythen* gemeint ist.¹⁰⁶ Auch wenn der *Mythos* als Ganzes nicht im Fokus dieser Arbeit stehen soll, sind zwei seiner konstitutiven Merkmale an dieser Stelle dennoch anzuführen, da sie wesentliche Gesetzmäßigkeiten des gesamten mythischen Raumes widerspiegeln. Das eine ist mit der *Mythenpflege* bereits impliziert worden: die Wiederholung.¹⁰⁷ Mythologische Strukturen sind in etwa vergleichbar mit ausgetretenen Pfaden. Der Fakt, dass sie existieren, ist schon der Beweis dafür, dass sie sich längst bewährt haben. Der Prozess bis dahin wird von Blumenberg die „Arbeit des Mythos“¹⁰⁸ genannt und meint das ständige Wiederauftreten derselben mythologischen Makrostrukturen in verschiedenen Kontexten des kulturellen Lebens, wodurch diesen Grundfiguren ein gewisses Durchsetzungsvermögen in der Kommunikation beigemessen werden kann. Insbesondere die Wiederholung bildete einen vielversprechenden, aussagekräftigen Wert für diesen Beitrag, da sie eine bei der Sprachanalyse denkbar einfach zu erhebende Größe ist.

Das zweite konstitutive Merkmal des *Mythos* ist seine „ausgeprägte[] marginale[] Variationsfähigkeit“.¹⁰⁹ Das Gerüst eines allenthalben bekannten Mythos wäre wohl nicht annähernd so universell anwendbar und wiederverwertbar, wenn es nicht die Eigenschaft besäße, durch geringfügige Abwandlung in jede beliebige Form einer Geschichte oder Lebenssituation hineingegossen werden zu können, ohne aber nur den kleinsten Anteil seines Wiedererkennungswertes zu verlieren. Das immer wieder erneute Variieren und Reduzieren desselben Mythos, der dabei stets derselbe bleibt, ist es, worunter Blumenberg die „Arbeit am Mythos“ versteht.¹¹⁰

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 194.

¹⁰⁶ Claude Lévi-Strauss, „Die Struktur der Mythen“. In: Wilfried Barner et al. (Hgg.), *Texte zur modernen Mythenforschung*. Stuttgart 2003 (1955), S. 73f.

¹⁰⁷ Hans Blumenberg, „Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos“. In: Manfred Fuhrmann (Hg.), *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption*. München 1990, S. 24.

¹⁰⁸ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 203.

¹⁰⁹ Ebd., S. 194.

¹¹⁰ Ebd., S. 203.

3. Methodik zur Analyse von Texten der öffentlichen Berichterstattung – die *mythologischen Relationstendenzen*

Trotz der Festlegung Cassirers, dass es sich bei der Sprache und dem mythischen Denken um zwei gesonderte symbolische Formen handle, sind beide Systeme nicht ohne Verweise auf das jeweils andere fassbar. So sei zwar die mythische Denkform chronologisch der Entwicklung von Sprache vorangestellt. Dennoch koexistierten beide seit je, wobei es die Sprache sei, die das Mythische trage und ihm seinen notwendigen Entfaltungsspielraum erst durch ihr Unvermögen, einen Gedanken in vollkommener Übereinstimmung mit seinem Gehalt abzubilden und zu vermitteln, verleihe. Die mythische Raumstruktur findet folglich überall dort ihren Platz, wo eine geringe Trennschärfe in der Sprache gegeben ist; wo Mehrdeutigkeit das Potential zur Setzung mythologisch konstituierter, zeichenhafter Relationen bieten kann.¹¹¹ Das Vorgehen der vorliegenden Untersuchung stützt sich auf die Voraussetzung dieses wechselseitigen Verhältnisses und sucht Zugang über die geschriebene Sprache als Mittler zwischen der mythischen Denkform und der semiotischen Betrachtung.

Die Textanalyse wurde an einem Korpus aus fünfzehn Texten vorgenommen, die einer breiten Berichterstattung in der Presse über ein ausgewähltes Thema des öffentlichen Lebens entstammen. Die Auswahl erfolgte aus einer größeren Menge von gesichteten Texten verschiedener Nachrichtenmagazine und Zeitungen. Davon wurden jene Artikel dem Korpus hinzugefügt, die jeweils mindestens eine der drei sprachlichen Auffälligkeiten zeigten, die schon unter Punkt 2.2 beschrieben wurden und hier nochmals in Kurzform angeführt seien:

1. eine Bildsprache, die mit der Gegenüberstellung von Extremen und Überhöhung arbeitet,
2. Mutmaßungen, die über die Wortwahl explizit als solche gekennzeichnet werden,
3. die Abwesenheit stringenter, logisch aufgebauter Argumentationen.

Wurden diese Anzeichen in Abschnitt 2. zwei noch vorläufig als *strukturelle Eigenschaften* oder Stilmittel umschrieben, die auf einen geringeren Grad an Sachlichkeit und journalistischer Feinheit in Bezug auf das dargestellte Thema und somit auf Raum für Mythologisches hindeuten könnten, ist es nun möglich, jene Eigenschaften als tatsächliche Anzeiger für weitere erwartbare mythologische Relationstendenzen im betreffenden Text zu behandeln, denn: Die Aufarbeitung der Mythentheorie nach Cassirer, Blumenberg und anderen hat ergeben, dass sich die Modalitäten mythischen Denkens tatsächlich anhand von (1.) expressiver Bildsprache (Cassirer spricht auch von der „Macht des ‘Eindrucks‘“),¹¹² (2.) Vermischung von Reellem mit *Scheinbarem* sowie (3.) der Unmöglichkeit distanzierter, objektiver Betrachtung zeigen können. Als vierte Eigenschaft in dieser Reihe

¹¹¹ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 28f.

¹¹² Ebd., S. 31.

verbindet die 15 Korpustexte außerdem noch eine oberflächliche Erkennbarkeit von Mehrdeutigem bzw. Undeutlichem. Hierin liegt zumindest, wie schon eingangs beschrieben, das Potential, mythologischen Strukturen Raum zur Entfaltung zu gewähren.¹¹³

Der gewählte methodische Ansatz soll Aufschluss darüber verschaffen, ob die im vorangegangenen Abschnitt behandelten Merkmale des mythischen Raumes anhand von etwaigen *mythologischen Relationstendenzen*, wie sie unter Punkt 2.1 definiert wurden, in der Schriftsprache identifiziert werden können. Vorausgesetzt wird hierbei der semiotische Ansatz Cassirers, nach dem das Zeichen grundsätzlich relational konstituiert ist.¹¹⁴ Liegt eine mythologische Relationstendenz in der Sprache vor, so bedeutet dies, dass entsprechend der gesetzten Hypothese ein Zeugnis der mythischen Sinnordnung zu vermerken ist, nach deren Vorschrift im betreffenden Textausschnitt von „Sprache in Gebrauch“¹¹⁵ Zeichen mythologisch konstituiert werden. Im Rückschluss läge außerdem der Befund einer exemplarischen Struktur aus mythologischen Relationen vor, die in der Verwendung als formales Erkennungsmuster die Suche nach weiteren Fällen gleicher Art erlaubte. Wie bereits dargelegt, ist der eingenommene Standpunkt bei dieser semiotischen Analyse *zwischen den Räumen* zu verorten. Vor dem Hintergrund des gesammelten Wissens zur mythischen Raumstruktur nach Cassirer soll gewissermaßen von vornherein hinter die Kulisse mythologischer Strukturen geblickt werden, um diese greifbar zu machen. Das *Mythische* tritt hier insofern nie in Kraft, da es durch die Analyse seiner unabdinglichen Unmittelbarkeit in der Rezeption beraubt wird. Stattdessen sollte die gewählte Perspektive Einblicke gewähren, wie diese Denkform in der Sprache realisiert wird und einen impliziten Leser im Modus des mythischen Bewusstseins ansprechen kann.

3.1 Vorgehensweise bei der Arbeit mit dem Korpus

Der Ansatz zur Gewinnung neuer Erkenntnisse über mythologische Zeichenstrukturen in öffentlichen Diskursen ist in der Vorgehensweise an Peirce' Begriff der Abduktion orientiert.¹¹⁶ Übertragen auf die Zielrichtung der vorzunehmenden Analyse ist der im Voraus gesetzte Erkenntnishorizont die Annahme wiederkehrender, sprachlich-relational konstituierter Zeichen des mythischen Raumes in journalistischen Texten über ein akut diskutiertes Thema. Die Hypothese geht also davon aus, dass die herangezogene Theorie um Cassirers kulturphilosophischen Raum- und Mythosbegriff auch auf gegenwärtige, öffentliche Kommunikationen anwendbar und ein immer noch bedeutsamer Einfluss des mythischen Raumes in der Sprache nachweisbar ist. Die aus der Hypothese abgeleiteten Regeln und

¹¹³ Ebd., S. 28f.

¹¹⁴ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 415.

¹¹⁵ Rainer Perkuhn/ Holger Keibel/ Marc Kupietz, *Korpuslinguistik*. Paderborn 2012, S. 14.

¹¹⁶ Winfried Nöth, *Handbuch der Semiotik*. 2. vollständig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Stuttgart/Weimar 2017, S. 68.

Prognosen sind hier durch ein auf Kategorienbildung ausgerichtetes Analysemodell repräsentiert (siehe Punkt 3.2), welches die eindeutige Zuordnung verschiedener Typen von zeichenhaften Relationen der mythischen Raumstruktur und entsprechender sprachlicher Realisationsformen vorsieht. Mit der Analyse wurde infolgedessen versucht, bestätigende Befunde auszumachen, die die antizipierten Regeln des Analysemodells um die Beziehung zwischen mythischem Raum und „Sprache in Gebrauch“ verifizieren können.¹¹⁷ Das zur Untersuchung vorliegende Korpus wurde mit dem Programm *AntConc* von Laurence Anthony bearbeitet. Dieses bietet ein Set gängiger korpuslinguistischer Werkzeuge, mit denen die zu beforschende Textmenge für die nähere Analyse präpariert wurde. Für die semiotische Analyse relevante Textstellen, die sich einem Typus mythologisch konstituierter, zeichenhafter Relationen direkt zuordnen lassen, da sie sprachliche Auffälligkeiten über entsprechende *Tokens* aufweisen, wurden unter ihrer zugehörigen Kategorie als chronologisch geordnete Zitate zusammengetragen.¹¹⁸

3.2 Das Analysemodell – Operationalisierung der Raum- und Mythentheorie

Für die Analyse der mythologischen Relationstendenzen wurde ein Modell entwickelt, das mythologisch konstituierte, zeichenhafte Relationen in sechs verschiedene Kategorien zuordenbar und in der geschriebenen Sprache identifizierbar machen soll. Jede dieser Kategorien umfasst ein bestimmtes Muster, nach dem eine Relation der mythischen Raumstruktur auf zwei Positionen durch Elemente der Raumbofläche (siehe Abb. 1) besetzt sein kann. Von den resultierenden sechs möglichen Paradigmen bezieht sich jedes einzelne auf einen wesentlichen Aspekt der Theorie um die prototypischen Merkmale des Mythischen unter Punkt 2, wodurch es bei der Analyse der Sprache gelingen soll, das Wesen der mythischen Sinnordnung, sofern es das Textmaterial hergibt, möglichst differenziert zu erfassen. Jene sechs Paradigmen einer mythologisch konstituierten, zeichenhaften Relation werden im Folgenden näher beschrieben:

¹¹⁷ Perkuhn et al., *Korpuslinguistik*, S. 14.

¹¹⁸ Jene *Tokens* stellen den primären, unmittelbaren Untersuchungsgegenstand, da sie die mythologische Bedeutung im exemplarischen Textausschnitt als Zeichen zugänglich machen und insofern die Grundlage für das Kategorienmodell bilden.

Kategorie 1)

Eine Relation, die Anfangs- und Endzustand eines in der Realität lang andauernden Entwicklungsprozesses oder allmählichen Wandels zusammenzieht und zu einem kontrastreichen Vergleichsbild nebeneinanderstellt.¹¹⁹ Dadurch wird die unterdessen vergangene Entwicklungszeit gemäß der mythischen Sinnordnung gänzlich ignoriert (ganz egal, ob es sich um zwei Wochen oder zehn Jahre handelt) und durch eine Zäsur ersetzt. So wird auch der seichteste Übergang zur Stufe vereinfacht, um die Veränderung mit maximaler Ausdruckskraft hervorzuheben und das mythische Ereignis einer vermeintlich plötzlichen *Umwandlung* zu konstruieren:

„Vom Tennis-Olymp in die Insolvenz“¹²⁰

Kategorie 2)

Eine Relation bzw. ein Bündel von Relationen, das einen ›Ort‹ innerhalb des mythischen Raumes mit spezifischen ›Werten‹ in Verbindung bringt, die dem mythischen Gefühl zugänglich sind. Jeder mythische ›Ort‹ definiert sich in dieser Weise über seine ihm eigene Signatur aus bestimmten Konnotationen und Assoziationen, die in der Kultur begründet liegen.¹²¹ Ein mythischer ›Ort‹ kann entweder in Form eines realen Ortes (sozusagen als Zeichenträger) bestehen und über die ihm anhaftenden Werte auf den mythischen Raum verweisen oder auch als Produkt des menschlichen Geistes konstruiert und gänzlich dem mythischen Raum verhaftet sein. Relationen nach diesem Paradigma zeichnen sich durch den für das Mythische kennzeichnenden und in dieser Arbeit bereits beschriebenen Effekt der *Kontraktion* aus, womit nichts anderes als das gemeint ist, was Cassirer unter dem originär mythischen Verhältnis der *Identität* versteht: Was im mythischen Raum aufeinander bezogen wird, tritt in ein Verhältnis der Nähe und schließlich in die vollkommene Verschmelzung miteinander ein.¹²² So stehen abstrakte Begriffe wie bestimmte *Werte* oder *Eigenschaften* im Mythischen nie für sich allein, sondern gehen immer eine Verbindung mit etwas Materiellem, Körperhaftem ein, um überhaupt zur Geltung zu kommen. Der mythische ›Ort‹ wird demnach nicht bloß relational durch ein Bündel von Werten und Eigenschaften spezifiziert, sondern er *ist* nicht mehr und nicht weniger als genau dieses Bündel von Werten:

„Ein Zauberbegriff der deutschen Sportgeschichte, dieses Leimen.“¹²³

¹¹⁹ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 61.

¹²⁰ Tobias Render et al., „Boris Becker. Eine gefallene Legende“. In: *BILD.de* vom 30. April 2022. (= <https://www.bild.de/unterhaltung/leute/leute/boris-becker-eine-gefallene-legende-79934536.bild.html>; Abruf am 13.06.2022).

¹²¹ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 421.

¹²² Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 51.

¹²³ Holger Gertz, „Der tiefe Fall einer Tennis-Ikone. [...]“. In: *Zürichsee-Zeitung* (nachfolgend ZZ) vom 29. April 2022, S. 40.

Kategorie 3)

Eine Relation, die zwischen zwei mythischen Figuren liegt und diese durch ihr Verhältnis zueinander konstituiert. Vergleichbar mit einer Rolle in einem Theaterstück, die theoretisch beliebig besetzt werden kann, ist auch die mythische Figur unabhängig von der Person, die sie verkörpert, da sie allein durch die Gesamtheit ihrer bezeichnenden Verhältnisse zu allen anderen Figuren derselben Gruppe definiert ist. So ist es auch vollkommen zu vernachlässigen, ob sich eine mythologisch konstituierte Relation zwischen zwei realen Personen mit deren tatsächlichem Verhältnis deckt. In dem Moment, da sie zu mythischen Figuren werden, ist ihre Verbindung rein ideeller Natur. Ein besonders positiv konnotiertes Thema mythologischer Figuren-Relationen ist etwa das der *Familie*. Im mythischen Raum können unter dieser Überschrift alle erdenklichen Verwandtschaftsverhältnisse einfach gesetzt werden, ohne dass die betreffenden Personen irgendetwas gemein haben müssen. Zur Illustration sei diese Textpassage gegeben, in der zusätzlich zur Relationalität sogar explizit von „Figuren“ die Rede ist. Das direkt darauffolgende Anführen zweier Beispiele mittels Vergleichspartikel *wie* spiegelt in diesem Fall sehr anschaulich die erwähnte Austauschbarkeit mythischer Figuren wider:

„Gegenüber BILD verteidigt Thomas Gottschalk diese Idee. „Figuren wie Franz Beckenbauer und Boris Becker, mit denen wir groß geworden sind, gehören irgendwie zur Familie. Auch wenn sie es uns nicht immer leicht machen sie zu lieben, sollten wir sie mit einer ähnlichen Nachsicht behandeln, wie wir das bei Vati und Opa machen würden“¹²⁴.

¹²⁴ Sven Kuschel, „DER FALL BORIS BECKER – warum behandelt Deutschland seine Helden so schlecht? [...]“. In: *BILD* vom 17. September 2021, S. 4.

Kategorie 4)

Eine Relation, die eine mythische Figur mit einer Eigenschaft ausstattet. Wie schon in Bezug auf mythische Orte verdeutlicht, ist die Eigenschaft etwas Abstrahiertes und damit als theoretischer Begriff für die mythische Denkform nicht greifbar.¹²⁵ Um sichtbar zu werden, muss die 'Eigenschaft' im mythischen Raum durchaus wörtlich genommen werden – als etwas, das einer mythischen Figur (und zwar ausschließlich ihr) *zu eigen* ist, und das in so unverkennbarer Weise, dass Figur und Eigenschaft nicht getrennt werden können. Hier ist die mythologisch konstituierte Relation wieder ein Verhältnis der Identität.¹²⁶ Im speziellen Fall dieses Paradigmas von Figur und Eigenschaft geht es insbesondere um die Art und Weise der Verknüpfung. Da gerade die mythische *Heldenfigur* etwas Körperhaftes, Potentes darstellt, sind ihre Eigenschaften als augenscheinliche Folgen ihrer Präsenz, ihrer Beschaffenheit oder ihres Wirkens zu verstehen, die immer auf die betreffende Figur zurückverweisen. Ein klassisches Beispiel hierfür bildet der mythologische Begriff der *Aura*, so auch in folgendem Textauschnitt:

„Der Boris hat ne außergewöhnliche Strahlkraft“, sagt Ezzedine“.¹²⁷

¹²⁵ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 84.

¹²⁶ Ebd., S. 51.

¹²⁷ Marc Hujer, „Doppel mit Boris“. In: *DER SPIEGEL* (nachfolgend SP) vom 6. Mai 2022.

Kategorie 5)

Eine Relation, die einen Zusammenhang mythischer *Scheinkausalität* herstellt. Sie bildet das grundlegende Paradigma mythologisch konstruierter Erzählstrukturen und Erklärungsnarrative. Die Relation ist auf einer Position durch eine gesetzte *mythische Kraft* als unbedingte Ursache und auf der anderen durch eine interpretierte Auswirkung in der Welt als direkte ›Folge‹ besetzt. Der Standardtyp mythischer *Scheinkausalität* äußert sich in der Übertragung immer gleicher exemplarischer Natureindrücke auf eigentlich komplexe, multifaktorielle Prozesse.¹²⁸ Das mythische Bewusstsein verfügt in dieser Hinsicht über ein simplifiziertes, aber universell kompatibles und nach mythologischen Maßstäben legitimes Modell von der Ereignisdynamik im Raum. Die auf Grundlage der Oberflächenbetrachtung (nicht der Durchdringung) regelhafter Naturereignisse und Gesetzmäßigkeiten (vor allem Schwerkraft) etablierten Muster dieses Modells werden auch auf neu auftretende Geschehnisse und Vorgänge angewandt, sodass entsprechende Folgeerwartungen im Rahmen einer mythologisch konstruierten Erzählstruktur suggeriert werden.¹²⁹ Erste Befunde bei der Sichtung des ausgewählten Textmaterials hatten ergeben, dass sprachliche Relikte dieser Denkart vor allem in der Beschreibung solcher Prozesse wiederzufinden sind, die nicht ansatzweise im Zusammenhang mit Naturgewalt stehen, wie zum Beispiel in Bezug auf den Verlauf einer Ereigniskette um die Handlungen einer Person des öffentlichen Lebens. Der dabei eintretende Effekt ist, dass der Person respektive der mythischen Figur insofern weniger Verantwortung für ihr Handeln zugestanden wird, als die Ursachen und Folgen ihrer Situation immer im Kontext der über allem stehenden *pseudophysikalischen* Gesetzmäßigkeiten des mythischen Raumes begriffen werden. Somit wird eine aktive, aus Gründen handelnde Person von der mythischen Sinnordnung in die Rolle einer passiven, von höheren Kräften betroffenen Figur versetzt.

Erscheinungsformen sprachlich-relational konstituierter Zeichen der *Scheinkausalität* sind vielfältig; sie können sowohl über die lexikalische Bedeutung einzelner Ausdrücke (z. B. in Form einer metaphorischen Umschreibung, die den Einfluss von physischer Krafteinwirkung oder von ›Naturgewalten‹ andeutet) als auch über die grammatische Bedeutung auf syntaktischer Ebene realisiert werden, etwa durch die gesetzte Patiens-Rolle der thematisierten Person im Satz, wodurch der- oder diejenige nicht als selbstständig handelnd, sondern als einer beschriebenen Situation unterworfen erscheint:¹³⁰

„Der Erfolg ist über Becker hereingebrochen, hat ihn zu Boden geworfen und unter sich begraben“.¹³¹

¹²⁸ Holz, *Sein und Werden. Problemgeschichte der Dialektik in der Antike*, S. 28.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Bußmann, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, S. 322f; Stichwort Kasusgrammatik.

¹³¹ Daniel Germann, „Das Ende von Boris Beckers Selbstdemontage“. In: *Neue Zürcher Zeitung* (nachfolgend NZZ) vom 9. April 2022, S. 14.

Kategorie 6)

Eine Relation der Identität. Das von Cassirer beschriebene mythologische Verhältnis der Gleichsetzung wurde zwar auch zur näheren Erläuterung der Paradigmen in den Kategorien 2) und 4) angeführt, bezog sich aber in beiden Fällen auf eine je spezifische Verbindung eines Elements (›Ort‹ oder ›Figur‹) mit mythischen Eigenschaften oder Werten. Die sechste Kategorie eines Paradigmas mythologisch-zeichenhafter Relationen ist daher der generellen, für die untersuchte semiotische Ordnung charakteristischen Gleichsetzungstendenz bei beliebigen Elementen eines Verhältnisses vorbehalten.¹³² Nicht nur ist dieser Mechanismus ein offenbar immer wieder zu beobachtender gemeinsamer Nenner von allerlei mythologischen Strukturen, er lässt sich auch besonders einfach sprachlich realisieren und ist der semiotischen Analyse dadurch umso zugänglicher – zum Beispiel kann vermittels Kopulaverb *sein* im mythischen Raum alles mit allem vereinigt und als dasselbe bezeichnet werden, so wie zum Beispiel in folgendem Zitat:

„Boris Becker ist Wimbledon und Wimbledon ist Boris Becker.“¹³³

Über die obigen sechs Paradigmen mythologisch konstituierter Relationen hinaus umfasst das entwickelte Analysemodell noch fünf weitere Nebenkategorien (Kategorie 7-11) mythologischer Strukturen in der Sprache, für die sich Belege finden ließen. Diese lauten:

7. künstliche Vagheit durch rhetorische Fragen, Modalpartikeln oder Modaladverbien,
8. Extreme, Überhöhung, Dramatisierung – Evozieren intensiver Gefühle,
9. Modalverben zum Ausdruck mythischer Notwendigkeiten,
10. inhaltliche Bezüge auf (antike) Mythologie – Tropen, Metaphern, Referenzen,
11. Behauptungen über Dritte und Zuschreibungen von Gefühlen, Gedanken, Absichten.

Ergänzend zu den Analysekatgorien wurde für die formale Rahmung der Untersuchung ein Ebenenmodell erarbeitet, mit dem der Raumbegriff Cassirers in einen methodischen Ansatz überführt werden soll. Das Modell bildet die semiotische Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand mythologischer Strukturen an der Schnittstelle zwischen sprachlichem und mythischem Raum ab. Auf jeder der vier Ebenen wird derselbe vorgefundene Fall mythologischer Relationstendenzen in je unterschiedliche systematische Kontexte eingeordnet. Auf der feinsten Stufe (siehe Abb. 2; erste Ebene von oben) liegt die *Mikroebene sprachlicher Indikatoren*. Hierunter werden einzelne Wörter oder Kollokationen gefasst, die für das

¹³² Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 81.

¹³³ Lutz Wöckener, „Fotos, Pokale, Preise. In diesem schäbigen Hinterhof kommt Boris Beckers Tennisleben unter den Hammer“. In: *Welt* vom 11. Juli 2019. (= <https://www.welt.de/sport/tennis/plus196671361/Boris-Beckers-Tennisleben-kommt-im-schaebigen-Hinterhof-unter-den-Hammer.html>; Abruf am 09.08.2022).

betreffende Paradigma einer mythologischen Relation eine ordnende Funktion im Satz übernehmen oder bereits als Zeichenträger mythologischer Bedeutung fungieren.¹³⁴ Als *Types* könnten die auf dieser Ebene verorteten Elemente im Rahmen umfangreicherer Korpusanalysen die gezielte Suche nach Strukturen gleicher Art ermöglichen.¹³⁵ Auf die *Mikroebene* folgt die *Ebene sprachlich-relational aufgebauter Strukturen*. Sie enthält die konkreten Beispiele ganzer Sätze, in denen die mythologische Bedeutung durch sprachliche Zeichen realisiert wird.¹³⁶ Hier liegt auch der Schwerpunkt der Analyse, da auf dieser Ebene sichtbar wird, wie sich die mythische Raumstruktur als zeichenhafte Relation in der Sprache manifestiert.

Sprachlicher Raum	Mikroebene sprachlicher Indikatoren (Types)	<i>Und nun; Und dann</i> am Satzanfang
	Ebene sprachlich-relational aufgebauter Strukturen	„1991 führte Becker während zwölf Wochen die Weltrangliste im Männer-Tennis an. Und nun ist Boris Becker ein verurteilter Straftäter.“ (Auf das Präteritum folgt ein mit „Und nun“ eingeleiteter Satz im Präsens)
Diskurse Mythologische Strukturen	Ebene der mythologischen Strukturen und Fragmente	Eine Relation, die den Anfangs- und Endzustand eines in der Realität lang andauernden Entwicklungsprozesses zu einem kontrastreichen Vergleichsbild zusammenrückt; Entwicklungszeit wird negiert
Mythischer Raum	Makroebene/ Mythos	Mythologische Idee der <i>Metamorphose/Verwandlung</i> , z. B. bei Ovid (vgl. Cassirer 1953: 61)

Abb. 2: Ebenenmodell zur Analyse mythologischer Relationstendenzen (eigene Darstellung)

Decken die beiden vorangegangenen Ebenen die Seite des sprachlichen Raumes ab, so wird mit Blick auf die dritte Ebene die Schwelle zum mythischen Raum (grüne, gestrichelte Linie) übertreten: Die *Ebene der mythologischen Strukturen und Fragmente* ist genau der Bereich, dem die zuvor differenzierten sechs möglichen Paradigmen einer Relation des mythischen Raumes angehören. Ferner handelt es sich hier um das Signifikat mythologischer Zeichen – die grüne Linie markiert also nicht nur die Grenze zwischen den Räumen, sondern auch eine gedachte Trennlinie zwischen Zeichenform und Zeicheninhalt. Auf der Makroebene liegt schließlich der Verweis auf einen durchgestalteten Mythos als Ganzes, der aus der Summe all seiner Fragmente und Iterationen durch die Zeit, einschließlich des

¹³⁴ Hirschmann, *Korpuslinguistik. Eine Einführung*, S. 213f.

¹³⁵ Perkuhn et al., *Korpuslinguistik*, S. 27.

¹³⁶ Das im Schaubild gegebene Beispiel ist ein Zitat aus der *NZZ* vom 30.04.2022.

derzeit untersuchten Beispiels, besteht. Diese vierte Ebene wird für die Vollständigkeit des Modells mitangeführt, steht aber nicht im Fokus der Arbeit.

4. Anwendungsteil: Analyse des mythischen ›Raumes‹ in öffentlichen Kommunikationen

4.1 Das Korpus – mythologische Relationstendenzen im Fall Boris Beckers

Das gemeinsame Thema der untersuchten Korpustexte ist das öffentlich wahrgenommene Leben der Person Boris Becker. Es entspricht den gesetzten Suchkriterien für geeignete Sprachbeispiele mit mythologischen Strukturen in besonderem Maße: Da dieses Thema überwiegend der Sport- und Boulevardpresse zuzuordnen ist, die nicht der reinen Informationsvermittlung verschrieben sind, sondern primär der Unterhaltung dienen, scheint ein eher freier Schreibstil zu dominieren, wobei ein relativ geringer Anspruch der Faktentreue oder Stichhaltigkeit besteht (im Besonderen in Texten der Sorte *Reportage* und *Kolumne*). Anstelle von klaren Argumentationen werden vielfach eher *Szenen* bildhaft beschrieben und kommentiert. Daraus ergibt sich ein großes Potential zur Entfaltung mythologischer Strukturen. Zudem steht im Mittelpunkt des Diskurses ein seit über 35 Jahren allseits bekannter ehemaliger Profisportler, mit dem sich die Figur des *gescheiterten Helden* gerade vor dem Hintergrund einer im Frühjahr 2022 verhängten Haftstrafe wegen Insolvenzverschleppung ideal besetzen lässt. So treten mythologische Motive und Handlungselemente nicht nur strukturell auf, sie werden sogar explizit auf die Wirklichkeit übertragen: „Dass er längst begonnen hat, an seinem Heldenepos zu schreiben, bemerkt er ebenso wenig wie die Tatsache, dass immer mehr Menschen dabei mitlesen“.¹³⁷

Die ausgewählten Texte stammen aus insgesamt acht verschiedenen deutschen und schweizerischen Zeitungen: *Welt*, *Frankfurter Neue Presse (FNP)*, *SonntagsZeitung (SoZ)*, *Bunte*, *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*, *Zürichsee-Zeitung (ZZ)*, *DER SPIEGEL (SP)* sowie *BILD*. Bei der Zusammenstellung wurde Wert darauf gelegt, dass ein begrenzter Zeitraum durch regelmäßige Beiträge über den Verlauf der Ereignisse abgedeckt wird. Es gibt einen klar gesetzten Anfangspunkt im Juli 2017, als der älteste Text des Korpus veröffentlicht wurde, und einen vorläufigen Endpunkt im Mai 2022, als der jüngste Text erschien. Dazwischen erstreckt sich die Chronologie der Geschehnisse von Beckers Bankrotterklärung bis zu seiner fünf Jahre später erfolgenden Verurteilung. Der festgelegte Zeitabschnitt soll eine Vergleichbarkeit der objektiv zu betrachtenden Ereignisabfolge mit der davon abweichenden mythologischen Erzählstruktur ermöglichen, welche aus dem geführten Diskurs im Medium des mythischen Raumes eine *Geschichte* werden lässt.¹³⁸

¹³⁷ Lutz Wöckener, „Wimbledon-Sieg mit 17. Die 14 Tage des Boris Becker“. In: *Welt am Sonntag* (nachfolgend *WaS*) vom 6. Juli 2020. (= <https://www.welt.de/sport/tennis/plus211023659/Wimbledon-Sieg-mit-17-Die-14-Tage-des-Boris-Becker.html>; Abruf am 08.08.2022).

¹³⁸ Es sei nochmals darauf hingewiesen, dass im Mythischen trotz wiederholter Rede von einer *Erzählung* kein verantwortlicher Erzähler angenommen wird, der intendiert und bewusst die

Damit solche etwaigen Abweichungen in der Analyse besser nachvollziehbar werden und im Gesamtkontext der langjährigen Medienpräsenz Beckers gesehen werden können, ohne dass dessen Biografie als Voraussetzung vollständig aufgearbeitet werden muss, fasse ich den Hintergrund des Themas im Folgenden kurz zusammen:

1985 gewann Becker die *Wimbledon Championships* als bis dahin jüngster Spieler in der Geschichte des Turniers. Die Tatsache, dass er außerdem der erste deutsche Sieger dieses renommierten Wettkampfes war, führte zum „Tennisboom“ der Achtzigerjahre in Deutschland.¹³⁹ Der Tennissport erhielt hierzulande eine vorher nicht dagewesene Aufmerksamkeit unter der breiten Bevölkerung; Becker, dessen damaliger Sieg als initiales Ereignis dieser Bewegung gilt, wird bis heute mit dieser Phase in der deutschen Sportgeschichte assoziiert.¹⁴⁰ Die große Bedeutung seines frühen und unerwarteten Karrierestarts und seiner darauffolgenden Turniersiege für die gegenwärtige öffentliche Wahrnehmung seiner Person wird gerade dadurch unverkennbar, dass Verweise und Rückblicke auf Beckers frühe Leistungen in einschlägigen Artikeln bis heute eine immer wieder auftretende, unvermeidliche Konvention geworden zu sein scheinen, wie vor allem die vorliegenden Korpustexte zeigen.

Die im untersuchten Textmaterial verfolgte Lebensphase Beckers nimmt etwa 30 Jahre nach seinem ersten Wimbledon-Sieg ihren Anfang, als ihn ein Londoner Gericht im Juni 2017 für zahlungsunfähig erklärte, nachdem eine britische Privatbank Klage wegen unbeglichener Schulden eingereicht hatte. Dem im selben Jahr eröffneten Insolvenzverfahren schlossen sich weitere Gläubiger mit Forderungen nach ausgebliebenen Rückzahlungen an, darunter ein ehemaliger Geschäftspartner Beckers. 2019 wurde das Verfahren aufgrund des Vorwurfs, Becker habe nicht all seine Vermögenswerte und Transaktionen offengelegt, verlängert. Im Frühjahr 2022 wurde Becker in vier Anklagepunkten wegen Insolvenzverschleierung schuldig gesprochen. Ende April desselben Jahres erfolgte die Verurteilung zu zweieinhalb Jahren Haft.

4.2 Ergebnisse der Analyse

Bei der Analyse vorgefundener Fälle von mythologischen Relationstendenzen im ausgewerteten Textmaterial wurde nach Reihenfolge der unter Punkt 3.2 aufgelisteten Kategorien mythologisch konstituierter, zeichenhafter Relationen und Strukturen verfahren (Kategorien 1-6 sowie die Nebenkategorien 7-11). Jeder Kategorie wurden in der Untersuchung bis zu zwölf Textbeispiele zugewiesen,

Mythengestaltung lenken würde. Wenn also stilistische Mittel und Aussagen der Textautoren auf *mythologische Relationstendenzen* hin untersucht werden, dann können die Autoren hier dennoch nicht als Handlungssubjekte in Bezug auf das mythologische Erzählen gelten, da sich das Erzählte genau in die unterlegte mythische Raumordnung fügt.

¹³⁹ Stefanie Eimermacher et al., „Biografie Boris Becker“. In: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), *LeMO-Biografien. Lebendiges Museum Online*. Bonn 2017. (= <http://www.hdg.de/lemo/biografie/boris-becker.html>; Abruf am 24.09.2022).

¹⁴⁰ Ebd.

chronologisch geordnet nach Veröffentlichungsdaten der zugehörigen Artikel.¹⁴¹ Jeweils zwei bis drei ausgewählte Beispiele zu jeder Kategorie sollen auf den folgenden Seiten einen Eindruck von den Analyseergebnissen vermitteln.

Kategorie 1)

Gesetzte Zäsuren erzeugen ein Spannungsverhältnis durch Kontrastbilder zur Konstruktion mythischer Ereignisse [Relation: Zustand 1 – (Zeit) – Zustand 2].

Bevor die hierunter fallenden Beispiele im Einzelnen näher untersucht wurden, ließ sich schon nach flüchtiger Betrachtung feststellen, dass sämtliche Textauschnitte, die diesem Paradigma zugeordnet wurden, aus der kurzen Phase von April bis Mai 2022 stammen. Dieser Umstand ist besonders signifikant, da innerhalb der insgesamt abgebildeten, fast fünf Jahre betragenden Zeitspanne keine sprachlichen Auffälligkeiten dieser Art vor dem April 2022 ausgemacht werden konnten; hier besteht offenkundig ein Zusammenhang mit der verfolgten Entwicklung von Beckers Situation – alle neun Textauschnitte unter Kategorie 1) beziehen sich auf die Schuldigsprechung und Verurteilung im Frühjahr 2022. Wie die Darstellung dieses Ereignisses mythologisch strukturiert wird, zeigen unter anderem die folgenden zwei Belege.

Das erste Beispiel erzeugt zwei mythische Figurenbilder aus derselben Person durch starke Reduktion auf jeweils ausgewählte Teilaspekte, Werte und Lebensabschnitte.

Wer weiss: Vielleicht gewinnt er nach dieser neusten Eskalation, nun, da er ein verurteilter Straftäter ist, die Kontrolle über sein Leben zurück und kann wieder sein, wer er einmal war. Boris Becker, geboren am 22. November 1967 in Leimen. Ein Mann, der als Kind Wimbledon-Sieger und weltberühmt wurde und daran zerbrach. Man wünscht es ihm.¹⁴²

Es gibt hier den *gegenwärtigen* Becker („verurteilter Straftäter“) sowie den *einstigen* („Ein Mann, der als Kind Wimbledon-Sieger und weltberühmt wurde“). Ein extremer Kontrast zwischen den zwei Figuren entsteht über die positive Konnotation eines *aufstrebenden, jungen* und *unschuldigen* Sportlers gegenüber dem vereinfachten und verallgemeinerten Bild eines *verurteilten Straftäters*. Interessant ist vor allem, dass Geburtsort und -datum anscheinend nur dem jungen Becker zugeordnet werden, da diese Angaben in einer Ellipse wie als Ergänzung direkt auf das vorige Satzende „[...] kann wieder sein, wer er einmal war“ folgen; so, als hätte Becker einstweilen seine Identität verloren. Besonders an diesem Beispiel ist auch, dass ihm die Rückkehr zu seinem früheren mythischen Figuren-Profil in Aussicht gestellt wird (*zurückgewinnen; wieder sein können*). Aus mythischer Sicht liegt hier

¹⁴¹ Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*, S. 1ff.

¹⁴² Germann, in: *NZZ* vom 09.04.2022, S. 14.

also ein *Wandel* vor, der temporär ist und rückgängig gemacht werden kann. Sprachlich realisiert wird dieser *Wandel* im Wesentlichen durch das wechselnde Tempus des Verbs *sein*: Der momentan vorliegende Zustand ist am Präsens in Kombination mit dem Temporaladverb *nun* zu erkennen („[...] nun, da er ein verurteilter Straftäter ist“), der frühere weist das Präteritum auf („[...] wer er einmal war“). Durch frequenten Wechsel der Zeitform von einem Satz zum nächsten kann somit das bemühte Kontrastbild zwischen dem *gefeierten* und dem *gescheiterten* Becker aufrechterhalten werden.

Beispiel 2 zeigt eine weitere Variante, in der ein im mythischen Raum absolut positiv konnotierter Zustand (*Heimatgefühl*) durch übergangslosen Zusammenschchnitt an einen darauffolgenden negativ konnotierten Zustand im nächsten Satz gefügt wird, sodass hier mit sprachlichen Mitteln die mythologische Struktur einer Zäsur konstituiert wird.

Er war tatsächlich nach Wimbledon gezogen, dahin, wo alles am schönsten war. Und dann sah man vor ein paar Wochen die Bilder: Becker, wie er den Southwark Crown Court in London verliess, als Geschlagener. Ausgerechnet hier in London, der ihm über die Jahre zugewachsenen Heimathöhle, hatten die Geschworenen ihr Urteil über ihn gesprochen.¹⁴³

In diesem Fall ist es die Interpretation eines mythischen Ortes, die sich scheinbar ganz und gar wandelt: Wimbledon, das hier zum Sehnsuchtsort Beckers stilisiert wird, ist im ersten Moment noch seine sichere Zuflucht, um dann plötzlich in den Schauplatz seiner Verurteilung verkehrt zu werden.¹⁴⁴ Die sprachliche Realisation erfolgt zwar nicht über die Zeitform des Verbs, das hier konsequent im Präteritum steht, jedoch durch Temporaladverb *nun* mit vorangestellter Konjunktion *und*, die den Zustandswechsel einleitet. *Und nun* markiert damit den Wendepunkt, auf den eine extreme Veränderung im mythischen Raum folgt.

Beispiel 3 weist große Ähnlichkeit zum ersten Beispiel auf. Über einen Rückblick wird hier das überhöht ehrwürdig dargestellte Bild des jungen Protagonisten Becker, das einem Großteil von Zeitzeugen unter der impliziten Leserschaft des Artikels noch vertraut sein sollte, ein weiteres Mal in die Gegenwart geholt, um ein Spannungsverhältnis zum generalisierten, kulturell geprägten Bild des *verurteilten Straftäters* herzustellen.

Da war Boris Becker noch ein Idol, der Held einer ganzen Nation. Dreifacher Wimbledonssieger und ein Mann, der war, wie alle sein wollten:

¹⁴³ Gertz, in: ZZ vom 29.04.2022, S. 40.

¹⁴⁴ Die Einfachheit des mythischen Denkens zeigt sich hier in der Andeutung, es läge ein unmöglicher Widerspruch, eine unerwartete Anomalie gegen die mythischen Gesetzmäßigkeiten vor; als müsse Becker an seinem gewählten Heimatort, an dem er seine denkwürdigsten Siege feierte, eigentlich sicher vor einer Verurteilung sein. Das Mythische vermag *das Gute* nicht mit *dem Schlechten* zu vereinen. Darum muss es die Diskrepanz zwischen behaupteten Gegensätzen ausstellen.

locker, souverän, erfolgreich. Nun ist Boris Becker ein verurteilter Straftäter.¹⁴⁵

Es liegt nahe, dass dieser Rückblick primär nicht dem Zweck des Informierens dient, da die ›*Informationen*‹, die er enthält, eher pathetisch als sachlich gehalten, dazu noch redundant sind bzw. synonym gereiht („Idol“; „Held einer ganzen Nation“; „ein Mann, der war, wie alle sein wollten“). Hier geht es dem Anschein nach darum, erneut den *Helden* neben den *Verurteilten* zu stellen, ohne die Vereinbarkeit dieser als zwei Extreme behandelten Symbole zu klären. Die mythologische Struktur wird sprachlich wie in Beispiel 1 durch den Wechsel von Präteritum und Präsens, analog zum Wechsel vom früheren Zustand einer mythischen Figur zum gegenwärtigen, hergestellt. Zur Verdeutlichung dient jeweils ein zusätzliches Adverb: *war noch* versus *nun ist*. War das Temporaladverb *nun* schon im ersten Beispiel dieser Kategorie vorzufinden, ist die Funktion von *noch* in diesem Zusammenhang neu und signifikant: In Kombination mit dem Präteritum akzentuiert es im gegebenen Beispiel die Implikatur, dass Becker nichts mehr von dem ist, was er damals *noch war* (*Held; Idol*). So wird der durch die mythologisch konstituierte Relation der Zäsur behauptete, abrupte Wandel im Ausdruck noch verstärkt.

Kategorie 2)

Konstitution mythischer ›Orte‹ [Relation: Ort – Konnotation/Aufladung mit Werten].

Wie Orte innerhalb des mythischen Raumes konstituiert und in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden, zeigen die folgenden Textbeispiele. Zwei davon entstammen demselben Text, in welchem ein Auktionshaus, das die Versteigerung einiger Trophäen und Gegenstände aus dem privaten Besitz Beckers leitet, auf zynische Art als letzte Station seiner Karriere sowie als Vollstreckungsort in Szene gesetzt wird, wo der mythischen Figur Becker ihre glorreiche Geschichte genommen werde:

Fotos, Pokale, Preise; In diesem schäbigen Hinterhof kommt Boris Beckers Tennisleben unter den Hammer.¹⁴⁶

Der genannte Hinterhof bliebe ein gewöhnlicher Hinterhof, wenn er nicht durch das wertende Adjektiv *schäbig* eine mythische Qualität verliehen bekäme; mythisch in dem Sinne, als dass es nicht darum geht, eine bestimmte Eigenschaft dieses Ortes objektiv in Worte zu fassen. Die gesetzte Relation zwischen dem Hinterhof eines Auktionshauses und dem Attribut *schäbig* wird zum mythologischen Zeichen, da sie auf einen größeren Komplex kulturell geprägter Assoziationen und Wertungen verweist, allesamt negativ, die hiermit impliziert werden und eine Geschichte vom sozialen Abstieg einer Berühmtheit andeuten. Strukturell

¹⁴⁵ Germann, in: *NZZ* vom 30.4.2022.

¹⁴⁶ Wöckener, in: *Welt* vom 11.07.2019.

mythologisch ist auch die Funktion dieses eigentlich beliebigen Ortes für die Darstellung Beckers, da er im Text zur Projektionsfläche der Lebenssituation einer mythischen Figur wird. Sämtliche Eigenschaften, die zur Beschreibung der Umgebung genannt werden, verweisen damit stets auf die Figur, die der mythischen Raumstruktur nach mit diesem Ort in Verbindung steht. Dass es allein um diese Verknüpfung nach gemeinsamen Werten geht, während Ausdehnung, Beschaffenheit und geografische Lage eines mythischen Ortes für sich allein vollkommen irrelevant sind, zeigt Beispiel 2. Auch dort wird das Auktionshaus allein darüber definiert, dass es sich in mehr oder minder großer Distanz zu Wimbledon befindet, dem anderen mythischen Ort, der in den gegebenen Textbeispielen primär für Beckers Erfolg steht:

In Wimbledon wurde Boris Becker 1985 zum Weltstar. 40 Kilometer nördlich werden nun seine Pokale und Erinnerungsstücke zwangsversteigert. 82 Scherben einer Karriere und ein Ort, der eine Parabel seines Lebens ist. Ein Besuch.¹⁴⁷

Für die mythische Ausdeutung ist es unerheblich, dass genau 40 Kilometer zwischen der Stätte des Erfolgs (*wurde zum Weltstar*) und der des Scheiterns (*seine Pokale und Erinnerungsstücke werden zwangsversteigert*) liegen sollen. Was die mythologisch konstituierte Relation zwischen den zwei Orten auf der sprachlichen Oberfläche ermöglicht, ist die Tatsache, dass beide durch Nennung einer konkreten Distanz überhaupt in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden, dass Tennisstadion und Auktionshaus in zwei kurzen, dicht aufeinanderfolgenden Hauptsätzen als Schauplätze des immer wieder evozierten mythischen Gegensatzpaares aus *größtmöglichem Erfolg* und *schlimmster Niederlage* gekennzeichnet werden.

Beispiel 3 demonstriert anschaulich, wie ein Text aufgebaut sein kann, um gleich mehrere mythische Orte auf einmal zu definieren; hier sind es drei:

ABER: Es half nichts! Nach der Verkündung des Strafmaßes griff Becker seine gepackte Tasche, die er Tags vorher noch im Luxus-Kaufhaus "Harrods" gekauft hatte. Eine Justizmitarbeiterin geleitete ihn durch eine Seitentür aus dem Saal. Für den Wimbledon-Helden, der morgens vor dem Gerichtstermin noch allein eine Kirche besuchte, ging es direkt in den Gewahrsam.¹⁴⁸

Dass diese Orte in erster Linie Konstituenten der ihnen übergeordneten mythologischen Struktur in dieser Textpassage sind, ist offensichtlich, da sie mit Symbolik geradezu überladen sind. Überdies fungiert die Erwähnung von Kaufhaus und Kirche insofern als rein fakultative Ausschmückung des Szenarios, als beide Orte per Relativsatz eingeschoben werden und den Informationsgehalt hinsichtlich des

¹⁴⁷ Ebd.

¹⁴⁸ Janina Kirsch et al., „Boris Beckers größte Niederlage. SPIEL, SATZ, KNAST! [...]“. In: *BILD* vom 30. April 2022, S. 1.

beschriebenen Ereignisses nicht erweitern. So ist die Proposition des gesamten Absatzes lediglich: *Herr Becker wurde abgeführt.*

Kategorie 3)

Relationen zwischen mythischen Figuren [Relation: Figur 1 – Figur 2-n].

Die gesammelten Sprachbeispiele zur dritten Kategorie, in der es um mythologisch konstituierte Beziehungen zwischen mythischen Figuren geht, werden dominiert von der Symbolik enger Verwandtschaftsverhältnisse. Wie im dritten Kapitel erwähnt, ist dieses Thema in mythischen Erzählungen in der Regel positiv konnotiert und häufig dort vorzufinden (beispielhaft wäre das komplexe Netz aus Verwandtschaftsbeziehungen unter den Göttern der griechischen Mythologie zu nennen). Die zwei unten angeführten Textauszüge stammen aus einem Interview in der Zeitschrift *Bunte*, das mit einem ehemaligen Geschäftspartner Beckers geführt wurde. Clevon, so sein Name, ist durch die Medien als einer der Hauptgläubiger Beckers bekannt, der 2019 eine Forderung über einen Schuldenbetrag von mehreren Millionen Euro im Rahmen des Insolvenzverfahrens in London anmeldete. Die gegebenen Beispiele 1 und 2 demonstrieren, wie das mythologische Verhältnis zwischen *väterlichem* Mentor und dessen *Schützling* in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird. Für diese durch den Zeitungsartikel vorgegebene Lesart reicht es aus, dass Clevon deutlich älter als Becker ist und als der versiertere Geschäftsmann gilt, von dessen Erfahrung und Leitung Becker den Berichten zufolge profitieren konnte.

Als Boris Becker seine Superstar-Karriere beendete, versuchte ein Mann, ihn als seriösen Geschäftspartner zu positionieren. Hans-Dieter Clevon, 77, Berater und väterlicher Freund, startete gemeinsame Geschäfte mit dem Tennis-Star.¹⁴⁹

Mittels der Bezeichnung „väterlicher Freund“ ist dieses Rollenverhältnis im Text bereits vollumfänglich definiert und mit entsprechenden kulturell geprägten Gefühlen und Werten verknüpft. Dass Clevon der mythologischen Struktur des Textes nach die Rolle des wohlwollenden, fast selbstlosen Lehrmeisters erhält ist auch vor dem Hintergrund zu bewerten, dass die zwei Männern zu der Zeit, da diese Erzählung sich entfaltet, schon seit mehreren Jahren keinen Kontakt mehr pflegen. Indem also ihre einstige Beziehung mythologisch mit dem Symbol einer *engen, unersetzlichen* Vater-Sohn-Beziehung besetzt wird, erscheint der Schaden, den Becker durch seinen Bruch des Verhältnisses zu verantworten haben soll, umso größer. Im Kontext der Erzählstruktur um die *sich selbst vernichtende, tragische Figur Becker* ergibt sich hieraus durch erneute Wiederholung des immer gleichen Motivs ein stimmiges mythisches Gesamtbild. Der zweite Textausschnitt weist dieselben Merkmale auf wie der erste, zeichnet sich aber durch die Besonderheit aus, dass

¹⁴⁹ O. V., in: *Bunte* vom 1. Oktober 2020, S. 28.

die interviewende Person das mythologisch-familiäre Rollenverhältnis durch eine Suggestivfrage bereits vordefiniert:

Wie muss man sich das vorstellen, wenn er Geld brauchte: Kam er zu Ihnen wie ein Teenager zu seinem Vater?¹⁵⁰

Kategorie 4)

Ausstattung mythischer Figuren mit Eigenschaften [Relation: Figur – Eigenschaft].

Die Beispiele zur vierten Kategorie sollen zeigen, wie die Person Boris Becker auf der *Ebene sprachlich-relational aufgebauter Strukturen* (siehe Abb. 2) mit Eigenschaften ausgestattet wird, die sie innerhalb des mythischen Raumes zur *Heldenfigur* machen. Von *Ausstattung* wird hier mit der Absicht gesprochen, die Relation einer Figur zu einer ihrer *Eigenschaften*, wie unter Punkt 3.2 definiert, so treffend wie möglich zu benennen. Weil die Eigenschaft im mythischen Denken nicht als etwas Abstraktes vorstellbar ist, sondern als etwas Physisches, dem Körper Anhaftendes verstanden werden muss, wird sie in der Sprache oft als äußerlich wahrnehmbarer Aspekt des betreffenden Körpers dargestellt, wie etwa das erste Beispiel illustriert:

Es gibt Zement und Sand in großen Mengen abzunehmen - und das Leben einer der schillerndsten Persönlichkeiten der Tennisgeschichte zu beerdigen.¹⁵¹

Der adjektivische Gebrauch des Partizips I von *schillern* bezeichnet hier im metaphorischen Sinne eine direkte Folge der Beschaffenheit eines Körpers bzw. der ihm innewohnenden Persönlichkeit. Noch dazu wird der Superlativ verwendet, um gemäß dem mythologisch zuerkannten Heldenstatus eine maximale Ausprägung dieses kulturell mit *Erhabenheit* assoziierten Erkennungsmerkmals zum Ausdruck zu bringen. Die mythologische Zeichenstruktur im zweiten Beispiel stimmt damit überein:

Becker lebt in einer Traumwelt, er ist deren einziger Bewohner. Der Lack dieses Strahlemannes, dem alles einfach so zuzufallen schien, ist längst weg.¹⁵²

Um die zugeschriebene *Erhabenheit* der mythischen Figur Becker als Eigenschaft zu bezeichnen, wird diese in einer Metapher auf einen äußerlich wahrnehmbaren Aspekt des Körpers bzw. der Körperoberfläche zurückgeführt (*Strahlemann*). Auch der Text in Beispiel 3 weist genau diese Bildsprache auf:

¹⁵⁰ O. V., „Ich bin von BORIS menschlich ENTÄUSCHT“. In: *Bunte* vom 1. Oktober 2020, S. 28.

¹⁵¹ Wöckener, in: *Welt* vom 11.07.2019.

¹⁵² Germann, in: *NZZ* vom 09.04.2022, S. 14.

»Der Boris hat ne außergewöhnliche Strahlkraft«, sagt Ezzedine.¹⁵³

So scheint es, als sei jenes *Nimbus*-Motiv in der Sprache der Boulevardpresse ein wiederkehrendes Ausdrucksmittel, um die betreffende Person in der Öffentlichkeit als in besonderem Maße verehrens-wert und außergewöhnlich darzustellen. Hier bestünde ein möglicher Ansatzpunkt für größer angelegte Korpusanalysen zum Thema der mythologischen *Heldenverehrung*, etwa im Sport, wobei gezielt nach Begriffen dieses semantischen Feldes gesucht werden könnte (*strahlen*; *scheinen*; *schillern*; *glänzen* etc.).

Kategorie 4.1)

Thema Tod/gefallener Held; Implikatur: Ein Held scheitere nur durch seinen Tod [Relation: Becker – Attribut (gefallener Held)].

Mit dem Unterpunkt 4.1 zur Kategorie der generellen zeichenhaften Relation zwischen einer mythischen Figur und ihrer Eigenschaft werden die hierunter fallenden Befunde der semiotischen Analyse um einen speziellen Fall der Eigenschaftszuordnung ergänzt, der sich während der Untersuchung als besonders signifikant herausstellte: Mehrere Artikel des Korpus' lassen tatsächlich einen Sprachgebrauch erkennen, der den Eindruck erweckt, Becker wäre nicht mehr am Leben. Die Zeichenstruktur lässt sich beschreiben als mythologisch gesetzte Relation zwischen der Figur *Becker* und dem Attribut *gefallener Held*:

Er war ein Pokerspieler, auch im richtigen Leben.¹⁵⁴

Dieses Beispiel etwa mutet wie die Zeile eines Nachrufs an und impliziert durch Verwendung des Kopulaverbs *sein* im Präteritum, in Verbindung mit dem Prädikativ *ein Pokerspieler*, dass die referierte Zeitspanne abgeschlossen und Becker zum gegenwärtigen Zeitpunkt weder ein Pokerspieler noch irgendetwas anderes mehr sei. Zwar wäre der Satz auch so zu deuten, dass Becker das Verhalten eines *Spielers* schon seit langem abgelegt habe. Diese Implikatur lässt sich jedoch nicht durch andere Textstellen des Artikels bestätigen und widerspräche im Übrigen gänzlich der durch die Presse dargestellten Situation Beckers.

Der Text im zweiten Beispiel weist gleichermaßen klare Zeichenstrukturen auf, die Beckers Leben als abgeschlossen erscheinen lassen:

Die Lage liefert ein durchaus passendes Bild für das Vermächtnis eines Menschen, der stets das Hochglanzleben bevorzugte und dabei nicht mitbekommen wollte, wie er der anderen Seite immer näher kam.¹⁵⁵

¹⁵³ Hujer, in: *SP* vom 06.05.2022.

¹⁵⁴ René Stauffer, „Urplötzlich konnte er seinen Giftstachel ausfahren. [...]“. In: *SonntagsZeitung* (nachfolgend *SoZ*) vom 7. Mai 2022, S. 25-26.

¹⁵⁵ Wöckener, in: *Welt* vom 11.07.2019.

Zum einen liegt eine Referenz auf das Thema *Tod* über die Wortbedeutung von *Vermächtnis* vor. Darüber hinaus erfolgt die Angabe einer Gewohnheit bzw. Vorliebe Beckers, welche eigentlich das generelle Präsens verlangen würde (wir haben keinen berechtigten Grund zu der Annahme, dass sich Beckers Geschmack oder seine Gewohnheiten gravierend verändert hätten), im Präteritum, das in dieser Textpassage konsequent verwendet wird.

Kategorie 5)

Mythische *Scheinkausalität*, u.a. durch *Pseudophysik*; resultierende Divergenz der Folgeerwartungen [Relation: gesetzte mythische Kraft (Ursache) – beobachtete Wirkung in der Welt (Folge)].

Die Kategorie zur mythischen *Scheinkausalität* lenkt den Blick der semiotischen Analyse auf die Dynamik einer von objektiven Sachverhalten abweichenden Alternativerzählung, deren Entwicklung in der Berichterstattung zum Thema *Boris Becker* angenommen wird. Die auf der *Ebene sprachlich-relational aufgebauter Strukturen* (siehe Abb. 2) hergestellten, vermeintlich kausalen Zusammenhänge in den folgenden Textbeispielen werden vor allem bezüglich ihrer gemeinsamen Tendenz untersucht, der mythischen Figur im Zentrum des Geschehens die Verantwortung für ihre persönliche Situation und deren Konsequenzen nicht zuzuerkennen. Stattdessen tritt die mythische Sinnordnung *in Kraft* und stellt zur Rekonstruktion angenommener Ursache-Folge-Beziehungen bewährte, da kulturell geprägte Erklärungsmodelle entlang „magische[r] Kraftlinien“ bereit,¹⁵⁶ die oft, so sollen die Befunde zeigen, von einer alleingültigen, das selbstbestimmte Handeln unterwerfenden Ursache in Form nicht näher definierter, *höherer (Natur-)Mächte* innerhalb des mythischen Raumes ausgehen.

Ein prototypisches Beispiel für das Bemühen einfach zu beschreibender Naturphänomene zur Rechtfertigung mythologischer Gesetzmäßigkeiten liefert der folgende Textausschnitt:

Becker-Matches sind mitreißend und folgen eigenen Gesetzmäßigkeiten. Auf Ebbe folgt Flut und auf Doppelfehler ein Ass.¹⁵⁷

Durch einen Analogismus, gebildet aus zwei koordinierten Hauptsätzen, wird der unerschütterliche Grundsatz eines regelmäßig erfolgenden, vorhersehbaren Wechsels zweier Ereignisse von den Gezeiten auf Beckers Tennisspiel übertragen. Becker wird damit selbst wie eine bloß ausführende, bedingte Kraft behandelt, die einem übergeordneten Naturgesetz folgt. Daraus ergibt sich sogleich eine mythologische Notwendigkeit: Der betroffenen Figur steht es nicht frei, über ihr (Spiel-)Verhalten zu entscheiden, stattdessen lässt der formulierte Grundsatz gar kein anderes Szenario als das beschriebene zu.

¹⁵⁶ Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, S. 420.

¹⁵⁷ Wöckener, in: *WaS* vom 06.07.2020.

Die vorzufindende mythologische Struktur in Beispiel 2 versetzt Becker abermals in die Rolle der passiven mythischen Heldenfigur, die jede Wendung der sie betreffenden Ereignisse zu erdulden scheint, ohne ihren Lebenslauf durch eigene Entscheidungen und zielgerichtetes Handeln zu bestimmen. In diesem Fall ist jedoch die gesetzte Relation der *Scheinkausalität* auf der Position der Ursache nicht mit Naturkräften besetzt, sondern tritt als von außen in das Leben eindringendes *Übel* auf, das Becker der mythologischen Erzählstruktur nach zu all seinen Verfehlungen bringe.

Mit Ion Tiriac trat das Irrationale in Beckers Leben.¹⁵⁸

Nicht die Schwerkraft ziehe ihn herunter,¹⁵⁹ nicht die Gezeiten definierten die Gesetze seines Tennisspiels, sondern *das Irrationale* trete in sein Leben, ohne dass er sich dessen erwehren kann, so zumindest stellt es *DER SPIEGEL* in dem vorliegenden Zitat dar. Allerdings ist das Konzept *des Irrationalen* ein abstrakter Begriff, der der mythischen Denkform nur schwer zugänglich ist, wie bereits unter Kategorie 4) für die Relation zwischen Figur und Eigenschaft herausgestellt wurde.¹⁶⁰ Im betreffenden Textausschnitt ist dieses Problem dadurch umgangen, dass mit Ion Tiriac, dem ehemaligen Manager Beckers, eine andere mythische Figur als Vermittler in die Erzählung eingeführt wird. Die *Figur Tiriac* kommt wie eine *Allegorie des Irrationalen* daher. Der Kern der hierin erkennbaren mythologischen Relationstendenz besteht im Verb (*treten* mit Präposition *in* + Präpositivergänzung im Akkusativ), wobei der sprachlich realisierte Zeicheninhalt so beschrieben werden kann, dass der Figur Becker *das Irrationale* zustößt und nicht mehr von ihr ablässt, ohne dass sie sich diesem freiwillig zugewandt hätte.

Beispiel 3 brachte noch eine alternative Realisationsform mythologischer Zeichen der *Scheinkausalität* durch sprachliche Mittel in die Analyse ein:

Im Sternzeichen Skorpion geboren, fuhr er oft seinen Giftstachel aus – auch gegen sich selber. «Er hat einen Teufel in sich, der ihm nun alles vermässelt hat», sagt eine Person, die jahrelang eng mit ihm zusammenarbeitete.¹⁶¹

Das bedingte Phänomen, also die gesetzte ›Folge‹, liegt als Beobachtung eines gelegentlich aggressiven Verhaltens vor, welches Becker in dem Artikel zugeschrieben wird. Zurückgeführt wird es auf Beckers Sternzeichen, die ›Ursache‹ – ein Erklärungsansatz, der übereinstimmend mit den vormals untersuchten Beispielen dem symbolischen Reich *höherer, das Leben determinierender Mächte* zuzuordnen ist, wodurch Becker gemäß der mythologischen Erzählstruktur von der

¹⁵⁸ Hujer, in: *SP* vom 06.05.2022.

¹⁵⁹ Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*, S. 66.

¹⁶⁰ Die mythische Denkform erhält einen Zugriff auf den reinen Begriff des *Irrationalen* höchstens dann, wenn dieser Begriff in ein Gefühl transformiert wird, im Sinne einer *tragischen Eigenschaft* der mythischen Figur.

¹⁶¹ Stauffer, in: *SoZ* vom 07.05.22, S. 25-26.

Verantwortung für sein Verhalten entbunden würde. Ohne eine Begründung explizit zu machen, wird doch sprachlich die Proposition eines kausalen Zusammenhangs mittels vorangestellter satzwertiger Partizipialkonstruktion realisiert, die in der semantischen Funktion einer Kausalangabe auftreten kann.¹⁶² Durch einen vollständigen Nebensatz könnte folgendermaßen paraphrasiert werden: *Weil er im Sternzeichen Skorpion geboren wurde, fuhr er oft seinen Giftstachel aus.*

Kategorie 6)

Relationen der Identität – Gleich Konnotiertes oder im mythischen Raum nahe beieinander Verortetes geht zunehmend ineinander auf [Relation: Entität 1 = Entität 2].

Relationen der Identität sind innerhalb der mythischen Raumstruktur omnipräsent und treten immer wieder als gemeinsames Charakteristikum mythologischer, zeichenhafter Strukturen auf. Sie können als modellhaft für das mythische Denken aufgefasst werden und stellen das exakte Gegenteil fein differenzierter Begrifflichkeiten dar – anstatt die Dinge, wie im theoretischen Raum, mit zunehmender Präzision voneinander zu scheiden und in ihrer Verschiedenheit und Vielfältigkeit zu erfassen, besteht im mythischen Raum eine Gleichsetzungstendenz bei beliebigen Entitäten, sofern diese eine gewisse semantische Nähe zueinander oder ähnliche Gefühlsqualitäten aufweisen. Der Text, dem das nächste Beispiel entstammt, bildet sprachlich auf stets gleiche Weise eine Identität zwischen Beckers *Vergangenheit* und einer zur Versteigerung freigegebenen Sammlung persönlicher Gegenstände und Trophäen aus seinem Privatbesitz ab; so, als wäre all das, was die Person Boris Becker in der öffentlichen Wahrnehmung einst ausmachte, in einer überschaubaren Anzahl materieller Objekte gebunden und allein über diese erfahrbar:

Am Ende von Hemel Hempstead, einer Kleinstadt am Rande des Londoner Speckgürtels, ist hier Beckers Leben verteilt auf 82 Gegenstände eingelagert.¹⁶³

Die suggerierte Folgeerwartung und – im Modus des mythischen Denkens – zwingende Konsequenz, die der Text damit vorgibt, ist der Verlust der eigenen Lebensgeschichte, die Annullierung aller Turniersiege, kurzum: die Auflösung der mythischen Figur Boris Becker, wie sie im kollektiven Gedächtnis der Zeitzeugen seit den Achtzigerjahren eingeschrieben war. Sprachlich kann diese mythologische Relation der Identität unter anderem über Genitivattribute realisiert werden:

82 Scherben einer Karriere und ein Ort, der eine Parabel seines Lebens ist.¹⁶⁴

¹⁶² Bußmann, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, S. 510; Stichwort Partizipialkonstruktion.

¹⁶³ Wöckener, in: *Welt* vom 11.07.2019.

¹⁶⁴ Ebd.

Auch eine Substitution des Zeichenträgers (*Trophäensammlung*) durch Bezeichnungen seiner symbolischen Werte (*Beckers Leben, Vergangenheit, Lebensgeschichte*) ist möglich:

Beckers Leben hinter der weißen Tür.¹⁶⁵

Kategorie 7-11)

Die nachstehenden fünf Nebenkategorien, welche unter Punkt 3.2 schon skizziert worden sind, sollen die Paradigmen der Kategorie 1) bis 6) um einige zusätzliche Erscheinungsformen und Modalitäten mythologischer Strukturen in der Sprache ergänzen, die bei der Untersuchung aufgefallen sind und einen Bezug zur Mythen- und Raumtheorie nach Cassirer zulassen. Die unter den Kategorien 7) bis 11) definierten Typen mögen der Beschreibung nach wie bewusst eingesetzte Stilmittel zur Mythenkreation anmuten. Hierbei sei jedoch ein weiteres Mal auf die Grundannahme verwiesen, dass mythologische Strukturen durch Zeichenbenutzer nicht intendiert in der Sprache umgesetzt werden. Dennoch kann der Effekt eintreten, dass ein von Autor*innen gewähltes Stilmittel die Bildung entsprechender zeichenhafter Relationen begünstigt und so dem Mythischen *zuarbeitet*.

7) Das für die Übernahme mythologischer Erzählstrukturen produktive Mittel *künstlicher Vagheit* durch rhetorische Fragen, Modalpartikeln wie *wohl* oder Modaladverbien wie *womöglich, wahrscheinlich, möglicherweise*.

Auf diese Weise können im Falle vorliegender Informationslücken beliebige, der mythischen Form zuspieldende Mutmaßungen eingebracht werden, ohne dass der Autor mit dem Vorwurf der Falschbehauptung belastet wird. Außerdem eröffnen Ungenauigkeit und Mehrdeutigkeit in der Darstellung, wie eingangs von Punkt 3 erwähnt, einen größeren Interpretationsspielraum bezüglich der beschriebenen Ereignisse und Hintergründe, der vom mythischen Denken sogleich wieder aufgefüllt werden kann. Im analysierten Textmaterial wird unter dieser Kategorie zum Beispiel eine rhetorische Frage gestellt, die zwar keinen Wahrheitswert hat, aber dennoch eine mythologische Relationstendenz realisieren kann, indem sie konkrete Folgeerwartungen eines dargestellten Sachverhalts interrogativ suggeriert:

War der Londoner Schuldspruch das Ende von Beckers öffentlicher Demontage? Was bleibt am Ende vom Ruhm des dreifachen Wimbledon-Siegers übrig? Wer kann das im Moment schon sagen?¹⁶⁶

In gleicher Weise ist es möglich, Vermutungen über Ungeklärtes oder noch Bevorstehendes durch Verwendung von Modalpartikeln und -adverbien im Text anzustellen, wodurch eine mythologische Erzählstruktur frei von empirischen Bezügen

¹⁶⁵ Ebd.

¹⁶⁶ Germann, in: NZZ vom 09.04.2022, S. 14.

in eine bestimmte, der mythischen Raumstruktur nach vordefinierte Richtung gelenkt werden kann:

Hintergrund dieser jüngsten Eskalation, der möglicherweise finalen im Drama um Boris Becker, ist das seit mittlerweile fünf Jahren laufende Konkursverfahren.¹⁶⁷

8) Extreme, Überhöhung, Dramatisierung – Evozieren intensiver Gefühle.

Um die Einstufung der Bedeutsamkeit und Außerordentlichkeit dargestellter Geschehnisse nicht der Einschätzung des Rezipienten überlassen zu müssen, werden entsprechende Bewertungen und Kommentare unter Verwendung hyperbolischer Ausdrücke direkt zum geschilderten Inhalt hinzugefügt. Das Mythologische daran ist der Effekt einer Sprache, die auch hier nicht auf Präzision oder Sachlichkeit, sondern auf das Evozieren intensiver Gefühle und ergreifender Bilder ausgerichtet ist und so eine Unmittelbarkeit des Eindrucks schafft:¹⁶⁸

„Vor den Trümmern eines Lebens ohne Grenzen“.¹⁶⁹

Auffällig erschien in diesem Zusammenhang auch die frequente Verwendung des Lexems *Schock* in mehreren Artikeln.¹⁷⁰

9) Modalverben zum Ausdruck mythischer Notwendigkeiten.

Modalverben könnten ein vielversprechender Anhaltspunkt für größer angelegte Korpusanalysen sein, weil sie sich als geschlossene Klasse von Hilfsverben über geeignete Suchbefehle leicht herausfiltern lassen. Im Medium des mythischen Raumes wird für modale Hilfsverben vermehrt Verwendung gefunden, weil sie formal dem „normativen Charakter“ mythischen Denkens gerecht werden.¹⁷¹ In der Retrospektive *musste*, *sollte* oder *konnte* ein Ereignis in diesem Sinne nur eintreten, weil die sich ergebende, mythologisch konstituierte Ereignisdynamik entsprechend vorgezeichnet ist und es die Gesetzmäßigkeiten der mythischen Sinnordnung nicht anders zuließen:

Schon damals, als 16-Jähriger, hatte er diesen Tunnelblick, dieses selektive Wahrnehmungsvermögen, diese Fähigkeit, sich nur auf ein Ziel zu fokussieren, Negatives oder Risiken auszuklammern. Im Tennis war das hilfreich, im späteren Leben sollte es ihm zum Verhängnis werden – denn dort lässt sich die Wahrheit nicht folgenlos ausblenden oder zurechtbiegen.¹⁷²

¹⁶⁷ Ebd.

¹⁶⁸ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*, S. 93f.

¹⁶⁹ Daniel Germann, „Vor den Trümmern eines Lebens ohne Grenzen“. In: *NZZ* vom 30. April 2022.

¹⁷⁰ Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*, S. IX.

¹⁷¹ Holz, *Sein und Werden. Problemgeschichte der Dialektik in der Antike*, S. 28.

¹⁷² Stauffer, in: *SoZ* vom 07.05.22, S. 25-26.

Prospektiv kann sich dieselbe Modalität durch Hilfsverben auch als sprachliches Merkmal suggerierter mythologischer Folgeerwartungen zeigen:

Nun hat er diesen Match verloren, es dürfte das endgültige Aus für das ehemalige Wunderkind sein.¹⁷³

10) Inhaltliche Bezüge auf (antike) Mythologie – Tropen, Metaphern, Referenzen.

Diese Nebenkategorie ist die einzige, in der das Mythische nicht in seiner Struktur oder Modalität, sondern durch inhaltliche und explizite Verweise auf gemeinhin bekannte mythologische Erzählungen und deren Fragmente identifizierbar gemacht wird. So simpel dieser Punkt auch erscheint, ist er doch nicht minder signifikant. Folgende Begriffe sind nur ein Auszug der dieser Nebenkategorie zugewiesenen Befunde aus 15 Korpustexten: *Heldenepos, Siegfried, Olymp, Gott, Normalsterblicher*.¹⁷⁴

11) Behauptungen über Dritte und Zuschreibungen von Gefühlen, Gedanken, Absichten.

Eine Figur kann besser in vordefinierte Erzählstrukturen der mythischen Raumordnung eingepasst werden, wenn ihre Motive die Dynamik der Erzählung bestätigen. Wörtliche Zitate der Person Boris Becker sind in den untersuchten Texten kaum vorhanden, sodass Einschätzungen über ihre Absichten und Gefühle allenfalls *frei* interpretiert sind, aber nicht verifiziert werden können. Dadurch wird Raum für mythologische Strukturen geschaffen, so auch in folgendem Beispiel:

Er hatte sich eine Krawatte in Wimbledon-Farben umgebunden, Violett und Grün. Wie um denjenigen, die über ihn richten, noch mal klarzumachen, mit wem sie es zu tun haben.¹⁷⁵

4.3 Zusammenfassung sämtlicher Analyseergebnisse

Unter Kategorie 1) konnten mehrere exemplarische Fälle von Schriftsprache in Gebrauch identifiziert werden, mit denen sich das im Analysemodell formal bestimmte Paradigma einer zeichenhaften Relation, die den Anfangs- und Endzustand eines in der Realität lang andauernden Entwicklungsprozesses zu einem übergangslosen Zustandswechsel verkürzt, im untersuchten Korpus belegen lässt. Das sprachliche Mittel hierfür ist vor allem der häufige Tempuswechsel zwischen Präteritum und Präsens, in Kombination mit temporalen Adverbien, die den Eindruck einer tiefen Zäsur zwischen dem *ursprünglichen* und dem *gewandelten* Zustand der Figur Becker noch verstärken. Auffällig erschien in diesem Zusammenhang vor allem die Tatsache, dass sämtliche sprachliche Befunde zu diesem Typ einer mythologischen Relationstendenz auf das Frühjahr 2022 datiert sind, genau

¹⁷³ Germann, in: NZZ vom 09.04.2022, S. 14.

¹⁷⁴ Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*, S. X.

¹⁷⁵ Gertz, in: ZZ vom 29.04.2022, S. 40.

innerhalb der relativ kurzen Zeitspanne, in der Beckers Verurteilung in den Medien akut thematisiert wurde. Offensichtlich reichte erst das Ereignis der verhängten Haftstrafe aus, um der mythischen Sinnordnung Anlass zur beobachteten Darstellung nach Kategorie 1) zu geben.

Die Analyseergebnisse zu mythischen Orten unter Kategorie 2) zeigen, dass der ›Ort‹ in mythologischen Erzählstrukturen nicht in Funktion einer informativen Ortsangabe eingebracht wird, sondern allein über seine symbolbildende Funktion wie ein inszenatorisches Gestaltungsmittel in den betrachteten Sprachbeispielen vorkommt. Auch hier werden, analog zu den kontrastiven Vergleichen einer *Überfigur* mit einem *gescheiterten Straftäter*, mythologische Antinomien zwischen der geradezu *himmlisch* beschriebenen Stätte des Erfolgs (*Wimbledon*) und den unweit davon koexistierenden, negativ konnotierten Orten *der endgültigen Niederlage* (*Auktionshaus/ Gerichtssaal/ Gefängnis*) verdeutlicht. Jede Ortsnennung bildet dabei ein mythologisches Zeichen, das auf die Figur Becker im Zentrum der Erzählung verweist und ihre derzeitige Lage wertend darstellt, indem die festgelegten Merkmale und Werte eines mythischen Ortes (bspw. *schäbiger Hinterhof*) auf die Lebenssituation der betroffenen Figur übertragen werden.

Der dritte Typ mythologischer Relationstendenzen, der das zeichenhafte Verhältnis zwischen mythischen Figuren formal beschreibt, wird in der Praxis im Besonderen durch Personenbezeichnungen sprachlich realisiert, die semantisch dem grundsätzlich positiv besetzten Begriff der *Familie* zuzuordnen sind (*Vater/ väterlicher Freund; Sohn*). Wie auch in Bezug auf mythische Orte spielen kulturell geprägte Werte eine entscheidende Rolle für die symbolbildende Funktion der Verwandtschaftsbezeichnungen. Neben letzteren treten vermehrt auch Possessivpronomina als sprachliche Realisationsform mythologischer Figurenbeziehungen auf, womit ein Verhältnis der Zugehörigkeit bezeichnet wird (Bsp.: „unser Boris“). Vor dem Hintergrund des öffentlich wahrgenommenen und in der Presse kommentierten Lebenslaufs von Boris Becker fällt auf, dass die annähernde, fast anbietende Betitelung „unser Boris“ im gesichteten Textmaterial ausschließlich rückblickend auf den Anfang seiner Karriere gewählt wird.¹⁷⁶

Die Zuweisung von Eigenschaften mythischer (Helden-)Figuren wurde in der Sprache als Bezeichnung meist physischer Merkmale des Körpers oder als metaphorische Umschreibung dessen *äußerlich wahrnehmbarer, eindrucksvoller Präsenz* herausgestellt („Der Boris hat ne außergewöhnliche Strahlkraft“). Gerade zu letztgenanntem Motiv eines *Nimbus'* oder *Heiligenscheins* wurden unter den Korpus-texten mehrere übereinstimmende Befunde zutage gefördert. Die einfachste und am häufigsten anzutreffende Form der Eigenschaftszuweisung in mythologischen Strukturen besteht in der Verwendung vielfältiger Personenbezeichnungen und Beinamen, durch die der Name der Figur immer wieder substituiert wird (*Straftäter, Wunderkind, Held, Legende*).¹⁷⁷ Auf diese Weise kann eine Figur mit verschiedensten Eigenschaften und Werten ausgestattet werden.

¹⁷⁶ Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*, S. 57.

¹⁷⁷ Ebd., S. III.

Zeichenhafte Relationen der *Scheinkausalität* bilden in der Berichterstattung über Beckers Insolvenzprozess eine mythologische Erzählstruktur aus, die eine eigene (von realen Beweggründen potentiell abweichende) Ereignisdynamik vermittelt. Diese ist in den betreffenden Textbeispielen dadurch gekennzeichnet, dass Becker nicht als ein aus Gründen handelnder, für seine Lebenssituation selbst verantwortlicher Akteur begriffen wird, sondern als passive, ihr *Schicksal* machtlos erleidende Figur, deren Wohl unter dem Einfluss mythologischer Gesetzmäßigkeiten in Form höherer *Kräfte* stehe. Jene *Kräfte* werden in der Sprache vor allem durch Verweise auf einen simplifizierten Begriff von Naturgesetzen angedeutet (z. B. *Schwerkraft; Ebbe u. Flut*), wodurch konkrete mythologische Folgeerwartungen an den Verlauf der Ereignisse geweckt werden: *Wer zu lange unter der schweren Last der Verantwortung als Held zu stehen hat, der muss daran unweigerlich zerbrechen*. Auf syntaktischer Ebene sind zeichenhafte Relationen der *Schein-Kausalität* in den analysierten Fällen hauptsächlich anhand des finiten Verbs und seiner Ergänzungen erkennbar. Dabei werden Verben, die eine Krafteinwirkung ausdrücken, meist durch den mythologisch festgelegten Ursprung jener Kraft (*höhere Gerechtigkeitsprinzipien; Bürde des Helden; das Irrationale* etc.) in der semantischen Rolle des Agens und durch die Figur Becker, das Ziel der Krafteinwirkung, in der Patiens-Rolle ergänzt.¹⁷⁸

Die unter Kategorie 6) zusammengefassten Fälle mythologischer Relationen der Identität, welche den Grundtypus mythologisch konstituierter Verhältnisse zwischen den Elementen im Raum darstellen, konnten auf der Ebene sprachlicher Strukturen als realisierte Gleichsetzungsverhältnisse mittels Kopulaverb *sein* (A ist gleich B) oder Substitution als Kohäsionsmittel (A ist ersetzbar durch B) ausgemacht werden. Der Effekt dieser Verschmelzung zweier Zeichen für die mythologische Erzählstruktur ist, dass alle Einflüsse, die auf A einwirken, auch B betreffen (*Wenn Beckers Trophäensammlung mit seinem früheren Leben gleichgesetzt wird und ebendiese Trophäen versteigert werden, dann ist die mythologische Konsequenz der Verlust/ das Vergessen seiner eigenen Vergangenheit*).

5. Fazit und Ausblick

Ich war noch nie euer Boris, noch nie - ich war immer bei mir.¹⁷⁹

Rückblickend auf die Zielsetzung neuen Erkenntnisgewinns über einen abduktiven Ansatz ist es nun möglich, die aus der Hypothese abgeleiteten Regeln,¹⁸⁰ wie sie durch das Analysemodell unter Punkt 3.2 formuliert wurden, in Folge der Untersuchungsergebnisse für gültig zu erklären. Jeder der sechs formulierten Kategorien einer zeichenhaften Relation zwischen Elementen innerhalb des mythischen

¹⁷⁸ Ebd., S. 63ff.

¹⁷⁹ Hanns-Bruno Kammertöns/ Michael Wech, BORIS BECKER – DER SPIELER. Wild Bunch 2017, 1:27.

¹⁸⁰ d.h., die Annahme der Identifizierbarkeit und Klassifizierbarkeit zeichenhafter, mythologisch konstituierter Strukturen in der Sprache, über eine semiotische Analyse auf der Basis von Kategorienbildung

Raumes konnten mehrere entsprechende Sprachbeispiele zugeordnet werden, die einen empirischen Beleg für das Vorhandensein mythologischer Relationstendenzen in journalistischen Texten liefern. Wie stark diese Tendenzen im Einzelnen ausgeprägt sind, das heißt, wie weit eine von mythologischen Strukturen dominierte Darstellung realer Geschehnisse in öffentlichen Kommunikationen von einer objektiven Darstellung und klaren Argumentationen abweicht, variiert. Die exemplarisch vorgefundenen Realisationsformen, die die definierten Paradigmen in den Kategorien 1-6 auf der sprachlichen Oberfläche erkennbar machen, können als potentielle Indikatoren auf der Mikroebene mythologischer Zeichenstrukturen gewertet werden (siehe Abb. 2), da sich ihr Auftreten in der Chronologie der 15 Texte je Kategorie in signifikanter Häufigkeit wiederholt (siehe z. B. Verwandtschaftsbezeichnungen in Kategorie 3) oder zweiwertige Verben, die eine Art der *Krafteinwirkung* bezeichnen in Kategorie 5).¹⁸¹ Darauf aufbauend sollte es möglich sein, aus den Ergebnissen der Analyse die *gemeinsamen Nenner* einer jeden Kategorie als types zu abstrahieren, um deren Auftreten auch in größeren Korpora im Zusammenhang mit mythologischen Zeichenstrukturen gezielt zu überprüfen.

Insgesamt ergibt sich aus dem in der Berichterstattung geführten, punktuell abgebildeten Diskurs über fünf Jahre eine mythologische Narration um eine *tragische (Helden-)Figur*, die im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit wehmütig und doch zynisch immer wieder in das Spannungsverhältnis zwischen ihren gegenwärtig zu erleidenden Verlusten (von *Existenz, Ansehen, Freiheit*) auf der einen sowie ihrer *ruhmreichen* Zeit und gefeierten Erfolgen zu Beginn ihrer Karriere auf der anderen Seite gesetzt wird. Durch das typisch mythologische Phänomen der regelmäßigen Wiederholung dieses Motivs in der Sprache festigt sich die implizierte mythologische Kernaussage, dass der *frühere* Boris Becker nicht mit dem *gegenwärtigen* übereinstimme, da das in der Kultur kollektiv konstruierte, stark reduzierte (und durch den zeitlichen Abstand von über 30 Jahren gewiss romantisiertere) Bild eines Idols im mythischen Raum nicht vereinbar ist mit den mythologischen Konnotationen eines *vom Weg der Rechtschaffenheit abgekommenen Straftäters*. Der wohl überraschendste, da in der Theorie am wenigsten erwartete Befund der Korpusuntersuchung ist die unter Kategorie 4) beobachtete Tendenz, Becker durch sprachliche Mittel den Anschein seines vermeintlich erfolgten Ablebens zu verleihen. Was aufgrund besseren Wissens im Einzelfall nicht weiter hinterfragt werden würde, kann aus der kulturemiotischen Perspektive *zwischen den Räumen* wegen seiner signifikanten Häufigkeit als weiteres Symptom der mythischen Sinnordnung gedeutet werden: Das kulturell geprägte, seit der Antike überlieferte Bild eines stereotypen *mythischen Helden* sieht in der Regel so aus, dass dieser bis aufs Letzte kämpft. Scheitert er, so geschieht dies nur im Kampf, was daher auch seinen Tod bedeutet. Indem Becker als mythische Heldenfigur dargestellt wird, gibt es gemäß der mythischen Sinnordnung nur zwei Szenarien, die sein Scheitern rechtfertigen können: Entweder er ist *ein anderer geworden* (Kategorie 1) oder *gefallen* (Kategorie 4.1).

¹⁸¹ Dettmann, *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*, S. 66.

In Bezug auf das in der Theorie eingeführte Raummodell nach Cassirer (siehe Abb. 1) ist festzustellen, dass die mythische Raumstruktur, die sich aus der Summe aller im Diskurs sichtbar gemachten mythologischen Zeichen ergibt, die *Figur* Becker in ihr Zentrum setzt – nahezu alle sprachlich realisierten Verhältnisse zwischen Entitäten des Raumes verweisen mit Behauptungen oder Wertungen auf den *Protagonisten*. Daraus ist abzuleiten, dass die vorliegende mythologisch konstituierte Erzählung, wie sie sich in der Boulevardpresse zusammenfügt, nur mit Becker in der Hauptrolle funktionieren kann, denn die erzählte Geschichte um seinen Insolvenzprozess ist auf sachlicher Ebene nichts Besonderes und wäre wohl am Beispiel der allermeisten anderen Personen uninteressant und für eine Mythologisierung untauglich. Die ideale Eignung des Privatmenschen Boris Becker als *mythische Figur Boris Becker* beruht hingegen auf der Tatsache, dass dieser der Öffentlichkeit nicht erst seit 2017, sondern schon seit den Achtzigerjahren im Medium des mythischen Raumes vermittelt wurde. Hierin besteht auch der Grund, warum die Darstellung seiner Person nicht ohne Verweise auf die Anfänge seiner Laufbahn möglich ist: Beckers Profil ist innerhalb der mythischen Raumordnung bzw. in der Kultur bereits angelegt und fest verankert; und mit jeder noch so dezenten Referenz auf den Namen *Becker* wird sogleich sein ganzer eigener *Mythos* wieder wachgerufen.

Literatur- und Medienverzeichnis

Filme

BORIS BECKER – DER SPIELER. Hanns-Bruno Kammertöns/ Michael Wech (D 2017).

Literatur

Assmann, Aleida/Jan Assmann. „Mythos“. In: Hubert Cancik/Burkhard Gladigow/Karl-Heinz Kohl (Hgg.). *Handwörterbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*. Bd. IV. Stuttgart 1998, S. 179-200.

Barner, Wilfried/Anke Detken/Jörg Wesche (Hgg.). *Texte zur modernen Mythen-
theorie*. Stuttgart 2003.

Barthes, Roland. *Mythen des Alltags*. 4. Auflage. Berlin 2016.

Blumenberg, Hans. „Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos“. In: Manfred Fuhrmann (Hg.). *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption*. München 1990, S. 11-66.

Blumenberg, Hans. „Arbeit am Mythos“. In: Wilfried Barner/Anke Detken/Jörg Wesche (Hgg.). *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003, S. 194-218.

Bußmann, Hadumod (Hg.). *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart 2008.

Cassirer, Ernst. „Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil: Die Sprache“. In: Birgit Recki (Hg.). *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 11. Hamburg 2009, S. 1-335.

Cassirer, Ernst. *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*. 2. Auflage. Darmstadt 1953.

Cassirer, Ernst. „Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis“. In: Birgit Recki (Hg.). *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 13. Hamburg 2009, S. 1-588.

Cassirer, Ernst. „Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum“. In: Birgit Recki (Hg.). *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 17: Aufsätze u. kleine Schriften [1927-1931]. Hamburg 2009, S. 411-432.

Cassirer, Ernst. „The Myth of the State“. In: Birgit Recki (Hg.). *Ernst Cassirer. Gesammelte Werke (ECW). Hamburger Ausgabe*. Bd. 25. Hamburg 2009, S. 1-324.

Dettmann, Luc. *Theorie und Analyse wiederkehrender sprachlich-relational konstituierter dynamischer ›Räume‹ in öffentlichen Kommunikationen*. Flensburg 2022.

Eisler, Rudolf. *Handwörterbuch der Philosophie*. Berlin 1913.

Hirschmann, Hagen. *Korpuslinguistik. Eine Einführung*. Heidelberg/Berlin 2019.

Holz, Hans Heinz. *Sein und Werden. Problemgeschichte der Dialektik in der Antike (= Dialektik. Problemgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. I)*. Darmstadt 2011.

- Hübner, Kurt. „Die nicht endende Geschichte des Mythischen“. In: Wilfried Barner/Anke Detken/Jörg Wesche (Hgg.). *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003, S. 251-261.
- Jamme, Christoph. „Mythos und Wahrheit“. In: Christian Danz/Werner Schüßler (Hgg.). *Die Macht des Mythos – Das Mythosverständnis Paul Tillichs im Kontext*. Berlin 2015, S. 9-26.
- Lévi-Strauss, Claude. „Die Struktur der Mythen“. In: Wilfried Barner/Anke Detken/Jörg Wesche (Hgg.). *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003, S. 59-74.
- Marquard, Odo. „Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie“. In: Wilfried Barner/Anke Detken/Jörg Wesche (Hgg.). *Texte zur modernen Mythentheorie*. Stuttgart 2003, S. 222-238.
- Nöth, Winfried. *Handbuch der Semiotik*. 2. vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart/Weimar 2017.
- Perkuhn, Rainer/Holger Keibel/Marc Kupietz. *Korpuslinguistik*. Paderborn 2012.
- Renger, Almut-Barbara. *Zwischen Märchen und Mythos. Die Abenteuer des Odysseus und andere Geschichten von Homer bis Walter Benjamin. Eine gattungstheoretische Studie*. Stuttgart/Weimar 2006.
- Schulz, Walter. *Philosophie in der veränderten Welt*. 7. Auflage. Stuttgart 2001.
- Schumacher, Helmut/Kubczak, Jacqueline/Schmidt, Renate/de Ruijter, Vera. *VAlBU – Valenzwörterbuch deutscher Verben*. Tübingen 2004.
- Zlatev, Jordan/Jordan Blomberg. „Die Möglichkeit sprachlichen Einflusses auf das Denken“. In: Martin Thiering (Hg.). *Zeitschrift für Semiotik*. Bd. 35, Heft 1-2/2013. Tübingen 2013, S. 63-83.

Internetquellen

- Eimermacher, Stefanie/Meike Fechner/Regina Haunhorst. „Biografie Boris Becker“. In: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.). *LeMO-Biografien. Lebendiges Museum Online*. (= <http://www.hdg.de/lemo/biografie/boris-becker.html>; Abruf am 24.09.2022).
Nexis Uni Online-Datenbank. URL: <http://www.nexisuni.com>.

Quellenangaben zu den Artikeln des Korpus'

- Naber, Ibrahim. „Rechnungen beglichen. Boris Becker in der Schweiz wieder schuldenfrei“. In: *Welt Online* vom 4. Juli 2017. (= <https://www.welt.de/sport/tennis/article165990548/Boris-Becker-in-der-Schweiz-wieder-schuldenfrei.html>; Abruf am 24.07.2022).
- Weinrich, Ulrike. „Neuer Schock für Boris Becker. Prominente Ex-Tennisstar soll 36,5 Millionen Euro an Geschäftspartner zahlen“. In: *Frankfurter Neue Presse*, Nr. 153/2017 vom 5. Juli 2017, S. 1.
- Harbusch, Nikolaus. „Boris gewinnt im 10-Mio.-Prozess! Urteil im Prozess mit Ex-Partner Cleven. GERICHTSKRIMI UM BECKERS SCHULDEN“. In: *BILD*, Nr. 283/2018 vom 4. Dezember 2018, S. 1.
- Wöckener, Lutz. „Fotos, Pokale, Preise. In diesem schäbigen Hinterhof kommt Boris Beckers Tennisleben unter den Hammer“. In: *Welt* vom 11. Juli 2019. (=

<https://www.welt.de/sport/tennis/plus196671361/Boris-Beckers-Tennisleben-kommt-im-schaebigen-Hinterhof-unter-den-Hammer.html>; Abruf am 09.08.2022).

Wöckener, Lutz. „Wimbledon-Sieg mit 17. Die 14 Tage des Boris Becker“. In: *Welt am Sonntag* vom 6. Juli 2020. (= <https://www.welt.de/sport/tennis/plus211023659/Wimbledon-Sieg-mit-17-Die-14-Tage-des-Boris-Becker.html>; Abruf am 08.08.2022).

O. V. „Ich bin von BORIS menschlich ENTÄUSCHT“. In: *Bunte*, Nr. 41/2020 vom 1. Oktober 2020, S. 28.

Kuschel, Sven. „DER FALL BORIS BECKER – warum behandelt Deutschland seine Helden so schlecht? Debatte bei BILD im TV. Denkmalschutz für unsere Legenden“. In: *BILD*, Nr. 217/2021 vom 17. September 2021, S. 4.

Germann, Daniel. „Das Ende von Boris Beckers Selbstdemontage“. In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 9. April 2022, S. 14.

Gertz, Holger. „Der tiefe Fall einer Tennis-Ikone. Zweieinhalb Jahre Haft. Als 17-Jähriger gewann Boris Becker als erster Deutscher den Final in Wimbledon. 2017 wurde er für zahlungsunfähig erklärt. Nun entschied ein Gericht über seine Strafe“. In: *Zürichsee-Zeitung* vom 29. April 2022, S. 40.

Germann, Daniel. „Vor den Trümmern eines Lebens ohne Grenzen“. In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 30. April 2022.

Render, Tobias/Monika Kennedy/John Puthenpurackal. „Boris Becker. Eine gefallene Legende“. In: *BILD.de* vom 30. April 2022. (= <https://www.bild.de/unterhaltung/leute/leute/boris-becker-eine-gefallene-legende-79934536.bild.html>; Abruf am 13.06.2022).

Kirsch, Janina/John Puthenpurackal/Monika Kennedy/Sebastian Kayser/Sven Kuschel/Gesa Schwanke/Hauke Herffs/Tanja May/Michael Schacht/Jonas Ortman. „Boris Beckers größte Niederlage. SPIEL, SATZ, KNAST! 2,5 Jahre Gefängnis. Freundin Lilian bricht im Gericht in Tränen aus. Tochter Anna zu BILD: "Ich werde ihn unterstützen". Um 16.44 Uhr brach für Boris die Welt zusammen“. In: *BILD*, Nr. 100/2022 vom 30. April 2022, S. 1.

Hujer, Marc. „Doppel mit Boris“. In: *DER SPIEGEL*, Nr. 19/2022 vom 6. Mai 2022.

Stauffer, René. „Urplötzlich konnte er seinen Giftstachel ausfahren. Wie es möglich war, dass aus einer Teenie-Sensation ein Häftling wurde, schildert Tennis-Spezialist René Stauffer. Er verfolgt die grosse Karriere und das turbulente Privatleben von Boris Becker, seit dieser 16 war“. In: *SonntagsZeitung* vom 7. Mai 2022, S. 25-26.

Wagner, Franz Josef. „BILD-Kolumnist Franz Josef Wagner verrät, wie er über den Knast-Insassen denkt. Boris Becker hat sich selbst verraten“. In: *BILD.de* vom 12. Mai 2022. (= <https://www.bild.de/unterhaltung/leute/leute/boris-becker-wie-bild-kolumnist-franz-josef-wagner-ueber-den-knast-insassen-denk-80054532.bild.html>; Abruf am 02.08.2022).

Sprachliche Konstitutionen von Drittpersonalität

Eine semantisch/pragmatische Analyse von distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte

Tom Kitzerow

1. Einleitung

Im Rahmen meiner Bachelorthesis habe ich mich mit dem bisher kaum erforschten Phänomen der sprachlichen Konstitutionen von Drittpersonalität beschäftigt.¹ Ziel dieser Arbeit ist es, durch diese Analyse von ausgewählten distanzmarkierenden Verben einen Einstieg in dieses bisher unerforschte Gebiet der Linguistik zu ermöglichen und erste Erkenntnisse zu den Hintergründen der Funktion der Distanzmarkierung offenzulegen. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse sollen an dieser Stelle zugänglich gemacht werden. Im Zuge der Analyse habe ich mich mit der Frage beschäftigt, wie in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte die Distanzmarkierung der Autor*innen zustande kommt. Dabei wurde die Hypothese aufgestellt, dass diese Distanzmarkierung auf die Verben zurückzuführen sein muss. Daher wurde der Fokus der Analyse auf die Verben gerichtet, welche laut meiner Hypothese die Distanz eines Interlokutoren zum propositionalen Gehalt einer Äußerung eines Dritten kennzeichnen. Hierfür stütze ich mich auf das Interlokutorenkonzept Harendarskis (2021), der sich wiederum auf das Interlokutorenkonzept Ismaels (2017) beruft und dieses in reduzierter Form verwendet:² „Mit L_0 wird im Folgenden bei einfacher Sprechhandlungsdeskription – dem Reden über Andere – diejenige Äußerungsebene bezeichnet, die sich beim Reden über sprachliche Handlungen anderer aber eben mit der Handlungsebene der gegenwärtigen Situation (indem) und den darin unmittelbar agierenden Interlokutoren der aktuellen Kommunikationssituation nicht deckt, sondern dieser diskursiv vorausliegt.

¹ Siehe Tom Kitzerow, *Sprachliche Konstitutionen von Drittpersonalität. Eine semantisch/pragmatische Analyse von distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte*. Bachelorthesis Flensburg 2022.

² Siehe Ulf Harendarski, „Implizite Intentionalitätszuschreibung an Andere. Die Funktion von Verben.“ In: Ulf Harendarski (Hg.): *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021, S. 38.; siehe Mansour Ismaiel, *Diskurslinguistische Akteurs- und Äußerungsanalyse. Am Beispiel der medialen Konstruktion des Syrien-Konflikts*. Dissertation Flensburg 2017.

Es ist die Ebene der ursprünglichen Äußerung z.B. eines Zitats, so dass die zitierende Ebene mit L_1 beziffert wird.“³ Durch diese Nummerierung der Äußerungsebenen lässt sich ermitteln, welche der Äußerungsebenen aktuell untersucht wird. Diese Unterscheidung ist deswegen wichtig, weil dadurch zwischen der ursprünglichen und der wiedergegebenen Äußerungsebene unterschieden werden kann.

Vorgegangen wurde auf Basis der Annahme, dass diese distanzmarkierende Funktion der Verben vorwiegend aufgrund ihrer Semantik und aufgrund des sprachlichen Äußerungskontexts zustande kommt. So wurde im Vorfeld die Vermutung aufgestellt, dass es sich bei solchen distanzmarkierenden Verben immer um faktive Verben handeln muss. Faktive Verben wurden von Kiparsky/Kiparsky (1970) das erste Mal namentlich benannt.⁴ In ihrer Arbeit verdeutlichen sie das Phänomen der Faktivität anhand mehrerer Beispiele und prägen somit den Begriff der Faktivität. Zusätzlich legen sie eine Liste von Verben fest, die ihrer Ansicht nach als faktiv bezeichnet werden können.⁵ Eine zentrale Eigenschaft faktiver Verben ist zu präsupponieren, dass die im Komplement ausgedrückte Proposition wahr ist.⁶ Der Terminus der Präsupposition kann in etwa als Voraussetzung umschrieben werden.⁷ Verben, die etwas präsupponieren, setzen also etwas voraus. Diese Eigenschaft faktiver Verben, Präsuppositionen auszulösen, wurde als zentral für die Distanzmarkierung in drittpersonalen Aussagen ausgemacht. So liegt die Vermutung nahe, dass durch solche ausgelösten Präsuppositionen auch die unterschwellige Distanz eines Interlokutoren zu einer Aussage eines Dritten erkennbar gemacht werden könnte.

Insgesamt wurden im Vorfeld der Analyse folgende drei Arbeitshypothesen aufgestellt, wie im Zuge der Analyse auf deren Gültigkeit überprüft wurden:

1. Die Kennzeichnung von Distanz geschieht ausschließlich durch Verben.
2. Bei allen ausgewählten distanzmarkierenden Verben handelt es sich um faktive Verben.
3. Die Kennzeichnung von Distanz erfolgt durch die Präsuppositionen, die bei der Verwendung solcher Verben semantisch implizit enthalten sind.

Zusätzlich zur Analyse jedes Analysebeispiels wird im Anschluss an die Analyse ein Vorschlag zur semantischen Darstellung im drittpersonalen Verwendungskontext für jedes exemplarisch ausgewählte distanzmarkierende Verb in Anlehnung an die Darstellung der Semantik von Harras et al. (2004) gemacht.⁸ Dieser soll die distanzmarkierende Funktion der Verben mit ihren semantischen Eigenschaften verbinden und das Mehr an Semantik im Kontext drittpersonaler Äußerungen verdeutlichen.

³ Ebd.

⁴ Siehe Paul Kiparsky/Carol Kiparsky, „Fact.“ In: Manfred Bierwisch/Karl E. Heidolph (Hgg.): *Progress in Linguistics. A Collection of Papers*. Den Haag/ Paris 1970, S. 143–173.

⁵ Vgl. ebd., S. 145.

⁶ Vgl. Marga Reis, „Präsuppositionen und Syntax. Tübingen 1977, S. 97.

⁷ Vgl. Frank Liedtke, *Moderne Pragmatik. Grundbegriffe und Methoden*. Tübingen 2016, S. 87.

⁸ Vgl. Gisela Harras/Edeltraud Winkler/Sabine Erb/Kristel Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil 1: Wörterbuch*. Berlin 2004, z.B. S. 27.

2. Analysebeispiel 1

Mit diesem ersten Analysebeispiel kann gezeigt werden, dass die Faktivität von Verben bei der Distanzmarkierung tatsächlich eine zentrale Rolle spielt. Durch die Nutzung des faktiven Verbs *herunterspielen* in diesem drittpersonalen Setting wird die Distanz von L_1 zu den Äußerungen von L_0 unmissverständlich deutlich gemacht. Eine weitere zentrale Erkenntnis aus diesem Analysebeispiel ist die Tatsache, dass zusätzlich zur Faktivität von Verben die Nutzung von Adverbien (in diesem Fall des Adverbs *stets*) einen Einfluss auf die Distanzmarkierung nimmt.

„Bolsonaro hatte die Gefahr des neuen Corona-Erregers stets heruntergespielt.“⁹

In dieser ersten drittpersonalen Aussage wird auf den brasilianischen Präsidenten Jair Bolsonaro in der dritten Person Bezug genommen. Der Autor (Fink) kann als L_1 bezeichnet werden, während Bolsonaro als L_0 bestimmt wird. Durch den semantischen Gehalt des Verbs *herunterspielen* lässt sich noch eine weitere, nicht explizit geäußerte sprachliche Position in dieser sprachlichen Konstitution finden, die als L_2 benannt werden kann: Die Rede ist von der Annahme, dass der Corona-Erreger gefährlich sei, welche von L_0 wiederum heruntergespielt wird. Schließlich kann Bolsonaro die Gefährlichkeit des Corona-Erregers nur herunterspielen, wenn zuvor allgemein angenommen wird, dass der Erreger gefährlich ist. Ist die Position L_2 , also die Annahme, dass der Erreger gefährlich ist, nicht vorhanden, könnte das Verb *herunterspielen* nicht sinnvoll verwendet werden. In diesem Fall wäre das Verb *behaupten* nötig.

Grund für diese semantische Eigenschaft des Verbs ist das Phänomen der Präsupposition. Das konjugierte Verb *hat heruntergespielt* ist im verwendeten Kontext ein faktives Verb, denn die Wahrheit der Proposition der Aussage wird präsupponiert, was in diesem Fall die Gefährlichkeit des Corona-Erregers ist. Anders ausgedrückt wird durch die Verwendung von *heruntergespielt* implizit präsupponiert, dass der Corona-Erreger gefährlicher ist, als es von Bolsonaro dargestellt wird. Aufgrund dieser Eigenschaft des Verbs markiert L_1 durch die Verwendung dieses Verbs seine Distanz zu den Ansichten von L_0 . Dies geschieht allein aufgrund der Verwendung des Verbs und muss nicht explizit geäußert werden.¹⁰ Der Autor geht an dieser Stelle sogar noch weiter. Besonders interessant ist es, dass das Hinzufügen des Adverbs *stets* die Distanzmarkierung in dieser drittpersonalen Aussage noch zusätzlich verstärkt, denn dadurch wird unterstrichen, dass es sich beim geäußerten propositionalen Gehalt um Bolsonaros feste Ansicht handelt. So wird verdeutlicht, dass Bolsonaro die Gefährlichkeit des Corona-Erregers nicht nur einmal, sondern eben *stets* heruntergespielt habe. Aufgrund der Tatsache, dass den Rezipient*innen suggeriert wird, dass L_0 die Gefährlichkeit des Erregers *stets* heruntergespielt hat, wird die mögliche Lesart der Einmaligkeit dieser Handlung

⁹ Andreas Fink, „Jair Bolsonaros „kleine Grippe“.“ In: Die Presse, 08.07.2020, S. 3.

¹⁰ So muss L_1 nicht etwa schreiben: „Bolsonaro ist der Ansicht, dass P, wovon ich mich klar distanzriere.“

verhindert. Wenn die Gefährlichkeit des Virus also *stets* heruntergespielt wurde, scheint es sich um eine gefestigte Ansicht Bolsonaros zu handeln, die in dieser Äußerung von L_1 wiedergegeben wird. Gleichzeitig wird durch die ausgelöste Präsupposition deutlich, dass L_1 diese Meinung nicht teilt und sich durch das von ihm verwendete Verb von dieser Aussage distanziert, ohne dies explizit zu äußern.

Nachdem die Bedeutungserweiterung durch das Hinzukommen des Adverbs thematisiert wurde, liegt der Fokus nun wieder auf dem Verb. Dieses zeichnet sich an dieser Stelle durch seine Metaphorik aus. *Herunterspielen* ist eine lexikalisierte Metapher. Der Ausdruck *herunterspielen* wird hauptsächlich umgangssprachlich verwendet.¹¹ Um die Funktion des Verbs *herunterspielen* zu verdeutlichen, kann man sich die Interlokutorenpositionen als eine Zwei-Ebenen-Darstellung vorstellen:

(1) *herunterspielen*:

Ebene 1: (L_2) Der Corona-Erreger ist gefährlich.

Ebene 2: (L_0) Der Corona-Erreger ist ungefährlich.

Durch die Aussage „Bolsonaro hatte die Gefahr durch den neuen Corona-Erreger *stets* heruntergespielt“ lassen sich zwei abstrakte Ebenen imaginieren, in denen die jeweiligen Interlokutorenpositionen zu verorten sind. Ebene 1 ist die der in der Äußerung implizit enthaltenen Position L_2 . Ebene 2 ist das, was durch das Herunterspielen von Ebene 1 entstanden ist. Das Verb *herunterspielen* erzeugt also im drittpersonalen Setting durch die Präsupposition eine abstrakte Vorstellung dieser zwei Ebenen, wobei eine Herabstufung von Ebene 1 zu Ebene 2 stattzufinden scheint. Zusätzlich zu dieser abstrakten Darstellung des Herabstufens beinhaltet die Metapher meines Erachtens auch eine Komponente von Abfälligkeit. Wenn eine Handlung oder Ansicht einer dritten Person mit dem Verb *herunterspielen* bezeichnet wird, impliziert dies eine gewisse Art eines Handelns von oben herab. Schließlich kann das Herunterspielen nur erfolgen, wenn man die allgemeine Ansicht als falsch einschätzt und davon überzeugt ist, zu einer solchen Einschätzung befugt zu sein. Man stellt sich über allgemein akzeptierte Überzeugungen. Dies kritisiert der Autor L_1 unterschwellig durch die Verwendung des Verbs *herunterspielen*, der anders als Bolsonaro von der Gefährlichkeit des Erregers überzeugt ist. Dies funktioniert in diesem Fall, weil die Verwendung des Verbs *herunterspielen* präsupponiert, dass der Corona-Erreger gefährlicher ist, als er von L_0 dargestellt wird. Da das Verb jedoch aufgrund seines semantischen Gehalts wiederum in diesem Kontext die Gefährlichkeit des Erregers präsupponiert, kann es nur in der Fremdbezeichnung verwendet werden und nicht etwa in der 1. Person Singular.¹² Das Verb hat eine bewertende Funktion, welche auf die implizit enthaltene Präsupposition zurückzuführen ist: L_1 bewertet den propositionalen Gehalt der Aussage von L_0 .

¹¹ Vgl. „herunterspielen“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/herunterspielen> (Abruf am 28.06.2023).

¹² So würde beispielsweise niemand äußern: „Ich spiele die Gefährlichkeit des Corona-Erregers herunter.“

Ausgehend von dieser Analyse kann die drittpersonale Verwendung des Verbs *herunterspielen* in Anlehnung an Harras et al. (2004) folgendermaßen semantisch dargestellt werden: Ein Interlokutor L_1 distanziert sich von der Proposition P eines Interlokutoren L_0 , welcher nicht die allgemein akzeptierten Überzeugungen L_2 glaubt und diese durch P verharmlost.

3. Analysebeispiel 2

Die Distanzmarkierung in diesem zweiten Analysebeispiel erfolgt sehr ähnlich, wie im ersten Analysebeispiel. Auch hier spielt die Faktivität des Verbs die zentrale Rolle. Zudem wird auch in diesem Beispiel die Distanzmarkierung durch ein Adverb verstärkt.

„Er leugnet weiterhin, dass das Coronavirus ein ernsthaftes Gesundheitsproblem darstellt.“¹³

Ein weiteres Verb, mit welchem sich in drittpersonalen sprachlichen Konstitutionen die Distanz zum propositionalen Gehalt kennzeichnen lässt, ist das Verb *leugnen*, welches ein faktives Verb ist. Bei der Verwendung des Verbs wird automatisch präsupponiert, dass der propositionale Gehalt, welcher von L_0 geleugnet wird, als allgemein anerkannt gilt. Man kann die Gefährlichkeit des Corona-Erregers nur dann leugnen, wenn allgemein anerkannt ist, dass der Erreger gefährlich ist. Dies geht sogar so weit, dass Bolsonaro in dem Moment, wo er die Gefährlichkeit des Coronavirus leugnet, automatisch präsupponiert, dass der Erreger von der Allgemeinheit als gefährlich eingeschätzt wird. Um der Bedeutung des Verbs genauer auf den Grund zu gehen, lohnt ein Blick in das Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Gegenstand der semantischen Darstellung ist hierbei das Verb *abstreiten*, welches eine ähnliche Bedeutung wie *leugnen* trägt. Letzteres wird von Harras et al. (2004) als Synonym für ersteres angegeben.¹⁴ Dementsprechend wird hier als Grundlage für die semantische Darstellung die Bedeutung des Verbs *abstreiten* nach Harras et al. (2004) verwendet:

Ein Sprecher S äußert einem Hörer H gegenüber eine oder mehrere $Sa(P)$, um zu bewirken, dass der Hörer erkennt, dass der Sprecher nicht- P für wahr hält. Mit dem Äußern von $Sa(P)$ reagiert S auf (eine) vorausgegangene Äußerung(en) von H , mit der/denen dieser zu verstehen gegeben hat, dass er P für wahr hält.¹⁵

¹³ Alexander Busch, „Stillstand in Brasilien. Bolsonaros Kurs im Corona-Kampf gleicht einer Irrfahrt.“ In: Handelsblatt, 26.03.2020, o.S.

¹⁴ Vgl. Harras/Winkler/Erb/Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*, S. 58.; Die Abkürzung $Sa(P)$ meint ein Äußerungsprodukt mit prototypisch propositionalem Gehalt, vgl. hierfür ebd., S. 23.

¹⁵ Ebd.

Diese Bedeutung kann nicht exakt auf das Verb *leugnen* übertragen werden. Es gibt also einen semantischen Unterschied zwischen den Verben *leugnen* und *abstreiten*. Der erste Teil der semantischen Darstellung nach Harras et al. (2004), dass ein Sprecher etwas äußert, um zu bewirken, dass der Hörer erkennt, dass der Sprecher die Proposition nicht für wahr hält, kann auf *leugnen* übertragen werden. Doch der anschließende zweite Teil mit der Reaktion auf eine vorausgegangene Äußerung findet sich in der Bedeutung von *leugnen* nicht wieder. Das liegt daran, dass Harras von Gesprächssituationen ausgeht, während meine Analyse sich auf Diskurse fokussiert. In einem solchen Diskurs wird das zu Leugnende vom Verb präsupponiert. Diese Äußerung kommt im Text zwar nicht vor, doch sie wird als getätigt präsupponiert. Um etwas zu leugnen, muss ein Sprecher nicht zwangsläufig auf eine vorausgegangene Äußerung reagieren, wie es beim Verb *abstreiten* der Fall ist. Denn Sprecher können ebenfalls, wie in diesem Analysebeispiel, etwas Offenkundiges für unwahr oder nicht vorhanden erklären und demnach nicht gelten lassen.¹⁶ In einem solchen Fall ist keine eindeutige Hörerinstanz vorhanden, auf die reagiert und/oder vor der die Aussage getätigt wird.

An dieser Stelle soll zur Bestimmung der Interlokutorenpositionen übergegangen werden. Der Autor, in diesem Fall Busch, kann als L_1 und *Er* (in diesem Fall steht das Personalpronomen erneut für den bereits thematisierten Jair Bolsonaro) als L_0 bestimmt werden. Die allgemein anerkannte Ansicht, dass das Coronavirus gefährlich sei, wird in diesem Beispiel erstmalig explizit geäußert und kann als weitere Äußerungsebene L_2 bestimmt werden.

Auch bei diesem Beispiel sorgt die Verwendung eines Adverbs, in diesem Fall *weiterhin*, für eine Verstärkung der Distanzmarkierung. Hierdurch wird, ähnlich zu Analysebeispiel 1, der repetitive Charakter des Leugnens von L_0 signalisiert und gleichzeitig die kritische Haltung von L_1 zur Ansicht von L_0 verstärkt. Dies liegt daran, dass in *weiterhin* in diesem Kontext mitschwingt, dass derselbe Sachverhalt zum wiederholten Male geleugnet wurde. Viel bedeutender ist in diesem Fall jedoch, dass ebenfalls suggeriert wird, dass es mittlerweile mehrere Expert*innen gibt, welche die Gefahr des Coronavirus bewiesen haben. In diesem Kontext verstärkt das Adverb *weiterhin* die Distanzmarkierung. Die Verwendung von *weiterhin* löst hier meines Erachtens in etwa folgende Bedeutung aus: Obwohl mittlerweile unzählige Wissenschaftler*innen vor der Gefahr des Coronavirus gewarnt haben, leugnet Bolsonaro die Gefährlichkeit des Virus.

Die Semantik des Verbs *leugnen* kann in drittpersonalem Kontext folgendermaßen dargestellt werden: Ein Interlokutor L_1 distanziert sich von der Proposition P eines Interlokutoren L_0 , welcher die Hörer H erkennen lassen will, dass er einen Sachverhalt/eine Ansicht/eine Äußerung, welche als L_2 benannt werden kann, nicht für wahr hält und diesem/dieser die Gültigkeit abspricht.

¹⁶ Vgl. „leugnen“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/leugnen> (Abruf am 29.06.2023).

4. Analysebeispiel 3

Auch das dritte Analysebeispiel ähnelt den beiden vorherigen Beispielen stark, da hier die Distanzmarkierung ebenfalls auf die Faktivität des Verbs zurückgeführt werden kann. Zudem lässt sich auch hier eine erneute Verstärkung der Distanzmarkierung durch das Hinzufügen eines Adverbs feststellen.

„Der Präsident dringt seit Monaten auf eine vorzeitige Öffnung der Wirtschaft, versucht konsequent die Pandemie schönzureden [...]“¹⁷

Bei dieser drittpersonalen Aussage lege ich den Fokus auf den zweiten Teil des Textausschnitts, da in diesem Teil das distanzmarkierende Element verwendet wird. Der Ausschnitt wurde aufgrund seiner Länge auf dieses Maß gekürzt, was für die Analyse der Distanzmarkierung jedoch ausreicht, da die Distanzmarkierung in diesem Teil erfolgt.

Zunächst erfolgt erneut die Bestimmung der Interlokutorenpositionen. Trotz des geringen Umfangs lassen sich auch hier erneut drei sprachliche Äußerungsebenen finden. Der Autor (de Thier) wird mit L_1 bezeichnet und der Verfasser der ursprünglichen Äußerung (der Präsident) ist als L_0 zu bestimmen. Die Äußerung *der Präsident* steht in diesem Fall für Donald Trump. Zusätzlich lässt sich erneut auch die Interlokutorenposition L_2 finden, die durch die Semantik des Verbs ausgelöst wird. Wenn etwas schöngeredet wird, muss dieses Etwas negative Eigenschaften haben und kann in Wirklichkeit nicht so positiv sein, wie es von L_0 dargestellt wird. Um dies genauer analysieren zu können, wird erneut auf das Handbuch deutscher Kommunikationsverben zurückgegriffen. Das Verb *schönreden* lässt sich dort zwar nicht finden, dafür jedoch dessen Synonym *beschönigen*, welches mit Blick auf die hier interessierenden Aspekte weitgehend bedeutungsgleich ist:

Ein Sprecher S äußert (einem Hörer H gegenüber) eine oder mehrere Sa(P), um zu bewirken, dass H P eher gut findet; P ist eine vergangene Handlung bzw. das Resultat einer Handlung von S, H oder Dritten.¹⁸

Hervorgehoben wird hier die Absicht des Sprechers, den Hörer von seinen Ansichten zu überzeugen. Das Verb *beschönigen* wird der Klasse der Expressiva zugeordnet.¹⁹ Expressiva sind Verben, mit denen Sprecher ihre Einschätzung, Bewertung, Freude, Ärger oder Leid zum Ausdruck bringen.²⁰ Nach Harras et al. (2004) werden die Verben *beschönigen* sowie die beiden Synonyme *schönreden* und *schönfärben* als Verben bezeichnet,

¹⁷ Peter De Thier, „Trump hat größere Sorgen als die Corona-Pandemie.“ In: Börsen-Zeitung, 10.09.2006, S. 6.

¹⁸ Harras/Winkler/Erb/Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*, S. 273.

¹⁹ Vgl. ebd.

²⁰ Vgl. ebd.: S. 265.

[...] mit denen auf Situationen Bezug genommen wird, in denen ein Sprecher eine Handlung von S, H oder Dritten oder ein Resultat einer solchen Handlung positiv darstellt.²¹

Diese Definition ist jedoch problematisch, da sie auf die hier analysierte Verwendung des Verbs nicht eindeutig zutrifft. Eine Pandemie kann nicht als eine Handlung oder als Resultat einer Handlung bezeichnet werden. Der Fokus von Harras et al. auf den Aspekt der positiven Darstellung einer Handlung oder dessen Resultat ist für die Beschreibung der Bedeutung des Verbs in diesem Kontext nicht ausreichend. Um die gesamte Bedeutung von *beschönigen* zu erfassen, müsste diese Definition um den Aspekt der *weiteren Phänomene* erweitert werden. Zweifelsfrei korrekt ist die Tatsache, dass Sprecher*innen bei der Verwendung des Verbs *beschönigen* oder seinen Synonymen in drittpersonalen Aussagen zu verstehen geben, dass sie die positive Darstellung der Bezugssituation für unangemessen halten.²²

Im Folgenden wird der Fokus auf die Präsupposition als distanzmarkierendes Element gelegt. Dabei gehe ich erneut der Frage nach, wie durch die Verwendung des Verbs die Distanz zur Aussage eines Dritten gekennzeichnet wird.

Entscheidend für die Distanzmarkierung ist erneut die Faktivität des Verbs mit der damit verbundenen ausgelösten Präsupposition. Es präsupponiert in diesem Fall zunächst einmal, dass zum Zeitpunkt der Äußerung von L_0 eine Pandemie herrscht. Schließlich muss es eine Pandemie geben, um diese schönreden zu können. Zusätzlich präsupponiert *schönreden*, dass die Pandemie, die von L_0 schönredet wird, in Wirklichkeit nicht so schön ist, wie sie von L_0 dargestellt wird. Dieses *schönreden* kommt in diesem Fall nahezu einer Lüge gleich. Diese Äußerungsebene L_2 geht lediglich aus dem evaluativen Aspekt des Verbs hervor: Trump muss die Pandemie schönreden, folglich kann sie nicht schön sein. Auch bei dieser Aussage wird die Distanz durch das Hinzufügen eines weiteren Ausdrucks noch verstärkt. Hier geschieht dies durch das Adjektiv *konsequent*, mit welchem die Unberührbarkeit und Entschlossenheit von L_0 verdeutlicht wird.²³

Die Semantik des Verbs *schönreden* in drittpersonalem Kontext kann folgendermaßen dargestellt werden: Ein Interlokutor L_1 distanziert sich von der Proposition P eines Interlokutoren L_0 , welcher eine Handlung oder ein Phänomen besser darstellt, als es in der allgemeinen Wahrnehmung L_2 gesehen wird, mit der Absicht, einen Hörer H davon zu überzeugen, dass P besser ist, als es von L_2 bewertet wird.

²¹ Ebd.: S. 273.

²² Vgl. ebd.

²³ „Konsequent“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/konsequent> (Abruf am 29.06.2023).

5. Analysebeispiel 4

Auch in diesem Analysebeispiel kann gezeigt werden, dass die Distanzmarkierung hauptsächlich durch die Faktivität des Verbs erfolgt. Dieses Beispiel ist insofern besonders, da hier die mögliche verstärkende Funktion des Adverbs *zuerst* nicht so eindeutig ist, wie in den vorherigen Analysebeispielen.

„Zuerst haben die Behörden die Gefährlichkeit des Virus dramatisiert, das musste angesichts der milden Verläufe korrigiert werden.“²⁴

Das Verb *dramatisieren* weist semantische Ähnlichkeiten zu den Verben *herunterspielen* und *schönreden* auf. Bei diesen Verben werden Sachverhalte anders dargestellt, als sie es in Wirklichkeit sind. Während bei *herunterspielen* und *schönreden* gewisse Sachverhalte verharmlost dargestellt werden, geschieht beim Verb *dramatisieren* das Gegenteil: Etwas wird schlimmer oder bedeutungsvoller dargestellt, als es eigentlich ist.²⁵ Diesen Erkenntnissen nach handelt es sich auch hier um ein evaluatives Verb. Da auch dieses Verb nicht im Handbuch deutscher Kommunikationsverben enthalten ist, muss erneut ein eigener Vorschlag zur Bedeutung des Verbs in Anlehnung an Harras et al. (2004) ergänzt werden:

Ein Sprecher S äußert (einem Hörer H gegenüber) eine oder mehrere Sa(P), um zu bewirken, dass H erkennt, dass P schlimmer oder bedeutungsvoller ist; P ist eine vergangene Handlung bzw. das Resultat einer Handlung von S, H oder Dritten oder ein Phänomen anderer Art.

Der Zusatz der *Phänomene* basiert auf den Erkenntnissen in der Analyse des Analysebeispiels 4, in welcher die These aufgestellt wurde, dass der Fokus auf den Handlungsbegriff nicht ausreicht, um alle möglichen Bezugsthemen beschreiben zu können.

Auch bei der Bestimmung der Interlokutoren finden sich die mittlerweile bekannten Muster wieder. Zunächst kann der Autor (Siefer) erneut als L₁ und die nicht weiter definierten Behörden als L₀ bestimmt werden. Zusätzlich zu den konstant auffindbaren Interlokutoren ordnet L₁ in dieser drittpersonalen Aussage explizit die wiedergegebene Aussage ein, indem dieser die nötige Korrektur angesichts der milden Verläufe thematisiert und damit gleichzeitig das zuvor erfolgte Dramatisieren entkräftet. Die Distanzmarkierung erfolgt jedoch hauptsächlich durch die Verwendung des Verbs *dramatisieren*. Auch dieses Verb erfüllt in diesem Kontext das Kriterium der Faktivität. Es präsupponiert, dass das Virus in Wirklichkeit nicht so gefährlich ist, wie es von L₀ dargestellt wurde. Diese Präsupposition tritt höchstwahrscheinlich in jedem Kontext auf, weil das Verb per se diesen

²⁴ Werner Siefer, „Pandemie schnell beenden“. In: FOCUS, Nr. 38, 14.09.2009, S. 14. Aufgerufen über KorAP.

²⁵ „Dramatisieren“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/dramatisieren> (Abruf am 29.06.2023).

evaluativen Aspekt innehat, der signalisiert, dass der Sachverhalt nicht so dramatisch ist, wie er dargestellt wird. Diese These wird durch die Beobachtung gestützt, dass in diesem Beispiel kein Adverb oder Adjektiv zur Verstärkung der Distanzmarkierung nötig ist, eben weil das Verb an sich zur vollständigen Signalisierung von Distanz ausreichend ist. Dem steht jedoch die mögliche Interpretation des verwendeten Adverbs *zuerst* als Verstärker der Distanzmarkierung gegenüber. Zwar hat *zuerst* in erster Hinsicht vor allem eine zeitlich einordnende Funktion, es kann jedoch auch als Träger von Bedeutung gesehen werden, wenn man davon ausgeht, dass durch das Hinzukommen des Adverbs das Verb *dramatisieren* implizit entwertet.²⁶ Dies liegt an der Semantik des Wortes *zuerst*. Wenn etwas *zuerst* geschieht, dann muss logischerweise noch etwas *zuletzt* geschehen, damit die Verwendung des Adverbs sinnvoll erscheint. In diesem Fall verstärkt das Adverb die Distanzmarkierung also definitiv zusätzlich, wie auch in den bisherigen Analysebeispielen.

Auch für diese sprachliche Konstitution bietet sich eine abstrakte 2-Ebenen-Vorstellung der Interlokutorenpositionen an: Indem L_1 die Äußerung von L_0 mit dem Verb *dramatisieren* wiedergibt, bewertet ersterer diese Äußerung als übertrieben und stuft diese Äußerung in einer gedanklichen 2-Ebenen-Vorstellung wieder auf die seiner Ansicht nach korrekte Ebene, die explizit als L_2 deutlich wird, zurück.

- (2) Ebene 1: (L_2) Das Virus ist nicht sonderlich gefährlich.
Ebene 2: (L_0) Das Virus ist sehr gefährlich.

Die Semantik des Verbs *dramatisieren* kann in drittpersonalem Kontext folgendermaßen dargestellt werden: Ein Interlokutor L_1 distanziert sich von der Proposition P eines Interlokutoren L_0 , welcher eine Handlung oder ein Phänomen schlimmer oder bedeutungsvoller darstellt, als es in Wirklichkeit ist, mit der Absicht, die Hörer H davon zu überzeugen, dass P dramatischer ist, als es allgemein angenommen wird.

6. Analysebeispiel 5

In diesem Analysebeispiel entsteht die Distanzmarkierung durch das Zusammenspiel der beiden faktiven Verben *vertuschen* und *versuchen*. Dieses Zusammenspiel macht das Analysebeispiel einzigartig, da die Distanzmarkierung anders als zuvor gleich durch zwei Verben zustande kommt. Das Beispiel ähnelt den ersten vier Analysebeispielen, da es sich auch hier um faktive Verben handelt, die die Distanzmarkierung auslösen. Anders als in den vorherigen Analysebeispielen wurde hier jedoch kein Adverb gefunden, welches die Distanzmarkierung zusätzlich verstärkt.

²⁶ Im Sinne einer solchen aber-Konstruktion: Zuerst wurde die Gefährlichkeit dramatisiert, aber...

„Mit einer beispiellosen internationalen Druckkampagne hat China versucht, Kritik am eigenen Corona-Vorgehen zu verhindern und chinesische Schuld an der Pandemie zu vertuschen.“²⁷

In diesem Analysebeispiel wird anders als bei den vorherigen Beispielen nicht auf eine sprachliche Äußerung, sondern erstmalig auf eine Handlung Bezug genommen. Demnach liegt die Schlussfolgerung nahe, dass sich Interlokutoren mithilfe von drittpersonalen Aussagen auch explizit von Handlungen und nicht bloß von propositionalen Gehalten distanzieren können. Auch bei diesem Verb handelt es sich erneut um eine lexikalisierte Metapher.

Das Verb *vertuschen* ist nicht im Handbuch deutscher Kommunikationsverben enthalten. Daher möchte ich an dieser Stelle einen eigenen Vorschlag zur semantischen Darstellung auf Basis des von Harras et al. (2004) verwendeten Musters einbringen:

Ein Sprecher S äußert (einem Hörer H gegenüber) eine oder mehrere andere Propositionen, um die fragliche Proposition nicht zu äußern, um zu verhindern, dass H die Wahrheit erfährt.

Somit enthält das Verb einen manipulativen Aspekt des Verheimlichens. Demnach unterstellt die Verwendung dieses Verbs in drittpersonalen Aussagen dem Interlokutoren L_0 intentionale Manipulation.

Bevor die Semantik des Verbs genauer analysiert wird, erfolgt die Bestimmung der Interlokutorenpositionen. Auch hier wird der Autor (Wergin) als L_1 bestimmt, während China als L_0 bezeichnet wird. In diesem Fall ist besonders interessant, dass es zu einer Zuschreibung menschlicher Fähigkeiten kommt. Dem gesamten Staat China wird Agentivität und Intentionalität zugesprochen. Dabei wird China metonym zur chinesischen Regierung und dessen Abgeordneten verwendet. Die Wort- und Verbauswahl in dieser Äußerung haben, so könnte man argumentieren, eine generalisierende Wirkung: Nicht nur die Politiker*innen haben die chinesische Schuld an der Pandemie *vertuscht*, sondern gleich das gesamte Land. Somit wird klar, dass sogar auf gesamte Staaten in drittpersonalen Aussagen Bezug genommen werden kann.

Um der Bedeutung des Verbs näher zu kommen, lohnt ein Blick in den Duden. Demnach bedeutet *vertuschen*, dass dafür gesorgt wird, dass etwas, was nicht bekannt werden soll, verheimlicht wird.²⁸ Wenn jedoch das Phänomen der Präsupposition zur Analyse der Semantik hinzugezogen wird, erhält das Verb mehr Bedeutung. Wenn also gilt, dass *vertuschen* dann verwendet werden kann, wenn dafür gesorgt wird, dass etwas, was nicht bekannt werden soll, verheimlicht wird, dann präsupponiert das Verb im Kontext einer drittpersonalen Aussage, dass L_1 dieser Versuch der Verheimlichung bekannt ist, oder dass dieser dies zumindest behauptet. In einem solchen Fall kann man argumentieren, dass somit der Versuch

²⁷ Clemens Wergin, „Chinas Kalter Krieg.“ In: Die Welt, 25.05.2020, S. 6.

²⁸ Vgl. „vertuschen“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/vertuschen> (Abruf am 29.06.2023).

des Vertuschens bereits misslungen ist. Auch aufgrund der Faktivität des Verbs *versuchen* wird die Wahrheit des propositionalen Gehalts präsupponiert, sogar bei einer Negation des Verbs:

- (3) a) China hat versucht, die eigene Schuld an der Pandemie zu vertuschen
 b) China hat nicht versucht, die eigene Schuld an der Pandemie zu vertuschen

Diese Negation des Verbs ist der klassische Test, um herauszufinden, ob es sich um ein faktives Verb handelt. Da es sich auch beim Verb *versuchen* um ein faktives Verb handelt, kann festgestellt werden, dass auch das Verb *versuchen* im drittpersonalen Kontext eine gewisse Funktion der Distanzmarkierung auslösen kann. In diesem Kontext präsupponiert das Verb *versuchen* jedoch zugleich, dass die Vertuschung nicht gelungen ist. Dabei wirkt das Verb *vertuschen* als zusätzliches distanzmarkierendes Element, der Großteil der Kennzeichnung von Distanz erfolgt jedoch durch das Verb *versuchen*.

Wenn nun dieser konkrete Auszug aus dem Zeitungsartikel wieder in den Fokus gestellt wird, lässt sich folgendes feststellen: Der Autor distanziert sich durch die Verwendung von *vertuschen* von den Maßnahmen Chinas. Gleichzeitig wird durch das Verb präsupponiert, dass China aus der Sicht des Autoren Schuld am Ausbruch der Pandemie trägt. Das Verb sorgt also nicht nur dafür, dass die kritische Sicht eines Interlokutoren auf eine sprachliche Äußerung eines Dritten deutlich gemacht wird, sondern enthält zudem eine implizite Schuldzuweisung. Zusätzlich wird durch die Verwendung des Verbs *versuchen* präsupponiert, dass dieser Versuch der Vertuschung nicht gelungen ist. Beide Verben sorgen im Zusammenspiel dafür, dass die Distanz zu den Handlungen Chinas markiert wird.

Um diese Analyse abzuschließen, erfolgt erneut die semantische Darstellung des Verbs: Ein Interlokutor L_1 distanziert sich von der Proposition P eines Interlokutoren L_0 , welcher P äußert, um einen (brisanten oder skandalösen) Sachverhalt zu verheimlichen.

7. Analysebeispiel 6

Anders als in den ersten fünf Beispielen entsteht hier die Kennzeichnung der Distanz nicht durch die Faktivität des Verbs. Stattdessen ist die Distanzmarkierung in diesem Fall auf die semantischen Eigenschaften des Verbs *behaupten* zurückzuführen. Mit der Verwendung dieses Verbs in einem drittpersonalen Setting wird ausdrücklich signalisiert, dass es sich nicht um eigene Meinung, sondern um die Meinung eines Anderen handelt, wodurch automatisch eine gewisse Distanz zu dieser Meinung gekennzeichnet wird.

„Dass das Bundesamt für Gesundheit zu Beginn der Pandemie behauptet hat, Masken würden ihren Träger nicht schützen, war kontraproduktiv für die Einhaltung der Massnahmen.“²⁹

Anders als in den bisherigen Analysebeispielen, ist die distanzmarkierende Funktion nicht auf die Faktivität des Verbs zurückzuführen. In diesem Analysebeispiel finden sich interessante Phänomene, die aus der Semantik des Verbs *behaupten* hervorgehen. Zunächst möchte ich jedoch die semantische Darstellung des Verbs *behaupten* aus Harras et al. (2004) aufgreifen:

Ein Sprecher S äußert (einem Hörer H gegenüber) eine oder mehrere Sa(P), um zu bewirken, dass H erkennt, dass S P für wahr hält.³⁰

Wer etwas behauptet, tut dies demnach, um deutlich zu machen, dass der propositionale Gehalt für wahr gehalten wird. Etwas zuvor Unbewiesenes wird als sicher ausgegeben.³¹ Das Verb wird von Harras et al. (2004) der Klasse der Repräsentativa zugeordnet, die sich folgendermaßen definieren lassen:

Verben, mit denen auf Situationen Bezug genommen wird, in denen ein Sprecher einen Wahrheitsanspruch erhebt.³²

Indem Interlokutoren solche Verben verwenden, wird eine kritische Haltung zur betreffenden Aussage vermittelt, wodurch ihre Distanz zur Proposition verdeutlicht wird. Durch die Verwendung des Verbs *behaupten* wird deutlich gemacht, dass es sich dabei explizit um die Meinung eines Anderen handelt. Dadurch entsteht gleichzeitig der Eindruck, dass man selbst diese Meinung nicht teilt. Anders als beim vorherigen Analysebeispiel wird die Wahrheit des propositionalen Gehalts im Komplement jedoch nicht präsupponiert. Anknüpfend daran lässt sich feststellen, dass *behaupten* nach den Kriterien von Reis (1977) nicht als faktives Verb klassifiziert werden kann.³³ Vielmehr schwingt durch die Verwendung des Verbs *behaupten* das Äußern von Sachverhalten mit, über deren Bestehen oder Nichtbestehen erst diskutiert werden muss.³⁴ Behauptungen sind demnach nicht per se wahr oder falsch. Ob diese unterschwellige Bedeutung als semantische Präsupposition bezeichnet werden kann, ist an dieser Stelle nicht eindeutig klar. Es handelt es sich jedoch nicht um eine semantische Präsupposition, da durch das Verb per se, anders als im vorherigen Analysebeispiel, keine andere Wertung oder Ähnliches vorausgesetzt wird. Im Verb *behaupten* schwingt vielmehr eine Art indexikalisches Zeichen mit, dass die folgende Proposition von einer anderen Person

²⁹ Christoph Forster/Larissa Rhyn, „Entweder ist diese Pandemie wirklich so dramatisch, wie man uns erzählt. Oder es steckt mehr dahinter.“ In: Neue Züricher Zeitung, 16.12.2020, o.S.

³⁰ Harras/Winkler/Erb/Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*, S. 37.

³¹ „Behaupten“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/behaupten> (Abruf am 29.06.2023).

³² Harras/Winkler/Erb/Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*, S. 35.

³³ Vgl. Reis, *Präsuppositionen und Syntax*, S. 155 ff.

³⁴ Vgl. ebd.

verantwortet wird, was gleichermaßen eine gewisse Distanz des Interlokutoren L_1 zu dieser Proposition kennzeichnet. Wenn also ausdrücklich verdeutlicht wird, dass es sich hierbei um die Festlegung eines Anderen handelt, wird damit gleichzeitig transportiert, dass diese Meinung nicht von L_1 geteilt wird, ansonsten hätte dieser schließlich nicht ausdrücklich markieren müssen, dass es sich hierbei um die Festlegung eines Anderen handelt.

An dieser Stelle soll nun die Bestimmung der Interlokutorenpositionen erfolgen. Die Autor*innen, in diesem Fall Forster und Rhy, werden erneut als L_1 bezeichnet, während das Bundesamt für Gesundheit als L_0 klassifiziert wird. Auch in diesem Beispiel kann über das Vorkommen einer weiteren, versteckten Interlokutorenposition diskutiert werden. Die Verneinung des propositionalen Gehalts *Masken schützen ihren Träger* scheint dafür zu sorgen, dass eben diese nicht verneinte Aussage als eine weitere, implizit vorhandene Äußerungsebene, L_2 , zu bezeichnen ist. Das Bundesamt für Gesundheit nimmt durch die Verneinung Bezug auf diese Vorstellung, dass Masken auch ihre Träger*innen schützen würden. Wenn diese Vorstellung nicht existieren würde, könnte bzw. müsste sie auch nicht verneint werden.

Es lassen sich Parallelen zum Analysebeispiel 5 finden. Dort wurde dem Staat China in einer sprachlichen Konstitution von Drittpersonalität sowohl Agentivität als auch Intentionalität zugesprochen. Auch das Bundesamt für Gesundheit erhält in diesem Beispiel menschliche Fähigkeiten und konnte sich äußern wie eine Person. Dies erscheint auf den ersten Blick möglicherweise merkwürdig, da eine staatliche Institution wohl kaum dazu in der Lage sein sollte, sprachliche Äußerungen zu vollziehen. Sicherlich wird die Aussage von einem Sprecher/einer Sprecherin des Bundesamts für Gesundheit gesagt worden sein, die dann in der öffentlichen Rezeption auf die Institution zurückgeführt wird. Vor allem in drittpersonalen sprachlichen Konstitutionen lässt sich dieses Phänomen recht häufig beobachten. Die Position der grammatikalischen 3. Person ist ein handelndes Subjekt und damit eine handlungsfähige grammatische Person mit Agentivität und Intentionalität.³⁵ Festzuhalten ist an dieser Stelle demnach folgendes: Auch über Institutionen kann in der 3. Person gesprochen werden, wodurch ihnen Agentivität und Intentionalität zugeschrieben wird. Dadurch erhalten Institutionen menschliche Fähigkeiten und können, wie in diesem Beispiel, plötzlich etwas behaupten.

Nachdem die Interlokutorenposition L_0 analysiert wurde, wird nun auch die Position L_1 der Autor*innen betrachtet werden. Durch die Verwendung von *behaupten* distanzieren sie sich von der Aussage des Bundesamts für Gesundheit, auf die Bezug genommen wird. Durch die zusätzliche Schlussfolgerung ergibt sich in diesem Beispiel eine Art der 2-Ebenen-Kritik: Zum einen identifizieren sich die Autor*innen nicht mit dem propositionalen Gehalt der Aussage des Bundesamts für Gesundheit, von welchem sie sich durch die Verwendung des Verbs *behaupten* in Kombination mit dem Konjunktiv II *würde* distanzieren, zum anderen wird gleichzeitig die Folge dieser Falschaussage ersichtlich. Dies geschieht durch einen

³⁵ Ulf Harendarski, „Einleitung: Sprachliche Konstitutionen der Anderen und ihrer diskursiven Positionen.“ In: Ulf Harendarski (Hg.), *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021, S. 7.

evaluativen Kommentar der Autor*innen. Ein solcher zusätzlicher evaluativer Kommentar wurde bereits in Analysebeispiel 4 gefunden. Dieser ist jedoch nicht nötig, um die Distanzmarkierung zu erreichen. Das Komplement, durch das die Aussage vervollständigt wird, ist zur Bestimmung der Ansicht der Autor*innen nicht mehr nötig und dient lediglich der Vollendung der Argumentation. So gesehen könnte dieser Teil der Aussage auch weggelassen werden. Folgende Satzkonstruktion reicht bereits aus, um die Distanz des Autors zu signalisieren:

- (4) Das Bundesamt für Gesundheit hat zu Beginn der Pandemie behauptet, dass Masken ihren Träger nicht schützen würden.

Dieses Beispiel verdeutlicht die Funktion von distanzmarkierenden Verben in dritt-personalen Aussagen. Die Distanzmarkierung scheint allein aufgrund des Verbs zu funktionieren, wodurch Hinzufügungen obsolet werden. Sie sind nicht obligatorisch, um die Distanzmarkierung zu erzeugen, können diese jedoch deutlich verstärken.

Im Anschluss an die Analyse erfolgt nun auch an dieser Stelle der Versuch, die Semantik des Verbs *behaupten* in drittpersonalem Kontext darzustellen: Ein Interlokutor L_1 distanziert sich von der Proposition P eines Interlokutors L_0 , welcher P äußert, um zu bewirken, dass seine Hörer H erkennen, dass L_0 P für wahr hält.

8. Analysebeispiel 7

Dieses letzte Analysebeispiel ähnelt wiederum dem vorherigen Beispiel, da auch hier die Distanzmarkierung auf die Semantik des Verbs zurückzuführen ist. Die Distanzmarkierung wird anders als bei den ersten fünf Analysebeispielen nicht durch die Präsupposition eines faktiven Verbs deutlich. Trotzdem wird eine gewisse Distanz der Autorin deutlich.

„Hildegund Hohl lehnt das Impfen ab, weil sie findet, es genüge, wenn der Mensch eine gute Immunabwehr entwickle, zudem hält sie den Schwermetallanteil mancher Impfstoffe für gesundheitsgefährdend.“³⁶

Nachdem in den vorherigen Analysen Verben mit sehr deutlicher Distanzmarkierung im Mittelpunkt standen, soll dieses Analysebeispiel zeigen, dass in dritt-personalen Aussagen mit gewissen Verben auch eine dezentere Markierung von Distanz möglich ist. Stellvertretend für solche Verben wird das Verb *finden* auf seine Bedeutung hin untersucht. Es ist auch in dem Sinne einzigartig, da dieses Verb je nach Kontext unterschiedlichste Bedeutungen haben kann. Der Duden zählt beispielsweise acht unterschiedliche Bedeutungen.³⁷ So kann *finden* je nach Kontext

³⁶ Inge Staub, „Kanton will Impfquote erhöhen.“ In: St. Galler Tagblatt, Nr. 251, 26.10.2012, S. 14.

³⁷ „Finden“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/finden> (Abruf am 29.06.2023).

etwa das Entdecken von etwas, das Ergebnis eines mentalen Überlegungsprozesses oder auch die Einschätzung oder Beurteilung eines Sachverhalts bedeuten.³⁸ Letztere Bedeutung entfaltet sich im Kontext dieser drittpersonalen Aussage und soll demnach auf dessen distanzmarkierende Funktion untersucht werden. Hierfür wurde im nächsten Schritt erneut das Handbuch deutscher Kommunikationsverben hinzugezogen. Auf Basis seiner Semantik kann *finden* meines Erachtens zumindest im weiteren Sinne als Synonym für das Verb *beurteilen* identifiziert werden, da sich die Bedeutung beider Verben stark ähnelt. Um diese These zu unterstreichen, soll die Bedeutung des Verbs *beurteilen* nach Harras et al. (2004) beschrieben werden:

Ein Sprecher S äußert (einem Hörer H gegenüber) eine oder mehrere Sa(P), um zu bewirken, dass H erkennt, dass S findet, dass P als x einzuschätzen ist.³⁹

Interessant ist, dass das Verb *finden* hier genutzt wird, um die Bedeutung des Verbs *beurteilen* zu erklären. Das lässt darauf schließen, dass beide Verben semantisch sehr nah beieinanderliegen. Das Verb *finden* lässt also zumindest in diesem drittpersonalen Kontext die Meinung eines Sprechers/einer Sprecherin deutlich werden.

Auf den ersten Blick scheint es sich beim Verb *finden*, anders als bei den bisher analysierten Verben, nicht um ein Handlungsverb zu handeln. Doch dieser Eindruck täuscht, denn mit der Verwendung des Verbs wird eine Aussage eines Subjekts wiedergegeben, was einer intentionalen Handlung eines Subjekts entspricht. Das Verb *finden* kann demnach nach den Kriterien der Klassifikation von Verben von Hentschel und Weydt (2013) als Handlungsverb klassifiziert werden.⁴⁰

Im nächsten Schritt werden die Interlokutorenpositionen bestimmt. Die Autorin (Staub) wird erneut als L₁ bestimmt, während Hildegund Hohl als L₀ bezeichnet wird. Da es sich bei der gesamten Aussage um die Wiedergabe der Meinung von Hildegund Hohl handelt, lassen sich keine weiteren Interlokutorenpositionen finden. Die konkrete Argumentation zur Ablehnung des Impfens ist jedoch in zwei Teile gegliedert, die sich als zwei eigenständige Ansichten ausfindig machen lassen:

- (5) a) Eine gute Immunabwehr genüge.
b) Die Schwermetallanteile mancher Impfstoffe seien gesundheitsgefährdend.

Auf diese beiden Argumente soll inhaltlich nicht näher eingegangen werden. Vielmehr ist es von Interesse, wie es L₁ in diesem Fall gelingt, durch die Verwendung des Verbs *finden* eine zumindest leicht kritische Haltung zu diesem

³⁸ Vgl. ebd.

³⁹ Harras/Winkler/Erb/Proost, *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*, S. 267.

⁴⁰ Vgl. Elke Hentschel/Harald Weydt, *Handbuch der deutschen Grammatik*. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin/Boston 2013, S. 31ff.

propositionalen Gehalt zu verdeutlichen. Das Verb *finden* hat, anders als andere, bereits analysierte Verben wie beispielsweise *leugnen*, *schönreden* und *herunterspielen*, keine evaluative Funktion. Vielmehr markiert das Verb, dass es sich beim propositionalen Gehalt um die Ansicht eines Dritten handelt. Deutlich wird dies vor allem durch anschließende Verwendung des Konjunktivs: „[...] weil sie findet, es genüge [...]“⁴¹ Diese Kombination aus Verb und Konjunktiv markiert eindeutig, dass es sich bei der Aussage nicht um die Ansicht der Autorin L₁ handelt. Nun könnte jedoch argumentiert werden, dass es sich dann nicht um die Markierung von Distanz handele, weil lediglich kenntlich gemacht werde, dass es sich um die Aussage eines Dritten handele. Schließlich ist die Markierung indirekter Rede in der Schriftsprache eine zentrale Funktion des Konjunktivs.⁴² Dieser Ansicht würde ich in diesem Fall widersprechen. Denn durch diese sowohl explizit (durch die Verwendung des Konjunktivs) als auch implizit (ausgehend von der Bedeutung des Verbs *finden*) geäußerte Tatsache, dass es sich um die Aussage eines Dritten handelt, wird automatisch eine gewisse Distanz zum propositionalen Gehalt deutlich. Ob die Autorin dieser drittpersonalen Aussage in der Tat kritisch gegenübersteht, lässt sich im weiteren Verlauf nicht überprüfen. Diese Tatsache unterscheidet das Verb *finden* in Bezug auf die Kennzeichnung von Distanz von den anderen, bisher analysierten Verben, die aufgrund ihrer Semantik, Faktivität und/oder Präsuppositionen explizit eine kritische Einstellung der Autor/innen deutlich werden lassen. Beim Verb *finden* handelt es sich nicht um ein faktives Verb. Somit wird auch semantisch keine Präsupposition ausgelöst, die als Auslöser für eine Distanzierung zum propositionalen Gehalt sorgen kann.

An dieser Stelle erfolgt nun die letzte semantische Darstellung eines Verbs im drittpersonalen Kontext: Ein Interlokutor L₁ kennzeichnet, dass es sich bei der Proposition P eines Inter-lokutoren L₀, welcher P äußert, um zu bewirken, dass die Hörer H erkennen, dass L₀ findet, dass P als x einzuschätzen ist, um die Ansicht von L₀ handelt, die ggf. nicht der Ansicht von L₁ entspricht.

9. Zusammenfassung und Fazit

Im Anschluss an diese erste Analyse zur Kennzeichnung von Distanz von Verben in drittpersonalen Aussagen lassen sich bei den sieben exemplarisch ausgewählten Verben sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede feststellen. Zur konkreten Benennung dieser soll auf die eingangs aufgestellten Arbeitshypothesen eingegangen werden:

1. Die Kennzeichnung von Distanz geschieht ausschließlich durch die Verben.

Dieser ersten Hypothese kann größtenteils zugestimmt werden. So scheint das Verb als Zentrum des Satzes auch zentral für die Funktion der Distanzmarkierung

⁴¹ Inge Staub, „Kanton will Impfquote erhöhen“, S. 14.

⁴² Dudenredaktion, *Duden. Die Grammatik. Band 4.* (9., völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage). Berlin 2016, S. 535.

zu sein. Dass diese ausschließlich durch die Verben ausgelöst wird, konnte jedoch im Zuge der Analyse widerlegt werden. So wurden in mindestens drei der Analysebeispiele Wörter, meist in Form von Adverbien, identifiziert, welche die Distanz zum propositionalen Gehalt zusätzlich verstärkt haben und somit zur Kennzeichnung der Distanz maßgeblich beigetragen haben. Jedoch muss andererseits auch erwähnt werden, dass in diesen drittpersonalen Aussagen auch ohne die Verwendung dieser bedeutungsverstärkenden Wörter die Distanz des Interlokutoren deutlich geworden wäre. Demnach kann die Kennzeichnung der Distanz nicht allein durch solche Adverbien und andere zusätzliche Wörter zustande zu kommen, weshalb diese als obligatorische Ergänzungen zur Verstärkung der Distanz definiert werden können.

2. Bei allen ausgewählten distanzmarkierenden Verben handelt es sich um faktive Verben.

Die zweite Hypothese hat sich im Zuge der Analyse als falsch herausgestellt. Entgegen der anfänglichen Vermutung, dass es sich bei distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen um faktive Verben handeln müsse, konnten zwei der sieben Verben als nicht-faktiv identifiziert werden. Bei einer größeren Auswahl an Analysebeispielen würden sich vermutlich noch weitere nicht-faktive Verben finden. Andererseits konnten fünf der sieben ausgewählten Verben als faktive Verben klassifiziert werden, was dafür spricht, dass das Phänomen der Faktivität dennoch einen enormen Einfluss auf die Distanzmarkierung nimmt. Die anfängliche Vermutung, dass nur faktive Verben Distanz in drittpersonalen Aussagen kennzeichne, ist nach dieser Analyse jedoch nicht mehr haltbar.

3. Die Kennzeichnung von Distanz erfolgt durch die Präsuppositionen, die bei der Verwendung solcher Verben semantisch implizit enthalten sind.

Bei der dritten Hypothese, die eng mit der Zweiten verknüpft ist, verhält es sich ähnlich. Auch wenn die Präsupposition in den meisten Fällen zentral für die Markierung von Distanz sind, lässt sich bei den beiden nicht-faktiven Verben *behaupten* und *finden* keine Präsupposition finden, die für die Kennzeichnung von Distanz sorgt. Hier kennzeichnet die Semantik der Verben, dass es sich bei der Proposition um die Ansicht oder Aussage eines Dritten handelt, zurückzuführen, wodurch eine gewisse Form von Distanz erzeugt wird. Diese kann stärker (im Fall von *behaupten*) sowie etwas schwächer (im Fall von *finden*) ausgeprägt sein.

Abschließend lässt sich festhalten, dass es sich bei der distanzmarkierenden Funktion von Verben in drittpersonalen Aussagen um ein komplexes sprachliches Phänomen handelt, in welchem nach aktuellem Kenntnisstand und aufgrund des geringen Umfangs der Analysebeispiele allgemeingültige Schlussfolgerungen nur schwer möglich sind. Sicher scheint jedoch zu sein, dass es sich bei allen distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen nach den Kriterien der Klassifikation von Verben von Hentschel und Weydt (2013) um Handlungsverben handeln muss. Dabei kann sowohl auf sprachliche Äußerungen (im Fall von *herunter-*

spielen, behaupten, leugnen, schönreden, dramatisieren und *finden*) als auch auf Handlungen (im Fall von *vertuschen*) Bezug genommen werden. Des Weiteren ist auch das Phänomen der Faktivität aufgrund der in solchen Fällen ausgelösten Präsuppositionen bedeutend für die Distanzmarkierung in sprachlichen Konstitutionen von Drittpersonalität, auch wenn es Beispiele gibt, in denen die Distanzmarkierung nicht auf faktive Verben zurückzuführen ist. Um die Gültigkeit dieser These zu überprüfen, bedarf es jedoch eine weitere, umfangreichere Analyse, die sich nicht auf exemplarische Verben beschränkt, mit dem Ziel, nahezu alle distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen zu erfassen.

Eine eher nebenbei gewonnene Erkenntnis bezieht sich auf das Handbuch deutscher Kommunikationsverben von Harras et al.. In mehreren Beispielen war sehr deutlich zu erkennen, dass die Reduktion von Kommunikationsverben auf dialogische Handlungssituationen nicht ausreicht und der Sachlage im Falle von Texten nicht gerecht wird. Präsuppositionen usw. müssen keineswegs auf unmittelbar vorausliegende Sprechhandlungen derselben Situation bezogen sein (siehe auch die Aspekte der Lokutorenanalyse). Eine Erweiterung in Richtung auf Diskurse wäre wünschenswert.

Primärliteratur

- Busch, Alexander. *Stillstand in Brasilien. Bolsonaros Kurs im Corona-Kampf gleicht einer Irrfahrt*. In: Handelsblatt, 26.03.2020, o.S.
- De Thier, Peter. *Trump hat größere Sorgen als die Corona-Pandemie*. In: Börsen-Zeitung, 10.09.2006, S. 6.
- Fink, Andreas. *Jair Bolsonaros „kleine Grippe“*. In: Die Presse, 08.07.2020, S. 3.
- Forster, Christoph/Rhyn, Larissa. *Entweder ist diese Pandemie wirklich so dramatisch, wie man uns erzählt. Oder es steckt mehr dahinter*. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.12.2020, o.S.
- Siefer, Werner. *Pandemie schnell beenden*. In: FOCUS, Nr. 38, 14.09.2009, S. 14.
- Wergin, Clemens. *Chinas Kalter Krieg*. In: Die Welt, 25.05.2020, S. 6.

Sekundärliteratur

- Dudenredaktion. *Duden. Die Grammatik. Band 4* (9., völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage). Berlin 2016.
- Harendarski, Ulf. *Einleitung: Sprachliche Konstitutionen der Anderen und ihrer diskursiven Positionen*. In: Ders. (Hgg.): *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021, S. 7–21.
- Harendarski, Ulf. *Implizite Intentionalitätszuschreibung an Andere. Die Funktion von Verben*. In: Ders. (Hgg.): *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021, S. 31–76.
- Harras, Gisela/Winkler, Edeltraud/Erb, Sabine/Proost, Kristel. *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*. Teil 1: Wörterbuch. Berlin 2004.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald. *Handbuch der deutschen Grammatik*. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin/Boston 2013.
- Ismail, Mansour. *Diskurslinguistische Akteurs- und Äußerungsanalyse. Am Beispiel der medialen Konstruktion des Syrien-Konflikts*. Dissertation Flensburg 2017.
- Kiparsky, Paul/Kiparsky Carol. *Fact*. In: Bierwisch, Manfred/Heidolph, Karl E. (Hgg.): *Progress in Linguistics. A Collection of Papers*. Den Haag/Paris 1970, S. 143–173.
- Kitzerow, Tom. *Sprachliche Konstitutionen von Drittpersonalität. Eine semantisch/pragmatische Analyse von distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte*. Bachelorthesis Flensburg 2022.
- Liedtke, Frank. *Moderne Pragmatik. Grundbegriffe und Methoden*. Tübingen 2016.
- Mey, Jacob L. *Pragmatics. An Introduction*. 2. Auflage. Malden/Oxford 2016.
- Reis, Marga. *Präsuppositionen und Syntax*. Tübingen 1977.

Internetquellen

- „Behaupten“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/behaupten> (Abruf am 29.06.2023).
- „Dramatisieren“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/dramatisieren> (Abruf am 29.06.2023).
- „Finden“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/finden> (Abruf am 29.06.2023).
- „Herunterspielen“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/herunterspielen> (Abruf am 29.06.2023).
- „Konsequent“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/konsequent> (Abruf am 29.06.2023).
- „Leugnen“ auf Duden Online. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/leugnen> (Abruf am 29.06.2023).

Spuren diskursiver Interpretationsprozesse

Für ein elaboriertes Konzept von Signifikanz

Joschka Briese

Auf die Frage, wie sich diskursive Wesen Zeichenaspekten in sozial-kommunikativen Praktiken nähern, wird in zeichenorientierten Wissenschaften oftmals mit folgender These reagiert: In Zeichenpraktiken geht es um Bedeutung. Wenn man jedoch Zeichentheorien und ihre Beschreibung von Zeichenaspekten wissenschafts-historisch verfolgt, stellt sich heraus, dass Bedeutung nicht der zentrale Zeichenaspekt sein muss und auch andere Zeichenaspekte in das analytische Zentrum gestellt werden können. Dieser Artikel widmet sich mit den Begriffen der Signifikanz und Signifikation zwei miteinander verbundenen Zeichenaspekten, die für eine vollwertige Analyse diskursiver Praktiken ein flexiblerer Ausgangspunkt sind als der Begriff der Bedeutung und welche die Vielfältigkeit diskursiver Praktiken erfassen können. Über Signifikanz und Signifikation, so die hier verfolgte These, wird ein anderer Blick auf sozial-kommunikative Praktiken geworfen: Mit einem elaborierten Signifikanzkonzept kann erklärt werden, warum etwas in der Semiose zum Zeichen wird und damit als *signifikant* gilt. Es kann außerdem den semiotischen (und nicht semantisch erfassbaren) Mehrwert von Zeichenprozessen analytisch zugänglich machen, welchen man als *signifikativ* beschreiben kann. Es geht damit weniger um Bedeutung und ihre semantische oder kognitive Repräsentation. Über eine stets dynamische und die Prozesshaftigkeit von Praktiken berücksichtigende Analyse, die auf Signifikanz und Signifikation fußt, können die sich stets entwickelnde Muster und Schemata veranschaulicht werden, die unser Miteinander inferenziell strukturieren. Im Mittelpunkt steht dabei ein Begriff von Kraft, der nicht nur eine Zeichenwerdung initiiert, sondern auch Element der Spuren in Zeichen ist. Somit können sprachliche Zeichen und die inferenzielle Aspekte von Mustern und Schemata sprachlich analysiert werden.

Im Folgenden entwickle ich die Begriffe der Signifikanz und Signifikation entlang einiger Zeichentheorien, um einen analytischen Zugang zur Dynamik diskursiver Praktiken zu ermöglichen. Die unterschiedlichen Zeichentheorien werden skizziert und deren Beitrag zu den Begriffen der Signifikanz und Signifikation offengelegt: Ernst Cassirers Begriff der symbolischen Prägnanz eröffnet das Verhältnis von Wahrnehmung, Anschauung und Erkenntnis zu einem noch unstrukturierten

Kontinuum an möglichen Zeichen.¹ Symbolische Prägnanz erfasst jenen Zeichenmoment, indem etwas unvermittelt als Zeichen aus einem semiotischen Kontinuum diskriminiert wird. Mit Pierre Duhem nähere ich mich der Erkenntnis vonseiten ihrer holistischen Strukturierung,² die anschließend mit T.L. Short als inferenziell gegliedert verstanden werden kann.³ Neben dieser erkenntnistheoretischen Perspektive auf Signifikanz widme ich mich anschließend der eher diskursiven Seite: Mit Victoria Lady Welbys Zeichentheorie, in der Signifikanz einen prominenten Platz einnimmt, kann die Vielfältigkeit von Zeicheneffekten veranschaulicht werden.⁴ Über Susan Petrillis Weiterentwicklung von Welbys Signifikanzbegriff wird nicht nur die Unmöglichkeit der Reduktion auf Semantik demonstriert, sondern auch eine Anschlussfähigkeit für die linguistische Pragmatik garantiert.⁵ Denn auch durch Kraft initiierte Prozesse, die analytisch der linguistischen Pragmatik zugeordnet werden, sind durch Signifikanz zugänglich (pragmatische Signifikanz). Abschließend wird mittels einer Darstellung des Signifikationsbegriffs von Umberto Eco gezeigt, dass Signifikation weder Bedeutung ist, noch einem Codemodell zugeordnet werden sollte.⁶ Erst über ein Verständnis von Signifikation als Zeichenwerdung kann nachvollzogen werden, dass sich die durch Kraft initiierten Prozesse der Zeichenwerdung in der Signifikanz von Zeichen niederschlagen.

Obwohl Signifikanz vereinzelt in der zeitgenössischen Linguistik als theoretisches Element auftritt,⁷ ist sie weder elementares Konzept zeichenorientierter Sprachwissenschaft noch gehört sie zum grundlegenden Begriffsrepertoire der Semiotik im Allgemeinen. Ein Blick in Hand- und Wörterbücher soll hier genügen: Winfrid Nöths *Handbuch der Semiotik* verweist ein einziges Mal auf *significance*;⁸ Roland Posners, Klaus Roberings und Thomas A. Sebeoks *Semiotik/Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur* befasst sich zwar mit Victoria Lady Welby und Charles W. Morris (und damit mit denjenigen, die den Signifikanzbegriff wesentlich mitgeprägt haben), aber nicht mit Signifikanz als semiotischem Konzept;⁹ in Peter Pericles Trifonas' *International*

¹ Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil. Die Sprache*, Hamburg 2010; Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil. Phänomenologie der Erkenntnis*, Hamburg 2010

² Pierre Duhem, *Ziel und Struktur der physikalischen Theorien*, Hamburg 1998.

³ T. L. Short, *Peirce's Theory of Signs*, Cambridge 2007.

⁴ Victoria Lady Welby, *What is Meaning? Studies in the Development of Significance*, Amsterdam/Philadelphia 1983.

⁵ Susan Petrilli, *Expression and Interpretation in Language*, New Brunswick/London 2012; Susan Petrilli, *Sign Studies and Semioethics. Communication, Translation and Values*, Berlin/Boston 2014; Susan Petrilli, *Victoria Welby and the Science of Signs. Significs, Semiotics, Philosophy of Language*, New Brunswick/London 2015; Susan Petrilli, *Challenges to Living Together. Transculturalism, Migration, Exploitation. For a Semioethics of Human Relations*, Sesto San Giovanni 2017.

⁶ Umberto Eco, *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*, München 1987.

⁷ Jim Feist, *Significance in Language. A Theory of Semantics*. New York/London 2022.

⁸ Winfried Nöth, *Handbuch der Semiotik*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 64.

⁹ Roland Posner/Klaus Robering/Thomas A. Sebeok (Hgg.), *Semiotik/Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*, 4 Teilbände, Berlin/New York 1997–2004.

Handbook of Semiotics beschäftigt sich insbesondere Susan Petrilli mit Signifikanz, fokussiert sich allerdings auf Welbys Signifik;¹⁰ Bronwen Martins und Felizitas Ringham's *Dictionary of Semiotics*,¹¹ aber auch Thomas A. Sebeoks *Encyclopedic Dictionary of Semiotics* haben keine eigenen Einträge zum Schlagwort.¹²

Die Ausklammerung des Konzepts der Signifikanz ist insofern überraschend, als dass sich schon James Mark Baldwins *Dictionary of Philosophy and Psychology* dem Konzept (unter „Significs“) ausführlich widmet,¹³ die Einträge seither aber eher kürzer geworden sind. Dass *Signifikanz* im Vergleich zum Begriff des Zeichens in der Geschichte der Semiotik kaum behandelt wurde, schmälert aber keineswegs deren Relevanz: Denn mit einem elaborierten Signifikanzkonzept kann erklärt werden, warum etwas in der Semiose zum Zeichen wird und damit als *signifikant* gilt. Es kann außerdem den semiotischen (und nicht semantisch erfassbaren) Mehrwert von Zeichenprozessen analytisch zugänglich machen, welchen man als *signifikativ* beschreiben kann. Über Signifikanz wird dadurch nicht nur eine andere Perspektive auf Zeichenprozesse geworfen, sondern auch dem Zeichenbegriff ein Element hinzugefügt, welches dyadische bzw. triadische Zeichenrelationen transversal durchzieht.

Ich möchte im Folgenden dafür plädieren, dass ein elaboriertes Konzept von Signifikanz semiotische und insbesondere linguistische Wissenschaften theoretisch wie analytisch bereichern kann. Ein ausgearbeitetes Konzept von Signifikanz kann über den Zeichenbegriff hinaus Aspekte von Zeichenprozessen zugänglich machen, welche sich nicht in Bedeutung (als z.B. lexikalischer oder implikatierter Gehalt) erschöpfen, semantische Gehalte aber prozessual begleiten. Hierzu beschäftige ich mich zunächst mit zwei Perspektiven auf das Konzept der Signifikanz: (1) Über epistemische Signifikanz lässt sich ein zeichenmotivierter Erkenntnisprozess analysieren, in welchem etwas aus einem phänomenalen Kontinuum zum Zeichen wird. Ausgehend von der pragmatistischen Annahme, dass sowohl wissenschaftliche als auch alltägliche Erfahrungen holistisch strukturiert sind, stellt Signifikanz hier nicht nur ein differenzlogisches Element der Erkenntnis dar. Ausgehend von diesem differenzlogischen Element lässt sich die holistische Struktur der Erkenntnis mithilfe inferenzieller Relationen rekonstruieren. (2) Diese inferenziellen Relationen, die sich nicht in semantischen Gehalten erschöpfen, können wiederum über den Begriff der diskursiven Signifikanz expliziert werden. Hierbei geht es weniger um die Darstellung von Sachverhalten, Tatsachen oder Objekten durch Zeichen, sondern vielmehr um Zeichenqualitäten, die auf diskursiven Normen und durch Kraft initiierten Prozessen beruhen. Signifikanz erfasst damit nicht nur *Auffälligkeiten*, wenn Zeichen aus einem Kontinuum diskriminiert werden, sondern über die Bedeutung hinaus auch *Bedeutsamkeiten*, die sich zeichenkonsequenziell erfassen lassen. (3) Anschließend zeige ich, dass diese beiden

¹⁰ Susan Petrilli, „Welby's Significs, its Development and International Ramifications.“ In: Peter Pericles Trifonas (Hg.), *International Handbook of Semiotics*, Heidelberg 2015, S. 217-235.

¹¹ Bronwen Martin/Felizitas Ringham (Hgg.), *Dictionary of Semiotics*, London/New York 2000.

¹² Thomas A. Sebeok (Hg.), *Encyclopedic Dictionary of Semiotics*, Berlin/New York 1986.

¹³ James Mark Baldwin, *Dictionary of Philosophy and Psychology, Vol II.*, New York/ London 1902, S. 529.

Signifikanzbegriffe nicht miteinander konkurrieren, sondern unterschiedliche Perspektiven auf ein und denselben Prozess sind, indem ich das Konzept der Signifikation ergänze, was sich von Bedeutung unterscheidet. Als Zeichenwerdung sedimentiert es Strukturen, Schemata und Muster im Zeichen, sodass ich Signifikanz als Spur der Signifikation definiere. Über diese weitere Perspektive hoffe ich, die beiden Signifikanzbegriffe zusammenzuführen, sie als Elemente eines umfassenden Prozesses zu verstehen, der den Begriff des Zeichens theoretisch ergänzt. Ziel ist es darüber hinaus, über Signifikanz und Signifikation einen Ausgangspunkt herzustellen, der die Analyse der durch Kraft initiierten Prozesse insbesondere sprachlicher Zeichen ermöglicht, diese nicht auf Form-Funktionspaare reduziert und damit die kanonische Reihenfolge von Syntax, Semantik und Pragmatik „durch eine methodisch reflektierte Umkehrung“ ersetzt.¹⁴ Abschließend demonstriere ich das Verhältnis von Signifikanz und Signifikation anhand von sprachlichen Handlungen und Handlungsbeschreibungen.

1. Epistemische Signifikanz

Die Beschäftigung mit der Tatsache, dass sich etwas in die Erkenntnis drängt und damit zum Zeichen wird, beginnt mit der Feststellung, dass sich Wahrnehmung stets auf bestimmte Objekte des Wahrnehmungsraums reduziert. Verschiedene Objekte, Tatsachen und Verhalten folgen zeitlich in einem Kontinuum und verfügen über eine bestimmte räumliche und/oder zeitliche Anordnung, sind aber (noch) nicht wahrgenommen oder interpretiert. Dass sich nun einige dieser Objekte als Zeichen interpretieren lassen und damit die anderen Objekte als Nicht-Zeichen in ihrer diesseitigen Negativität erscheinen, ist epistemisch erklärungsbedürftig.

Ernst Cassirer hat sich mit der Frage nach dem Verhältnis der Wahrnehmung möglicher Gehalte unter dem Begriff der symbolischen Prägnanz beschäftigt, wobei dessen Konsequenzen sich wesentlich von gestaltpsychologischen und auch phänomenologischen Perspektiven unterscheiden. Sein Konzept der symbolischen Prägnanz, welches den unmittelbaren Umschlagpunkt beschreibt, an welchem etwas diskursiv relevant wird, bietet einen ersten Baustein zur Entwicklung eines Konzepts von epistemischer Signifikanz. Mithilfe der symbolischen Prägnanz kann jener Aspekt epistemischer Signifikanz erfasst werden, der die Diskriminierung einzelner Zeichen aus einem Kontinuum möglicher Zeichen umfasst.

Das Konzept der symbolischen Prägnanz ist, obwohl phänomenologisch inspiriert,¹⁵ ein durch und durch semiotischer Begriff. Und anstatt das reine, absolute oder ideale Wesen der Dinge erkennbar zu machen, hebt er deren symbolische bzw. semiotische Einbettung hervor. Die Unmittelbarkeit der Prägnanz ist damit

¹⁴ Peter Janich, „Sprachphilosophie und Informationsbegriff.“ In: Peter Janich, *Kultur und Methode. Philosophie in einer wissenschaftlich geprägten Welt*, Frankfurt a.M. 2006, S. 104.

¹⁵ Christian Möckel, „Symbolische Prägnanz – ein phänomenologischer Begriff? Zum Verhältnis von Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und Edmund Husserls Phänomenologie.“ In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 40/9, 1992, S. 1050–1063.

allein in einem semiotischen Kontinuum vorstellbar, sodass symbolische Prägnanz stets an anschaulichen und konkreten Zeichenprozessen ansetzt.

Die grundlegende Tatsache, dass sich symbolische Prägnanz durch genuine Semiotizität auszeichnet, ist dabei mit der Annahme vereinbar, dass symbolische Prägnanz eine „phänomenologische Idee“ ist.¹⁶ Dieser vermeintliche Widerspruch ermöglicht, das Verhältnis von Zeichen und phänomenologischer Struktur kurz zu resümieren: Ernst Cassirers Prägnanzbegriff ähnelt in seiner semiotischen Einbettung den phaneroskopischen Kategorien Charles S. Peirces, die dieser schon in *On A New List of Categories* entwickelt hat.¹⁷ Die phänomenologischen Aspekte sind Teil von Zeichenprozessen, doch sie können nicht als deren Voraussetzung begriffen werden. Sie sind auch nicht so sehr *in* Zeichenprozessen vorzufinden, als dass sie *kraft* der Zeichenprozesse ihre universale Gültigkeit entfalten können. Phänomenologische Strukturen bleiben damit Abstraktionen mannigfaltiger Semiosen, was sie aber nicht weniger relevant macht.

Diese Verquickung von Semiose und Prägnanz wird insbesondere dann offensichtlich, wenn sich Cassirer dem Moment der Wahrnehmung zuwendet. Er hebt hervor, dass in der Wahrnehmung weder etwas *erkannt* noch ein Objekt *konstruiert* wird und kommt zu ganz anderen Überlegungen als streng realistische oder konstruktivistische Erkenntnistheorien: Es ist die „reine Beziehung“, aus deren „Hin und Her vom ‚Darstellenden‘ zum ‚Dargestellten‘, und von diesem wieder zu jenem zurück, ein Wissen vom Ich und ein Wissen von ideellen wie realen Gegenständen [resultiert]“.¹⁸ Aus der Perspektive dieser Beziehung sind nun auch die verschiedenen analytischen Elemente von Wahrnehmung und Erkenntnis zu erörtern. Diese Zeichenrelation eröffnet die Möglichkeit, ihre Relata nicht als epistemische Voraussetzungen zu verstehen, sondern als deren Ergebnisse.

Diese Irreduzibilität gilt auch für die verschiedenen Elemente des Zeichens. Denn „es gibt immer nur Gesamterlebnisse“.¹⁹ Die Funktion von Zeichenträger und Zeichengehalt liegt in der Vergleichbarkeit zu anderen Zeichenträgern und Zeichengehalten und ist nicht in diesen selbst begründet. Während einer Wahrnehmung oder Erkenntnis gibt es diese Differenz nicht. Erkenntnis und Wahrnehmung sind auf diese Weise in ihrer Zeichenhaftigkeit unvermittelt, da sich die Differenz von Zeichenträger und Zeichengehalt nur nachträglich erkennen und analytisch zugänglich machen lässt.

¹⁶ John Michael Krois, „Problematik, Eigenart und Aktualität der Cassirerschen Philosophie der symbolischen Formen.“ In: Hans-Jürg Braun/Helmut Holzhey/Ernst Wolfgang Orth (Hgg.), *Über Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M. 1988, S. 23.

¹⁷ CP 1.545-1.559, für einen Vergleich der phänomenologischen Grundannahmen von Charles S. Peirce und Ernst Cassirer vgl. z.B. Elio Antonucci, „An den Grenzen der Symbolisierung. Eine vergleichende Studie zu den triadischen Phänomenologien Charles S. Peirce und Ernst Cassirer.“ In: Thiemo Breyer/Stefan Niklas (Hgg.), *Ernst Cassirer in systematischen Beziehungen. Zur kritisch-kommunikativen Bedeutung seiner Kulturphilosophie*, Berlin/Boston 2019 oder Frederik Stjernfelt, *Sheets, Diagrams, and Realism in Peirce*, Berlin/Boston 2022, S. 264–271.

¹⁸ Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil. Phänomenologie der Erkenntnis*, S. 231f.

¹⁹ Ebd., S. 227.

Das Denken in Relationen, welches sich als prägnante Struktur kraft der Semiose zeigt, erhält dadurch eine doppelte axiale Ausrichtung: Relationen vermitteln die Amalgamierung von Darstellung und Dargestelltem, erfassen aber auch Gesamterlebnisse in der Wahrnehmung. Außerdem können sich Relationen im Nachhinein als Instrument analytischer Differenzierung erweisen.

In diesem Feld von Zeichen und Phänomen, reiner Beziehung und Gesamterlebnissen verortet Cassirer dann auch seinen Begriff der symbolischen Prägnanz:

Unter „symbolischer Prägnanz“ soll also die Art verstanden werden, in der ein Wahrnehmungserlebnis, als „sinnliches“ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen „Sinn“ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt. Hier handelt es sich nicht um bloß „perzeptive“ Gegebenheiten, denen später irgendwelche „apperzeptive“ Akte aufgepfropft wären, durch die sie gedeutet, beurteilt und umgebildet würden. Vielmehr ist es die Wahrnehmung selbst, die kraft ihrer eigenen immanenten Gliederung eine Art von geistiger „Artikulation“ gewinnt – die, als in sich gefügte, auch einer bestimmten Sinnfügung angehört. [...] Sie wird nicht erst nachträglich in diese Sphäre aufgenommen, sondern sie erscheint gewissermaßen als in sie hineingeboren. Diese ideelle Verwobenheit, diese Bezogenheit des einzelnen, hier und jetzt gegebenen Wahrnehmungsphänomens auf ein charakteristisches Sinnganzes, soll der Ausdruck der „Prägnanz“ bezeichnen.²⁰

Cassirer betont hier die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung. Das Bemerkenswerte ist, dass Cassirer zwischen der Wahrnehmung und ihrer immanenten Gliederung nicht kategorial trennt und geistige Entfaltung der Wahrnehmung damit nicht nachgelagert ist. Der „nicht-anschauliche Sinn“ entfaltet sich kraft der Wahrnehmung.

Wahrnehmung erschöpft sich nun nicht in prägnanten Strukturen, wie sie z.B. die Gestalttheorie annimmt. Vielmehr ist es die symbolische bzw. semiotische Einbettung der Prägnanz, welche sie zeichenprozessual interessant macht. Denn während (nicht-symbolische) Prägnanz sich durch positive geistige Artikulation auszeichnet, ist nach Cassirer „alles symbolische Denken und alles symbolische Wahrnehmen ein bloß negativer Akt: ein Akt der aus der Not des Weglassens und des Weglassenmüssens entsteht.“²¹ Symbolische Prägnanz oszilliert damit zwischen der Vielheit der Anschauung und der Reduktion in ihrer Zeichenstruktur. Für eine semiotische Erkenntnistheorie sowie ein Konzept epistemischer Signifikanz ergeben sich folgende Konsequenzen: Erst in der Unmittelbarkeit des Kontakts, welcher über die symbolische Prägnanz beschrieben wird, kann man von Wahrnehmung und Erfahrung und damit der Diskriminierung von Zeichen aus dem semiotischen Kontinuum sprechen. Es gibt also neben einer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung eines Kontinuums (und möglicher Zeichenerfahrungen) auch

²⁰ Ebd., S. 231.

²¹ Ebd., S. 220.

„Momente der Präsentation inmitten der Repräsentation“ und eine „anstößige Unmittelbarkeit nicht als Negation der Vermittlung [...], sondern als Unmittelbarkeit, das heißt als Durchbrechen aller Vermittlungen.“²²

Diese „Momente, durch die das Gegebene über sich selbst erweitert“ wird,²³ ermöglichen den Eingang in die Sphäre des Diskursiven. Symbolische Prägnanz impliziert immer auch einen Überschuss seiner Zeichenartikulation:

Denn die „prägnante“ Wahrnehmung führt stets zu einer assertorischen Setzung, während die „diskursive“ bei einer problematischen stehenzubleiben pflegt. Jene schließt eine Intuition des Ganzen in sich – diese führt im günstigsten Falle zu einer richtigen Kombination von Merkmalen; jene ist symbolisch-bedeutsam, während diese nur symptomatisch-anzeigend ist.²⁴

Eine assertorische Setzung wird von Cassirer hier aus Perspektive der Prägnanz und nicht der Diskursivität betrachtet. Denn es geht eben darum, wie sich etwas Noch-Nicht-Diskursives seinen Weg bahnt und nicht darum, wie etwas Gegenständliches diskursiv überformt wird.

Während mit dem Konzept der symbolischen Prägnanz jener zeichentheoretische Aspekt beschrieben wird, der die unmittelbare Wahrnehmung von Zeichen und die damit einhergehende Diskriminierung umfasst, lässt sich epistemische Signifikanz nicht mit symbolischer Prägnanz gleichsetzen. Denn Zeichenwahrnehmung und -erfahrungen sind auch diskursiv geprägt, ein Aspekt, der im Folgenden auszuführen ist. Epistemische Signifikanz entspringt eben jener Stelle an der Prägnanz und diskursive Praxis sich verquicken. Beschreibungen und Analysen dieser Verquickung von erkenntnistheoretischen Elementen finden sich in den Schriften von Pierre Duhem und Charles S. Peirce: Duhems Darstellungen, die unter dem Konzept des epistemischen Holismus bekannt sind, erfassen Erkenntnisstrukturen, wobei er annimmt, dass diese Erkenntnis weit verzweigt ist. Thesen und Annahmen sind laut des erkenntnistheoretischen Holismus nur im Rahmen der sie jeweils umfassenden Theorie beurteilbar. Mithilfe eines fallibilistischen Verständnisses von Erkenntnisstrukturen lässt sich dieser Holismus außerdem als inferenziell strukturiert verstehen. Anschließend an Peirces Begriff des Zweifels, den er als epistemisch konstitutiv begreift, kann der diskursive Aspekt der epistemischen Signifikanz damit nicht nur als inferenziell gliedernd, sondern auch als stets unterbestimmt verstanden werden.

Die Beobachtung, dass sich Erkenntnisobjekte nur entlang ihrer diskursiven Entfaltung beurteilen lassen, geht u.a. auf Pierre Duhem zurück. Am Beispiel eines physikalischen Experiments veranschaulicht er das, was später als Holismus bekannt geworden ist:

²² Bernhard Waldenfels, „Zeichen und Phänomene“, In: *Zeitschrift für Semiotik* 36/1-2, 2014, S. 183.

²³ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil. Die Sprache*, S. 42.

²⁴ Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil. Phänomenologie der Erkenntnis*, S. 277.

Ein Physiker will die Unrichtigkeit eines Lehrsatzes beweisen. Um aus diesem Lehrsatz eine zu erwartende Erscheinung abzuleiten, um das Experiment, das zeigen soll, ob diese Erscheinung eintritt oder nicht, anzuordnen, um die Resultate dieses Experiments zu interpretieren und um zu konstatieren, ob die erwartete Erscheinung aufgetreten sei, kann er sich nicht auf die Anwendung des in Frage stehenden Lehrsatzes beschränken. Er wendet noch eine ganze Gruppe von Theorien an, die von ihm nicht in Frage gestellt sind. Das Auftreten oder Nichtauftreten der Erscheinung, das die Debatte entscheiden soll, ergibt sich nicht aus dem strittigen Lehrsatz allein, sondern aus der Verbindung desselben mit dieser ganzen Gruppe von Theorien.²⁵

Was zu Beginn des 20. Jahrhunderts (und auch noch heutzutage) epistemische Probleme zu bereiten scheint, wird von Duhem hier auf den Punkt gebracht: Selbst wenn etwas unter der Erwartung seines Eintretens ausbleibt, heißt das nicht, dass die erwartete Tatsache widerlegt ist. Über die Aussagensystem (Theorie) lässt sich nur folgendes konstatieren: Zumindest eine Aussage in einem System von Aussagen kann nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen, wobei dies nicht die untersuchte Aussage sein muss. Diese Annahme zeigt, dass man theoretische Annahmen in Experimenten nicht isoliert betrachten sollte, sondern dass sie in systematischen Beziehungen zu anderen Aussagen und Annahmen stehen (Holismus).

Zur Bewältigung dieses vermeintlichen epistemischen Problems lassen sich nun folgende Wege einschlagen: Es wird der „Chimäre“ der Identität von wissenschaftlicher Aussage und empirischer Wirklichkeit weiterhin nachgejagt,²⁶ oder es wird die holistische (und systematische) Einbettung von Aussagen akzeptiert und ein Rekonstruktionsinstrument entwickelt. Letzteres ist nicht nur in der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts verfolgt worden.

Nun interessiert sich Duhem nicht für Erkenntnisprozesse im Allgemeinen, sondern fokussiert seine wissenschaftstheoretischen Ausführungen auf empirische Signifikanz. Es geht ihm um die Erkenntnis von physikalischen Objekten in Experimenten, also um die Rolle von Wissenschaftler*innen, und weniger um das Verhältnis von Menschen zur Wirklichkeit in ihren alltäglichen Praktiken. Doch gilt der erkenntnistheoretische Holismus nicht nur für wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch für alltägliche. Auch alltägliche Erkenntnispraktiken basieren stets auf *bezweifelbaren* Prämissen, also auf denjenigen, die unhinterfragt bleiben und zudem aus einer unterbestimmten empirischen Praxis stammen können.

Mit dem Zweifel kommt ein Begriff in die Erkenntnistheorie, die sich vonseiten der diskursiven Strukturierung der Erkenntnis dem Konzept der epistemischen Signifikanz am besten nähert. In der pragmatistischen Tradition, in deren Fahrwasser sich auch dieser Artikel befindet, geht der Begriff des Zweifels auf Charles S. Peirces *The Fixation of Belief* zurück.²⁷ Dort unterscheidet Peirce zwischen dem

²⁵ Duhem, *Ziel und Struktur der physikalischen Theorien*, S. 245.

²⁶ Ebd., S. 266.

²⁷ CP 5.358-5.387.

Eindruck der Überzeugung und dem Eindruck des Zweifels, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Habituelle Überzeugungen beeinflussen unsere Handlungen. Sie treten nicht als fragwürdig hervor, gelten als etabliert. Zweifel hingegen „is an uneasy and dissatisfied state from which we struggle to free ourselves and pass into the state of belief“.²⁸ Er stellt eine Irritation des Kontinuums der habituellen Überzeugungen dar und fordert daher zur Überprüfung des in Zweifel gezogenen Sachverhalts auf. In diesem Augenblick, indem eine Überzeugung hinterfragt oder etwas Erwartbares nicht eintritt, erweist sich der Sachverhalt in Differenz zu anderen möglichen, aber nicht in den Blick genommenen Sachverhalten als auffällig, eben *signifikant*. Und weil Zweifel ein so unbefriedigender Zustand ist, treten Zweifelnde (unter Zuhilfenahme der bisher akkumulierten Überzeugungen) in eine Auseinandersetzung mit dem entsprechenden Sachverhalt und beginnen zu schlussfolgern. Zweifel zeichnet sich nach diesem Verständnis durch eben jene rohe Kraft aus, die Erkenntnisprozesse in Gang bringt, die Erkenntnis inferenziell begleitet und damit unser Verständnis von Wirklichkeit entlang von Inferenzen strukturiert. An Brandom anschließend kann man deshalb von inferenziell gegliederter diskursiver Praxis sprechen.²⁹

Ich habe mich damit der epistemischen Signifikanz von zwei Seiten angenähert: Cassirers Begriff der symbolischen Prägnanz ermöglicht eine Analyse jener Wahrnehmungsobjekte, die kraft des unmittelbaren Kontakts mit der Erkenntnis ihre semiotisch motivierte phänomenale Struktur einprägen, aber noch nicht Teil der diskursiven Erkenntnis sind. Auf der anderen Seite ermöglicht die Annahme, dass Erkenntnisobjekte nicht nur für Wissenschaftler*innen, sondern für jeden Menschen holistisch strukturiert sind, die Analyse der diskursiv eingebetteten Erkenntnispraxis. Ausgehend von flüchtigen Momenten des Zweifels, lässt sich unsere Erkenntnis als inferenziell verstehen und ergänzt damit die Annahme des epistemischen Holismus um einen logischen und Zeichensystematischen, eben inferenziellen Aspekt.

Längs der Achse von symbolischer Prägnanz und inferenziell gegliederter diskursiver Praxis nimmt dann epistemische Signifikanz ihre Gestalt an. Sie stellt sich als eine Art Vexierbild heraus, dass je nach Orientierung die symbolische Prägnanz oder die inferenziell gegliederte diskursive Praxis in den Hintergrund treten lässt. Dabei ist sie aber stets beides. Epistemische Signifikanz lässt sich nicht auf symbolische Prägnanz reduzieren, weil sie schon auf dem Weg der Interpretation ist. Sie kann aber gleichzeitig auch noch nicht als vollwertig inferenziell gelten, sondern erfasst den Umschlagpunkt an dem Zweifel sich am Zeichen seine inferenziellen Bahnen schlägt. Kurz: Epistemische Signifikanz umfasst zwei Aspekte. Sie beinhaltet die unmittelbare Wahrnehmung von Zeichen als Diskriminierung als einem Kontinuum und die inferenziell gegliederte diskursive Praxis selbst.

Während Cassirer, Duhem und Peirce mit ihren verschiedenen Konzepten zum theoretischen Verständnis von epistemischer Signifikanz beitragen, möchte ich mit T.L. Shorts Beschreibung von Signifikanz das theoretische Verständnis in ein

²⁸ CP 5.372.

²⁹ Robert B. Brandom, *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*, Frankfurt a.M. 2000.

relationslogisches Verständnis überführen. Die verschiedenen Aspekte epistemischer Signifikanz sollen dabei erhalten bleiben, doch geht es dabei mehr um eine mögliche wissenschaftliche Einbettung und die Vorbereitung auf analytische Anwendungen. Über die relationslogischen Ausführungen zur Signifikanz kann der Übertrag von philosophischen Beschreibungen in ein analytisches Modell geschehen.

In die Definition epistemischer Signifikanz lässt sich eine relationslogische Definition einsetzen, die die oben angeführten Erklärungen logisch ergänzt. In einem kurzen Kapitel, welches angemessener Weise *'Significance' Defined* betitelt ist, fasst T.L. Short den Begriff der Signifikanz bei Charles S. Peirce zusammen. Dessen technische Ausführungen schließen sich inhaltlich an die Analysen von Cassirer und Duhem an, indem Sie das Verhältnis von Objekt und Zeichen über den Begriff der Signifikanz konkretisieren:

Whether semeiological or not, the relation that justifies an actual interpretant, R, is logically prior to R. We may therefore speak of it as a 'prior relation'. It is a relation that X has to the object, O, independently of R. This talk of X's relation to O will be understood to include cases where the relation is between X's type and O's type. As Peirce pointed out, we frequently speak of meaning or significance in a variety of related ways: for example, what Jones meant by what he said, what his words mean to Smith, their ultimate significance ('This means war!'), and so on. But we shall give pride of place to the significance of the sign itself, for example, to what Jones' words mean even if that is not quite what he had meant to say when he uttered them or what the oversensitive Smith took them to mean. Significance in that sense is what makes a sign a sign; moreover, it makes the sign to be the sign that it is, a sign of O and not of something else. To say that X has that significance is to say that X is S, that is, that it does signify O. Now, this significance consists in X's being justifiably interpretable as a sign of O. And what justifies such an interpretation, assuming some relevant purpose, is the prior relation of X to O. We may therefore refer to a prior relation as the 'ground' of a sign's significance, and we may define significance as grounded interpretability.³⁰

Short erklärt hier nicht nur den Aspekt der (epistemischen) Signifikanz, sondern ordnet ihn in das Verhältnis von Zeichen und Objekt und damit auch in die Semiose ein. Der Aspekt der Signifikanz zeichnet sich demnach dadurch aus, dass er dafür sorgt, dass etwas nicht nur zeichenhaft erscheint, sondern als ein bestimmtes Zeichen für sein Objekt gilt. Durch Signifikanz wird also eine Art Unvermitteltheit von Zeichen und Objekt in der Zeichenhaftigkeit hergestellt. Diese Unvermitteltheit des Aspektes der Signifikanz lässt sich als spezifischen kognitiven (und auch semantischen) Prozessen logisch vorausgesetzt begreifen. Signifikanz stellt somit

³⁰ Short, *Peirce's Theory of Signs*, S. 162.

eine vorausgehende logische Relation her und begründet somit spezifische kommunikative Bedeutung in diskursiven Praktiken (token).

In Rückgriff auf Cassirers Konzept der symbolischen Prägnanz und der inferenziellen Gliederung diskursiver Praktiken lässt sich über Signifikanz folgendes resümieren: Epistemische Signifikanz stellt den Kipppunkt dar, an dem sich etwas erkenntnistheoretisch inferenziell entfaltet. Sie ist damit selbst nicht inferenziell gegliedert, sondern stellt eine logische Voraussetzung dieser Gliederung dar.

Über epistemische Signifikanz wird damit das Verhältnis zwischen Zeichen und Objekt in seiner Zeichenhaftigkeit konstituiert. Das Zeichen wird in seiner Relation zum Zeichenobjekt begründet. Unter Annahme der inferenziellen Gliederung diskursiver Praktiken sind auch Zeichen inferenziell gegliedert. Die zeichenhafte Begründung, die relationslogisch vorausgesetzt wird, ermöglicht, epistemische Signifikanz als begründete und typisierte Interpretierbarkeit zu definieren: Sie besteht als konstitutive Möglichkeit der Interpretation zwischen Zeichen und Objekt (Interpretierbarkeit), ist aber gleichzeitig in diskursive Praktiken eingebunden. Epistemische Signifikanz dient nicht nur der Vermittlung zwischen konkreten Einzelzeichenereignissen und den Objekten, sondern stellt eine Relation zwischen abstrakten Zeichen und ihren möglichen Objekten her, die dadurch als typisiert gelten können.

2. Diskursive Signifikanz

Neben dem Konzept der epistemischen Signifikanz, welches jenen Aspekt beschreibt, an dem etwas aus einem Kontinuum möglicher Zeichen als solche wahrgenommen wird, hat sich in der pragmatistischen Tradition ein weiterer Signifikanzbegriff entwickelt, dessen Schwerpunkt im Interpretationsprozess ein wenig verlagert, aber dennoch für die Etablierung eines elaborierten Begriffs der Signifikanz relevant ist. Im Folgenden möchte ich anhand zweier pragmatischer Denkerinnen, Victoria Lady Welby und Susan Petrilli meinen Vorschlag eines Konzepts von *diskursiver Signifikanz* darstellen. Ich verzichte bei dieser theoretischen Reflexion auf eine Diskussion der Thesen zur Signifikanz von Charles W. Morris, die er insbesondere in *Signification and Significance* ausgearbeitet hat,³¹ obwohl sich auch Susan Petrilli explizit auf dessen Begriffe bezieht. Dies hat insbesondere zwei Gründe: Erstens betrachtet Morris den Begriff der Signifikanz letztlich nicht als ein genuin semiotisches Thema, sondern verortet ihn als axiologischen Begriff, also einen, welcher Wertvorstellungen betrifft.³² Auch wenn Morris die Verquickung von Semiotik und Axiologie annimmt und sogar ausarbeitet, bleibt dessen axiologische Signifikanz doch eine wert- und keine zeichentheoretische Angelegenheit. Dies liegt zweitens auch an Morris' behavioristischen Prämissen, die früher oder später von dem hier vertretenen elaborierten Zeichen- und Signifikanzbegriff semiologisch abweichen. So ist z.B. dessen Versuch, Werte aus Präferenzverhalten

³¹ Charles Morris, *Signification and Significance. A Study of the Relations of Signs and Values*, Cambridge 1964.

³² Petrilli, *Sign Studies and Semioethics. Communication, Translation and Values*, S. 8.

zu rekonstruieren, insofern inkompatibel mit der hier vertretenen Position, als dass im nächsten Schritt auch handlungstheoretische Fragen mithilfe des Signifikanzbegriffs ausgearbeitet werden sollen.³³ Denn auch wenn *Werte* konzeptuell an Signifikanz anschließen könnten (und das ist ein Projekt Morris'),³⁴ stehen im Folgenden doch jene *Normen* im Mittelpunkt, die zur Entfaltung diskursiver Praktiken relevant sind (und diese dadurch von Verhalten unterscheiden).

Victoria Lady Welbys Zeichentheorie, die sie „Signifik“ nennt, versteht sich als eine Theorie des Verstehens und der Verständigung entlang von Interpretationsprozessen. Ausgehend von Interpretationsprozessen soll die kommunikative Zeichenlandschaft erkundet werden, die sich zwischen Kommunizierenden entfaltet, sodass in Welbys Zeichentheorie bereits ein soziales Moment angelegt ist. Signifikanz steht bei Welby im Mittelpunkt von Verstehens- und Verständigungsprozessen. Sie unterscheidet sich von anderen Zeichenaspekten wie Bedeutung und Sinn dadurch, dass sie irreduzibel an den sozial-normativen Verständigungsprozess gebunden ist und über die jeweilige kommunikative Bedeutung hinausgeht. Signifikanz in Welbys Sinne ist vielfältig in ihren Effekten und ein wesentlicher Aspekt, der unser soziales Miteinander strukturiert. Im Folgenden stelle ich Welbys Konzept der Signifikanz im Rahmen ihrer Zeichentheorie vor und etabliere es als Element diskursiver Signifikanz.

Signifik beruht auf drei Konzepten, die die Qualitäten von Interpretations- und damit auch Verstehens- und Verständigungsprozessen beschreiben. Ihre Relationen zum Zeichen ermöglichen die Differenzierung verschiedener Eigenschaften der Kommunikation:

There is, strictly speaking, no such thing as the Sense of a word, but only the sense in which it is used—the circumstances, state of mind, reference, 'universe of discourse' belonging to it. The Meaning of a word is the intent which it is desired to convey—the intention of the user. The Significance is always manifold, and intensifies its sense as well as its meaning, by expressing its importance, its appeal to us, its moment for us, its emotional force, its ideal value, its moral aspect, its universal or at least social range.³⁵

„Sense“ im Sinne Welbys unterscheidet sich wesentlich vom Begriff des Sinns, wie er im Alltag und in anderen wissenschaftlichen Disziplinen gebraucht wird, und visiert die Unmittelbarkeit von Zeichen und Interpret*in an.³⁶ Zeichen sind demnach Stimuli für Interpret*innen. Auf dieser Erfahrungsebene stellt „Sense“ eine

³³ Siehe dazu Joschka Briese/Jonathan Klix, *Sprachliche Handlung und pragmatische Signifikanz intentionaler Verben. Soziale Konstitution von Handlungskraft in der Schülerinnen-Interaktion*, i.E.

³⁴ Der Begriff des Werts schließt theoretisch nicht als Zeichensystemtheoretische Überlegungen an, wie z.B. Saussures *valeur*-Begriff. Stattdessen geht es um Werturteile und -vorstellungen, die sich mit Werttermini wie „gut“ oder „sollen“ beschreiben lassen.

³⁵ Welby, *What is Meaning? Studies in the Development of Significance*, S. 5f.

³⁶ H. Walter Schmitz, „Lady Welby über Zeichen und Bedeutung, über Kontext und Interpretation.“ In: *Kodikas/Code* 36/3-4 2013, S. 195.

Reaktion auf außersubjektive Einflüsse dar, sodass „Sense“ als eine Form eines Reiz-Reaktionspaars betrachtet werden kann.

In sozialer Interaktion jedoch übersteigt „Sense“ diese vermeintliche Unmittelbarkeit. In Kommunikation ist „Sense“ an die sozialen, normativen und diskursiven Umstände [the circumstances, state of mind, reference, 'universe of discourse'] des Zeichens gebunden. Es handelt sich also um eine Form von Quasi-Unmittelbarkeit, deren Bedingungen sich an den Praktiken messen müssen, in die das Zeichen eingebettet ist. Über „Sense“ wird damit auch eine Bezugnahme des Zeichens in den jeweiligen Praktiken garantiert.

Auch wenn für „Meaning“ mit „Bedeutung“ eine adäquate Übersetzung bereitsteht, deckt sich Welbys „Meaning“ doch nicht dem Konzept der lexikalischen Bedeutung. Tatsächlich unterscheidet Welby nicht zwischen Semantik und Pragmatik der Bedeutung, sondern betrachtet „Meaning“ stets im Gebrauch. Daher umfasst „Meaning“ auch Bedeutung und Sinn des vollständigen Kommunikats und beruht auf den Äußerungsabsichten der Sprecher*innen. Doch kehrt Welby damit jene theoretische Perspektive um, die in der linguistischen Pragmatik unter „what is said“ und „what is implicated“ bekannt ist, denn es geht ihr nicht um eine Trennung von lexikalischer und implikatierter Bedeutung. Sie geht stets von vollwertigen kommunikativen Zeichen aus, die situativ, kontextuell, historisch und sozial unterschiedliche Bedeutung aufweisen. „Meaning“ ist damit der Ausgangspunkt für die Herstellung von Bedeutung in sozial-interpretativen Praktiken.

Welbys Zeichentheorie der interpretativen und sozialen Verständigungspraktiken beschränkt sich aber nicht auf „Sense“ und „Meaning“, die einerseits die kommunikativ eingebettete (und wechselseitige) Bezugnahme und andererseits die kommunikative Bedeutung umfassen. Der zentrale Begriff, der über eine Zeichentheorie der Referenz und Bedeutung hinausgeht, ist „Significance“, der damit auch herkömmliche Zeichenbegriffe in der Sprachwissenschaft ergänzen kann.

Signifikanz bleibt bei Welby zu einem gewissen Grad undeutlich, auch weil deren Erscheinungsformen vielfältig sein können. Aufgrund von Signifikanz weisen Zeichen eine signifikative Fülle auf. Diese signifikative Fülle des Zeichens in sozial-kommunikativen Praktiken richtet sich auf andere Weise an die Kommunizierenden, denn in ihr liegt ein Grad an Bedeutsamkeit, der sich auf die soziale Beziehung auswirkt:

[S]ignificance must not be confounded with the meaning or intention of acts and events; it is rather their value for us, that which makes them signify for us, that which constitutes their importance, their moment, their consequence for mankind.³⁷

Im Mittelpunkt des Signifikanzbegriffs Welbys steht der Wert des Zeichens für uns als kommunikativer Gemeinschaft. In sozial-kommunikativen Praktiken entwickeln einige Zeichen eine Relevanz, die sich nicht auf Bedeutungs- oder Kommunikationsabsichten reduzieren lässt. Stattdessen umfasst Signifikanz jene Aspekte des Zeichenprozesses, die sich einer eher repräsentationalen Erfassung entziehen:

³⁷ Welby, *What is Meaning? Studies in the Development of Significance*, S. 100.

SIGNIFICANCE, then, fully resumes, in transfigured form, all that is summed up (1) in the idea of Motion, force, energy, activity, function, (2) in the idea of Sense (in all senses) and in that of Meaning (intention, purport, purpose).³⁸

Neben „Sense“ und „Meaning“ entwickeln Zeichen Welby zufolge also Kraft, auch in sozialer Beziehung. Signifikanz zeigt Spuren dieser Kraft [idea of motion, force, energy, activity, function] Den Kraftdarstellungen fehlt eine semantische Klassifikation aufgrund ihrer genuin prozesshaften Natur und ihrer kommunikativen Energie, die sie entfalten. Es sind nach Welby eben die in der Kommunikation vertretenen Werte, die etwas als signifikativ (und signifikant) erscheinen lassen und damit auf Kraft beruhen.

Signifikanz im Sinne Welbys ergänzt damit sozial-kommunikative Aspekte wie Bedeutung oder Sinn, ist aber nicht auf diese reduzierbar. Dies liegt insbesondere daran, dass Signifikanz verschiedene Zeicheneffekte, nicht nur semantische, umfasst und zudem Spuren von durch Kraft initiierte Prozesse aufweist. Signifikanz in Welbys Sinne muss daher stets als prozesshaft durchmustert verstanden werden.

Die Annahme, dass Zeichen und Praktiken sich nicht auf vermittelte Bezugnahme und Bedeutung reduzieren lassen, gehört zu den Grundlagen der Sprechakttheorie. Begriffe wie illokutionäre oder perlokutionäre Kraft könnten sich auch dem Konzept der Signifikanz unterordnen lassen, wenn man diese nicht als intentions-, sondern als norm- bzw. konventionsbasiert versteht.³⁹ Welby denkt die Signifikanz von Zeichen konsequent aus Perspektive der sozial-kommunikativen Praxis: Zeichen sind deshalb signifikativ, weil sie eine Rolle in der Kommunikation spielen, die sich nicht auf Bedeutung reduzieren lässt, sondern eben Kraft umfasst.

Es ist Susan Petrilli zu verdanken, dass Welbys Begriff der Signifikanz weiterhin in der semiotischen Tradition berücksichtigt wird. In ihrer „otherness logic“,⁴⁰ die den Anderen, also Kommunikationspartner*innen, in der Konstitution von sprachlichen Praktiken stets mitdenkt, nimmt Welbys Konzept der Signifikanz eine wichtige Rolle ein. Petrilli schärft Welbys Terminologie an zeitgenössischen kommunikations- und sprachtheoretischen Begriffen, um Kommunikation, Äußerungen und Signifikanz zusammenzudenken. Daraus resultiert ein Signifikanzbegriff, der einerseits sogenannte semioethische Fragen hinsichtlich globaler und transkultureller Beziehungen stellt,⁴¹ andererseits auch in ganz konkreten Kommunikationssituationen Anwendung findet. Petrilli geht einen wesentlichen Schritt weiter: Sie schließt an sprachhandlungstheoretische Debatten an, was ihre Begriffe für eine linguistische Pragmatik anschlussfähiger macht: Während Welby z.B. auch ästhetische oder emotionale Zeicheneffekte im Blick hat, geht es Petrilli häufig auch um jenen kommunikativen Aspekt, der prominent in der linguistischen Pragmatik

³⁸ Ebd., S. 50.

³⁹ Brandom 2000; Marina Sbisa, „Uptake and Conventionality in Illocution.“ In: *Lodz Papers in Pragmatics* 5.1 2009, S. 33-52.

⁴⁰ Petrilli, *Expression and Interpretation in Language*, S. 203.

⁴¹ Petrilli, *Challenges to Living Together. Transculturalism, Migration, Exploitation. For a Semioethics of Human Relations*.

verhandelt wird: Als das Verhältnis von sprachlichem Akt und kommunikativer Handlung sowie expliziter und impliziter Bedeutung diskutiert sie jene Signifikanz, die man in Hinblick auf handlungstheoretische Fragen der linguistischen Pragmatik *pragmatische Signifikanz* nennen kann. Diese umfasst jene Spuren von Kraft, die Äußerungen in sozial-kommunikativen Praktiken entfalten.

Susan Petrilli widmet sich der Frage, wie sprachliche Handlungen ihre kommunikative Kraft entwickeln. Während intentionsbasierte Ansätze die Wirkung auf mentale Voraussetzungen zurückführen, erklärt Petrilli die Kraftentfaltung entlang von Signifikanz:

An immediate consequence [...] is that verbal action not only is grounded in nonverbal communicative conditions but presupposes them. We can even state that it is improper to speak of „speech acts.“ In fact, for our part we prefer the expression „verbal *action*.“ A distinction may be established between the terms „act“ and „action“: the latter concerns the subject, is connected to consciousness, is intentional, is programmed, is already decided, and presupposes initiative taken by the subject; on the contrary the act is what has already occurred before the performance of action thus understood. The subject is involved in the act, implied by it, has already been acted, decided, and is subject as in *subject to*. When the speaking subject does something with words, when it produces texts, when it fulfills verbal *actions*, the *act* has already occurred: the communicative action of words presupposes a communicative act that cannot be reduced to verbal actions as its necessary conditions. But the point we wish to underline in the present context is that if communicative action can decide its own *meaning*, it does not decide its own *significance*. Performative action can do things *because it is action interpreted as being significant*.⁴²

Petrillis Unterscheidung von (kommunikativem) Akt [communicative act] und (kommunikativer) Handlung [communicative action] ermöglicht eine konkrete Positionierung von diskursiver Signifikanz als Element sprachlicher Handlungen. Signifikanz als Teil kommunikativer Akte ist sprachlichen Handlungen vorausgesetzt. Nur weil sprachliche Handlungen in sozial-kommunikativen Praktiken des Verstehens und der Verständigung als signifikant bzw. signifikativ interpretiert worden sind, können sprachliche Handlungen überhaupt über spezifische kommunikative Bedeutung verfügen. Bedeutung wird damit nicht als Element von Äußerungen vorausgesetzt, sondern gilt als interpretative Folge diskursiver Signifikanz.

Die interpretative und logische Differenz von Signifikanz und Bedeutung, die Petrilli hervorhebt, ist eine semiologische Reflexion des Verhältnisses von Gehalt und Kraft einerseits und der Beziehung von lexikalischem und impliziertem Gehalt von Äußerungen andererseits. Beiden ist Signifikanz logisch vorgeordnet:

⁴² Petrilli, *Victoria Welby and the Science of Signs. Significs, Semiotics, Philosophy of Language*, S. 110.

Verbal action stages „explicit meanings” or „initial meanings” on the semantic and pragmatic level. These presuppose „implied meanings” or „additional meanings,” better indicated with the term „significance” to distinguish them from the former. While the meaning of verbal action, that is, explicit or initial meaning on the semantic and the pragmatic level, depends on the speaking subject, on the author, instead, significance is implied and therefore is antecedent to verbal action. However, verbal action becomes a performative word thanks to significance.⁴³

Signifikanz meint bei Petrilli also den Aspekt, der interaktiv das intersubjektiv Zeichenhafte theoretisch benennt, unterschieden vom Gemeinten und vom ggf. auch mal falsch Verstandenen.

Mit Welby und Petrilli lässt sich der Signifikanzbegriffs konkreter fassen: Welby und Petrilli gehen zunächst davon aus, dass Äußerungen und andere Zeichenemissionen für uns als diskursive Wesen eine grundlegende Funktion haben: Sie dienen zur Verständigung und werden daher in sozial-kommunikativen Praktiken auf eine bestimmte Weise *verstanden*. Wie sich die spezifische Bedeutung einer Äußerung dann semantisch oder pragmatisch komponiert, ist eine nachgelagerte und analytische Frage. Zunächst weisen Äußerungen eben Signifikanz auf, die aber nicht unbedingt semantische Repräsentationen von Sachverhalten sein müssen, obwohl dieser semantische Gehalt auch die Folge von Signifikanz sein kann. Signifikanz kann sich als emotionaler oder ästhetischer Eindruck zeigen, sie kann unmittelbare Reaktionen hervorrufen oder eben den Einstieg in inferenzielle Prozesse ermöglichen. Welche spezifischen Gehalte sich aus diskursiver Signifikanz und ihrer Konsequenz ergeben, ist dann keine Frage dieser Signifikanz im engeren Sinne mehr, sondern eine nachgelagerte und semantische. Dies betont Welby mit ihrer Unterscheidung von Bedeutung und Signifikanz und Petrilli mit ihrer Trennung von Akt und Handlung.

In Anschluss an Welby und Petrilli kann diskursive Signifikanz also als Menge der Aspekte des Zeichens verstanden werden, die in sozial-kommunikativen Praktiken nachvollzogen wurden und Zeichenkonsequenzen nach sich tragen, z.B. als Effekt, Zeichenfolge, inferenzieller Gehalt, Reaktion, Spur oder auch Bedeutung.

3. Integration epistemischer und diskursiver Signifikanz

Nach der Vorstellung epistemischer und diskursiver Signifikanz könnte man einwenden, dass die Beschreibung und Analyse von Signifikanz, die den Zugang zu diskriminierten Elementen des semiotischen Kontinuums (epistemisch) und die Qualitäten des Verstehens umfasst (diskursiv), zwei grundlegend verschiedene Aspekte von Zeichenprozessen unter denselben Ausdruck subsumiert. Die Subsumtion unter den Ausdruck „Signifikanz“ wäre damit kaum mehr als ein literarischer Trick. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass epistemische und diskursive

⁴³ Petrilli, *Expression and Interpretation in Language*, S. 255f.

Signifikanz nicht ähnliche Ausdrücke für unterschiedliche Konzepte sind, sondern dass sie als sich ergänzende Aspekte des Zeichenprozesses verstanden werden sollten. Auf diese These gibt es nicht nur Hinweise in der Diskussion von Welbys Begriff der Signifikanz, sondern ist dies auch eine logische Konsequenz aus dem als prozesshaft charakterisierten Zeichenbegriff, der Signifikanz als Moment von Semiose begreift und eine strukturelle Trennung zwischen dem Verstehen von Zeichen in diskursiven Praktiken und ihrer Analyse macht.

Das integrative Verhältnis von epistemischer und diskursiver Signifikanz soll nun durch eine zeichenbegriffliche Reflexion hergestellt werden. Hierzu hilft ein Blick in die Briefkorrespondenz von Victoria Lady Welby und Charles Sanders Peirce. Insbesondere eine Passage, in welcher Peirce, die Beziehung zwischen dessen Ausdrücken und Welbys Konzepten herausstellt, sind zur Ermittlung des Verhältnisses von epistemischer und diskursiver Signifikanz besonders aufschlussreich:

The greatest discrepancy appears to lie in my Dynamical Interpretant as compared with your „Meaning.“ If I understand the latter, it consists in the effect upon the mind of the interpreter that the utterer (whether vocally or by writing) of the sign intends to produce. My Dynamical Interpretant consists in direct effect actually produced by a Sign upon an Interpreter of it. They agree in being effects of the Sign upon the individual mind, I think, or upon a number of individual minds by independent action. Upon each. My Final Interpretant is, I believe, exactly the same as your Significance; namely, the effect the Sign *would* produce upon any mind upon which circumstances should permit it to work out its full effect. My Immediate Interpretant is, I think, very nearly, if not quite, the same as your „Sense“; for I understand the former to be the total unanalyzed effect that the Sign is calculated to produce, or naturally might be expected to produce[.] I am not aware that you have ever attempted to define your term „Sense“; but I gather from reading over what you say that it is the first effect that a sign would have upon the mind well-qualified to comprehend it. Since you say it is Sensal and has no volitional element, I suppose it is of the nature of an „impression.“ It is thus, as far as I can see, exactly my Immediate Interpretant.⁴⁴

Peirce beschreibt seine Unterteilung von unmittelbarem, dynamischen und finalen Interpretant entlang von Welbys Unterscheidung von „Sense“, „Meaning“ und „Significance“. Auch wenn Peirce konzeptuelle Differenzen zwischen dem dynamischen Interpretanten und „Meaning“ herausstellt, so setzt er doch unmittelbaren Interpretanten und „Sense“ sowie finalen Interpretanten und „Significance“ weitestgehend gleich.

⁴⁴ Charles S. Peirce, „Peirce to Welby. March 14, 1909“ In: Charles S. Hardwick (Hgg.), *Semiotic and Significs. The Correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby*, Bloomington/London 1977, S. 109f.

Peirce erfasst zwar die Qualitäten von „Sense“ und „Significance“, unterschlägt dabei aber doch, dass „Sense“, „Meaning“ und „Significance“ in Welbys Analyse eher nicht als voneinander abhängige Kategorien verstanden werden sollten. Während Peirce mit seinen auf phaneroskopischen Kategorien basierenden Zeichenklassen ein abstraktes Kategoriensystem im Blick hat, fußen Welbys Begriffe stets auf Verstehens- und Verständigungsprozessen und sind damit strukturell viel stärker miteinander verzahnt, als es die Interpretantenbegriffe bei Peirce sind. Welby „beginnt sozusagen von der anderen Seite und konzentriert sich auf das Problem der Bedeutung, also auf Fragen der Interpretation und der kommunikativen Verwendung von Zeichen, und das in Verfolgung theoretischer und praktischer Absichten.“⁴⁵ „Sense“, „Meaning“ und „Significance“ bauen also nicht aufeinander auf, sondern stellen eine gleichzeitige Verstrickung im Verstehen dar.

Insbesondere für das Verhältnis von „Sense“ und „Significance“ respektive epistemischer und diskursiver Signifikanz ist diese gleichzeitige Verstrickung äußerst relevant. In *What Does It Signify?* betont Welby eben jene strukturelle Nähe der beiden Konzepte:

Every existent, every proposition, every movement, every object, every incident or occurrence, every fact and every fancy, every presentation or representation of any kind; all that for any reason or in any way arouses attention or claims interest, excites response or suggests inference, must be subjected to this introductory and exhaustive test. First of all, what does it signify? For unless in some sense or degree it *signifies*, we may ignore it[.] [...] The barest gabble, the most purposeless attic, the wildest folly, the idlest dream must at least *signify* in some context, reference, direction, – sense.⁴⁶

Obwohl Welby ausgehend von ihrer Grundfrage Bedeutung und Signifikanz im Blick hat, ist „Sense“ hier nicht weniger relevant: Denn jede Form von Aufmerksamkeit, Interesse, Erwidern und Inferenz enthält in Welbys Sinne eben auch „Sense“ als zeichenvermittelte Bezugnahme. Egal, welcher Zeicheneffekt einsetzt, das Zeichen umfasst immer auch seinen Bezug mit ein, nicht nur auf ein Objekt o.ä., sondern auch auf seine Diskriminierung aus einem semiotischen Kontinuum. Ansonsten wäre es kein Zeichen geworden. Dieser doppelte Bezug der Signifikanz, der sich epistemisch und diskursiv analysieren lässt, ist in der Signifikanz jeder Erscheinung aufgehoben:

[E]very appearance or stimulus to attention and action is *significant*; not only of course necessarily in the sense of being especially and notably important or far-reaching and momentous (in predictable or

⁴⁵ Schmitz, *Lady Welby über Zeichen und Bedeutung, über Kontext und Interpretation*, S. 197.

⁴⁶ Victoria Lady Welby, „What Does It Signify?“ In: Charles S. Hardwick (Hgg.), *Semiotic and Significs. The Correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby*, Bloomington/London 1977, S. 182.

measurable consequence) but in the barest indicative or implicative sense.⁴⁷

Aufmerksamkeitseindrücke [appearance or stimulus to attention and action] sind nach Welby deshalb signifikant (epistemisch), weil sie bestimmte zeichenvermittelte Konsequenzen (diskursiv) in sich tragen. Diese Konsequenzen sind aber nicht notwendigerweise vorgegeben und voraussagbar (z.B. in Form von Repräsentationen), sondern haben einen indexikalischen Charakter, der sich situativ unterschiedlich (als diskursive Konsequenzen) entfalten kann.

Nach Welby stellen „Significance“ und „Sense“ damit unterschiedliche Aspekte desselben Zeichenprozesses dar und sind nicht unterschiedliche Klassen von Zeichenelementen. Dennoch kann analytisch ein Schwerpunkt gesetzt werden, wenn berücksichtigt wird, dass stets sowohl epistemische als auch diskursive Signifikanz beteiligt sind: Wenn etwas als zeichenvermittelte Unmittelbarkeit aus dem Kontinuum diskriminiert wird, ist es *signifikant*; zeichnen sich im Zeichen diskursive und indexikalische (und inferenziell modellierbare) Konsequenzen ab, ist es *signifikativ*. Das Begriffspaar signifikant/signifikativ soll also nicht unterschiedliche Prozesse beschreiben können, sondern erhebt den Anspruch, die unterschiedlichen Facetten einer zeichenvermittelten und diskursiven Erkenntnis zu perspektivieren.

Die Reflexionen zu den Konzepten der epistemischen und diskursiven Signifikanz ermöglichen nun eine Integration der beiden Komponenten der Signifikanz.

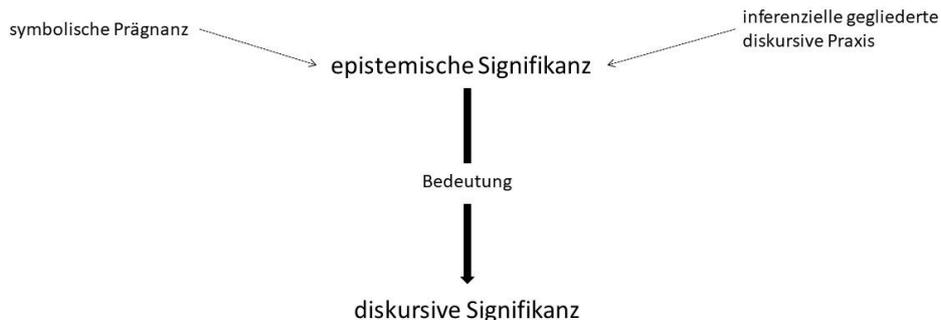


Abb. 1: Signifikanz

Epistemische Signifikanz entwickelt sich an der Schnittstelle von symbolischer Prägnanz und der inferenziell gegliederten diskursiven Praxis. Während ersteres die zeichenvermittelte Unmittelbarkeit der Wahrnehmung und die dadurch entstehende Diskriminierung aus einem Kontinuum erfasst, zeigt zweiteres die Anbindung an eine vollwertige diskursive Praxis an. Epistemische Signifikanz ist aber

⁴⁷ Ebd., S. 183.

selbst noch nicht inferenziell gegliedert, sondern verweist auf die inferenzielle Gliederung des jeweiligen Zeichens. Hier kommt das Konzept der Amalgamierung von „Sense“ und „Significance“ im Sinne Welbys nahe.

Inferenziell gegliedert ist erst diskursive Signifikanz, die in der Fluchtrichtung der epistemischen Signifikanz entsteht. Sie weist auf die unterschiedlichen Zeicheneffekte und -konsequenzen hin, die das Zeichen (für uns als Zeichengemeinschaft und/oder für Individuen) bedeutsam macht. Dieser Aspekt der Signifikanz stellt ein normatives und inferenzielles Komplement zur epistemischen Diskriminierung eines Zeichens aus dem Kontinuum dar. Der Aspekt der Bedeutsamkeit, der Zeichen als signifikativ erscheinen lässt, unterscheidet sich von Bedeutung dadurch, dass er nicht Elemente der Repräsentation (oder Konstitution) von Sachverhalten enthält, sondern mannigfaltige Zeichenkonsequenzen impliziert: Diskursive Signifikanz kann auch evaluativ, ästhetisch, narrativ, mythisch-mythologisch oder performativ sein.⁴⁸

Dies widerspricht nicht der Annahme, dass Zeichen neben ihrer epistemischen und diskursiven Signifikanz auch Bedeutung haben. Bedeutung z.B. als lexikalische, gemeinte, mitgemeinte, implizierte ist aber nicht im Mittelpunkt des Zeichenprozesses oder dient als Korrelat des Zeichenträgers. Stattdessen ist es ein Nebenprodukt, was in das Verhältnis von epistemischer und diskursiver Signifikanz eingespannt ist: Zeichen haben eben auch deshalb Bedeutung, weil sie für uns signifikant sind und als signifikative Strukturen, Schemata und Muster spezifische (mehr oder weniger konventionelle) Zeichenkonsequenzen haben.

4. Spuren der Signifikation

Signifikanz verfügt nicht nur über eine epistemische und diskursive Binnenstruktur, sondern steht auch in einem kontinuierlichen Verhältnis zu Signifikation. Der Begriff der Signifikation nimmt dabei in einigen einflussreichen Zeichentheorien einen prominenten Platz ein. So verwendet Umberto Eco einen Signifikationsbegriff, der konstitutiv für dessen Codeverständnis ist. Eco versteht Signifikation als prozesshaften Bedeutungsbegriff und erfasst damit die Dynamik der Bedeutungskonstitution auch systematisch. Letztlich positioniert er Signifikation auf Seiten einer codemotivierten Zeichensystematik:

Wenn – auf Basis einer zugrundeliegenden Regel – etwas der Wahrnehmung eines Empfängers Dargebotenes *für etwas* anderes *steht*, so handelt es sich um *Signifikation*.⁴⁹

Signifikation beruht bei Eco auf einem Prozess der Herstellung der Relation von Signifikant und Signifikat. Dieses Verhältnis gilt bei ihm als rein Zeichensystematischer Aspekt in kulturellen Codes und ist strukturalistisch motiviert. „Zeichenerzeugung“ hingegen betrachtet Eco als Teil der Semiotik der Kommunikation, die

⁴⁸ Vgl. die anderen Beiträge in dieser Zeitschrift.

⁴⁹ Eco, *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*, S. 28.

er von einer Semiotik der Signifikation (und einer Theorie des Codes) unterscheidet.⁵⁰ Durch diese strikte Trennung kann zwar die kulturelle und semantische Bedeutung von Artefakten erfasst, aber nicht die Relevanz anderer Signifikanzen, z.B. von Handlungen, herausgestellt werden. Ein Begriff von Signifikation, der vollständig auf Dynamik und Kraft setzt, kann allerdings Zeichensystematisch nicht reduziert werden, da sich ein solches Verständnis von Code und Kraft ausschließt. Im Folgenden demonstriere ich daher ein Konzept von Signifikation, welches auf Dynamik und Kraft setzt und ein Komplement zur Signifikanz darstellt, welches Spuren der Signifikation in sich trägt.

Eine starke Verquickung von Zeichensystem und Performanz ermöglicht eine andere Perspektive auf Signifikation als Ecos. Dabei geht es auch nicht um „symbolisierende Performanzen“,⁵¹ also die Vollzughaftigkeit von Zeichen bzw. Sprache, obwohl dies damit nicht ausgeschlossen ist. Eine Analyse von Signifikation als Zeichenwerdung ermöglicht nicht nur einen Zugang zur Performanz von Zeichen, sondern auch zur *Spur der Performanz* in Zeichen. Signifikation ist damit sowohl der Prozess, der Zeichen ihre Vollzughaftigkeit verleiht (und damit im Reich der Kommunikation angesiedelt ist) als auch die Regeln, Strukturen, Schemata und Muster bereitstellt, um Zeichen als Zeichensystematisch zu verstehen. Im Begriff der Signifikation als Zeichenwerdung hebt sich also sowohl das Systematische der Performanz auf, als auch das Performative, Prozesshafte und Dynamische im Zeichensystem. In dieser Verwendung des Begriffs der Signifikation zeigt sich auch der Unterschied zu Ecos Konzept sowie dem prozesshaften Verständnis von Bedeutung:

For the ground of signification is one thing, and signification itself is another. Causal relations and resemblances make something, X, a sign of something else, Y, only because they cause us to think of Y once we apprehend X. Whatever the ground of its power to cause us to think of Y, X signifies Y only because it has that power.⁵²

Signifikation sollte daher mit einem Kraftbegriff erfasst werden und weniger mit einem Relationsbegriff, die für Signifikanz (epistemisch und diskursiv) sowohl in Bezug zur Signifikation als auch zu inferenziellen Relationen zurückgehalten werden sollten.

Die Reflexion des Verhältnisses von Signifikation und Signifikanz ermöglicht die Präzisierung der zeichentheoretischen Prämissen einer Analyse und gibt Hinweise auf methodologische Perspektiven. Ausgangspunkt des Verhältnisses von Signifikanz und Signifikation ist folgende Argumentation: Aufgrund von Signifikation sind Zeichen sowohl signifikant als auch signifikativ. Die Kraft der Signifikation sedimentiert sich in der Signifikanz des Zeichens. Daher kann über die Analyse der

⁵⁰ Ebd., S. 23.

⁵¹ Christian Stetter, *System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft*, Weilerswist 2005, S. 74.

⁵² Short, *Peirce's Theory of Signs*, S. 3.

Signifikanz von Zeichen auch auf deren Signifikation verwiesen werden: Signifikanz ist die Spur der Signifikation.

Signifikation und Signifikanz unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihrer Beschreibungsmöglichkeiten mit Kraft- bzw. Relationsbegriffen. Auch semiotisch-strukturell unterscheiden sie sich voneinander:

For Significance is on Peirce's theory triadic. But an icon is related to its object monadically and an index, dyadically. These relations must therefore be distinct from signification, although iconic and indexical significance depend on them. We have therefore to distinguish between significance, which is a triadic, mediated relation of sign to object, and another relation on which significance depends and which may be less than triadic.⁵³

Short charakterisiert Signifikanz als triadische, vermittelte Relation zum Objekt. Daraus folgt aber nicht, dass auch Signifikation selbst triadisch ist. Signifikation als Zeichenwerdung kann sich auf unterschiedliche Weise in Zeichenstrukturen zeigen, sodass diese Hinweise auf Signifikation geben können: Signifikation kann ihre Kraft dabei vermittelt, unvermittelt, quasi-vermittelt ausüben (und sich dadurch in der Signifikanz sedimentieren). Daher kann auch das Verhältnis von Signifikation und Signifikanz selbst ikonisch, indexikalisch oder symbolisch sein. Kurz: Sprachliche Produkte wie Texte dienen in diesem Verständnis nicht (nur) als Menge an Zeichen, die Bedeutung und Referenz aufweisen. Signifikante Elemente von Texten geben vielmehr Hinweise auf ihre eigene Entstehung, also sowohl den Prozessen als auch der Kraft, die zur Signifikation geführt hat.

Trotz der möglichen Verschiedenheit der Objektrelationen zwischen Signifikation und Signifikanz lässt sich methodisch doch eine Objektrelation hervorheben, die sowohl zur Analyse von Signifikanz und Signifikation als auch für Zeichennutzer*innen (z.B. Interlokutor*innen) prävalent ist: Als Spur der Signifikation ist Signifikanz stets auch indexikalisch. Hier ist der Aspekt der epistemischen Signifikanz prominent, durch dass das Zeichen eine inferenzielle Gliederung erhält, auch in Bezug auf seine Signifikation. Erst in seiner Verweisstruktur zur Signifikation kann Signifikanz seine inferenziellen Relationen entfalten.

Den Akzent bei der Analyse diskursiver Praktiken und Zeichen auf Signifikanz und Signifikation zu legen, ergibt sich aus deren Beitrag zum Zeichen. Insbesondere zwei Aspekte rechtfertigen diese Perspektive. Anstatt von der Repräsentation von (dargestellten oder konstruierten) Sachverhalten oder Objekten auszugehen, setzt Signifikanz bei der Spur der Semiose an. Es geht nicht darum, was Zeichen in Praktiken bedeuten, sondern wie sich deren Schemata und Muster inferenziell entfalten können. Repräsentationen, auch semantische, können dann eine Folge dieser inferenziellen Gliederung sein, müssen es aber nicht. Insofern ist der Begriff der Signifikanz flexibler als Begriffe wie Bedeutung oder Repräsentation. Dies liegt auch daran, dass Signifikanz eben (über Signifikation bzw. die indexikalische Relation zu ihr) durch Kraft initiierte Prozesse veranschaulichen kann.

⁵³ Short, *Peirce's Theory of Signs*, S. 53.

Auch diese müssen sich nicht semantisch sedimentieren, sondern eben auch emotional, affektiv, reaktiv, ästhetisch u.v.m. Insofern setzen Signifikanz und Signifikation vor der Frage der (semantischen oder kognitiven) Darstellung an und bewahren das prozesshafte, normative und inferenzielle von diskursiven Praktiken.

Aus der Berücksichtigung des Verhältnisses von Signifikanz und Signifikation folgt nicht nur eine spezifische Perspektive auf Zeichenprozesse, sondern auch ein methodologisches Programm. Denn wenn Signifikation und Signifikanz in einem kontinuierlichen Verhältnis stehen, dann folgen daraus auch erweiterte Möglichkeiten der empirischen Analyse von Zeichen. Signifikation und Signifikanz dienen dann der Spurensuche von Prozessen und nicht der Darstellung von Sachverhalten oder Objekten.

Die methodologischen Konsequenzen, die aus der Darstellung von Signifikation und Signifikanz folgen, möchte ich kurz anhand der pragmatischen Signifikanz demonstrieren. Pragmatische Signifikanz stellt dabei keine epistemische bzw. diskursive Ergänzung der bereits eingeführten Begriffe dar, sondern ist eine semiotische Qualität, die in sozial-kommunikativen Praktiken Kraft entfaltet. Während epistemische und diskursive Signifikanz als zeichenprozessuale Aspekte also unterschiedliche semiotische Qualitäten erfassen, ist pragmatische Signifikanz eine spezifische Qualität unter anderen Signifikanzen: Sie beinhaltet die „illokutionäre“, als performative Seite von sprachlichen Handlungen.⁵⁴ Es geht nicht um den propositionalen Gehalt und auch nicht um die kommunikative Bedeutung, sondern darum, wie sich die Kraft der sprachlichen Handlung signifikativ sedimentiert.⁵⁵

Ausgangspunkt ist die Tatsache, dass die analytische Beobachtung von sprachlichen Handlungen stets vor dem Problem steht, dass sowohl einzelne sprachliche Handlungen als auch ihre sequenziellen Folgen kommunikations- und handlungstheoretisch unterbestimmt sind: Aus dem Zeichenträger lässt sich kaum eine spezifische sprachliche Handlung analysieren und eine alternative Interpretation der jeweiligen Tätigkeit als Handlung ist eher die Regel als eine Ausnahme. Andererseits werden sprachlichen Handlungen bzw. deren Handlungskraft von Interlokutor*innen in der Interaktion nur selten explizit hinterfragt, was auch ein intuitives und hinreichendes Verständnis von Äußerungen als sprachliche Handlungen hindeutet. Eine Analyse, die an den Tätigkeiten (Äußerungen) als Handlungen ansetzt, muss mit diesem Dilemma umgehen.

Auf Basis des Verhältnisses von Signifikanz und Signifikation kann nun ein anderer Ausgangspunkt zur Analyse gesucht werden, eben einer, der die Signifikanz von Zeichen als Spur der Signifikation versteht. Und es gibt in der sozialen Interaktion tatsächlich immer wieder Momente, in denen Interlokutor*innen ihre

⁵⁴ Vgl. Brandom 2000, aktuell auch diskutiert in Paolo Labinaz, „Brandom’s deontic scorekeeping model and the assertive family.“ In: *Journal of Pragmatics* 128 2018, S. 53-66.

⁵⁵ Eine ausführliche argumentative Hinführung findet sich in Joschka Briese, *Pragmatik der diskursiven Intentionalität. Intentionale Verben, Signifikanz und diskursive Rollen*, Flensburg 2022. Die folgende Darstellung stellt einerseits eine Reduktion der dort präsentierten wissenschaftlichen Erkenntnisse dar, legt aber andererseits einen Schwerpunkt in die methodologische Umsetzung (und erweitert das Modell an einigen Stellen).

Interpretation von Tätigkeiten explizieren und die damit Signifikanz aufweisen: Handlungsbeschreibungen.⁵⁶

Daraus resultiert eine methodologische Hinwendung zu jenen sprachlichen Zeichen, die pragmatische Signifikanz enthalten bzw. auf diese hinweisen. In ihnen sedimentiert sich jene Handlungskraft, die zur Signifikation geführt haben, sodass ich für das Verhältnis von Signifikation (Folge der Handlungskraft) und Signifikanz (pragmatisch) folgende Darstellung vorschlage:

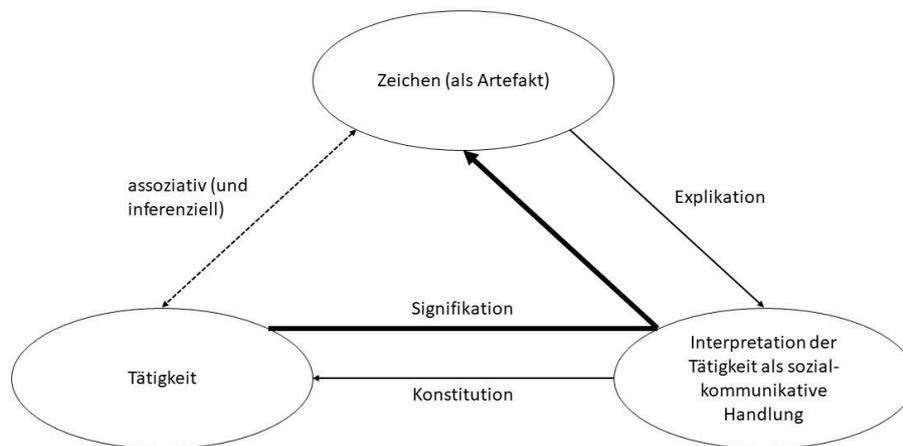


Abb. 2: Methodologie zur Analyse pragmatischer Signifikanz

Der analytische Zugang zur Handlungskraft von Äußerungen soll über die Signifikanz von Zeichen gelingen, die jene Handlungskraft explizieren (Handlungsbeschreibungen). Der Bezug zwischen Zeichen und Tätigkeit ist vermittelt, weil im Rahmen sozial-kommunikativer Praktiken Tätigkeiten nicht aus sich heraus Handlungen sind, sondern in der sozialen Interaktion als solche interpretiert werden müssen: Ihre Gültigkeit als Handlung beruht auf deren Interpretation sowie deren Akzeptanz im Rahmen der sozialen Interaktion.

Über die Explikation der Handlungsinterpretation und der Konstitution der Tätigkeit als Handlung lässt sich nicht nur das Verhältnis von Zeichen und Tätigkeit rechtfertigen, sondern impliziert diese Richtung bereits eine methodologische Orientierung: Explizite Zeichen, die pragmatische Signifikanz aufweisen, können zur Analyse von Handlungskraft verwendet werden.

Dass dieses Verhältnis nicht einfach nur ein metapragmatisches ist, liegt am Verhältnis von Signifikanz und Signifikation. Denn die Explikation der Interpretation einer Tätigkeit als Handlung ist nur möglich, weil die stattgefundenene Tätigkeit als sprachliche Handlung interpretiert werden kann und wurde. Das Zeichen der

⁵⁶ Theoretische Artikel und Analysen zu diesem Thema finden sich in Ulf Harendarski (Hg.), *Reden über andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*, Tübingen 2021.

Handlungsbeschreibung ist eine Konsequenz der Signifikation, da Signifikanz zeichenlogisch auf Signifikation folgt.

Die Folge der Signifikation ist außerdem, dass sich im Rahmen der Interpretation (kognitiv) und dann auch auf Ebene des Zeichens als Artefakt (z.B. Text) Schemata und Muster bilden, die ein assoziatives, aber trotzdem inferenzielles Verhältnis von dem Zeichen als Artefakt und der Tätigkeit selbst ermöglichen.⁵⁷ Kurz: Erst weil es eine musterhafte Interpretation von Tätigkeiten als sprachlicher Handlung gibt, kann es ein Verhältnis zwischen Zeichen und Tätigkeit geben.

Über pragmatische Signifikanz zeigt sich also der Zugang zur Handlungskraft von Äußerungen, der auf einer musterhaften und explizierbaren Interpretation beruht. Dabei wird noch einmal der Unterschied zwischen Bedeutung und Signifikanz offenbar: Unter dem Konzept der Bedeutung wären Handlungsbeschreibungen metakommunikative Äußerungen, die aufgrund ihrer Semantik auf eine Tätigkeit referierten. Unter dem Begriffspaar Signifikation/Signifikanz explizieren Handlungsbeschreibungen die Handlungskraft von Äußerungen, sind also kraftexplikative Zeichenaspekte.

Die Demonstration von pragmatischer Signifikanz als Spur von Handlungskraft exemplifiziert die Konstitution von Zeichen als Element in sozialer Interaktion sowie zur Analyse von durch Kraft initiierten Prozessen in der linguistischen Pragmatik. Es ist anzunehmen, dass andere Signifikationen, die sich als Signifikanz sedimentieren, auch ähnliche Weise analysiert werden können.

5. Fazit

Es gibt eine zeichenanalytische Perspektive, die sich unseren Zeichenpraktiken nicht über Bedeutung, sondern über andere Konzepte nähert. Mit den Konzepten der Signifikanz (epistemisch und diskursiv) und Signifikation stehen Zeichenaspekte bereit, die die Prozesshaftigkeit von Zeichenpraktiken berücksichtigen und sich dieser vonseiten einer musterhaften und inferenziellen Gliederung nähern. Der Aspekt der Signifikanz, so habe ich argumentiert, sollte von zwei Seiten betrachtet werden: Epistemische Signifikanz und diskursive Signifikanz. Epistemische Signifikanz oszilliert zwischen der Diskriminierung von Zeichen aus dem semiotischen Kontinuum und der daraus resultierenden vermittelten Unmittelbarkeit (symbolische Prägnanz) einerseits und der holistischen, vom Zweifel motivierten, inferenziellen Gliederung diskursiver Praktiken andererseits. Diskursive Signifikanz hingegen erfasst eine Mannigfaltigkeit von Zeicheneffekten und -konsequenzen, die sich nicht auf Bedeutung reduzieren lassen. In ihrer Amalgamierung ermöglicht der Begriff Signifikanz, das Prozesshafte und Dynamische des semiotischen

⁵⁷ Diese Annahme wird gestützt durch Marco Mazzone, „An associative account of inference: the development of the prototype.“ In: *Rivista Internazionale de Filosofia Psicologia* 12/1 2021. Mazzone verbindet dort die Konzepte der Assoziation und der Inferenz, da beide auf assoziativen Netzwerken beruhen. Kognitive Prozesse, wie die Verbindung von Tätigkeit auf sprachlichem Zeichen wären demnach automatisch und würden auf Schemata basieren.

Kontinuums offenzulegen. Dies liegt insbesondere daran, dass Signifikanz eine Zeichenkonsequenz der Signifikation ist.

Aus den theoretischen Reflexionen dieses Artikels und den methodologischen Konsequenzen, die ich für pragmatische Signifikanz skizziert habe, kann Folgendes resümiert werden: Zeichen müssen nicht vorrangig über einen Begriff von Bedeutung rekonstruiert werden, auch wenn dieser als einer von mehreren Zeicheneffekten berücksichtigt werden kann. Anstatt Zeichen zu mumifizieren, indem sie als Paare von Form und Bedeutung (einzeln oder musterhaft) definiert werden, kann man über das Begriffspaar Signifikation und Signifikanz den Zeichenprozess analytisch differenzieren. Weil sich Signifikation zudem als Spur in Signifikanzen niederschlägt, kann diese wiederum als Ausgangspunkt für semiotische bzw. linguistische Analysen dienen: Was vermeintlich starr wirkt, z.B. Texte als Handlungsbeschreibungen, haben unter den hier präsentierten signifikanztheoretischen Annahmen einen anderen Charakter: Sie sind ein Zugang zu durch Kraft initiierten Prozessen unserer diskursiven Praktiken.

Literatur

- Antonucci, Elio. „An den Grenzen der Symbolisierung. Eine vergleichende Studie zu den triadischen Phänomenologien Charles S. Peirce und Ernst Cassirer.“ In: Thiemo Breyer/Stefan Niklas (Hgg.). *Ernst Cassirer in systematischen Beziehungen. Zur kritisch-kommunikativen Bedeutung seiner Kulturphilosophie*, Berlin/Boston 2019. S. 7–24.
- Baldwin, James Mark. *Dictionary of Philosophy and Psychology in Three Volumes*. New York/ London 1901–1905.
- Brandom, Robert B. *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a.M. 2000.
- Briese, Joschka. *Pragmatik der diskursiven Intentionalität. Intentionale Verben, Signifikanz und diskursive Rollen*, Flensburg 2022.
- Briese, Joschka/Jonathan Klix. *Sprachliche Handlung und pragmatische Signifikanz intentionaler Verben. Soziale Konstitution von Handlungskraft in der Schülerinnen-Interaktion*, i.E.
- Cassirer, Ernst. *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil. Die Sprache*. Hamburg 2010.
- Cassirer, Ernst. *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil. Phänomenologie der Erkenntnis*. Hamburg 2010.
- Duhem, Pierre. *Ziel und Struktur der physikalischen Theorien*. Hamburg 1998.
- Eco, Umberto. *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*. München 1987.
- Feist, Jim. *Significance in Language. A Theory of Semantics*. New York/London 2022.
- Harendarski, Ulf (Hg.). *Reden über andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen 2021.
- Janich, Peter. „Sprachphilosophie und Informationsbegriff.“ In: Peter Janich. *Kultur und Methode. Philosophie in einer wissenschaftlich geprägten Welt*. Frankfurt a.M. 2006. S. 87–104.
- Krois, John Michael. „Problematik, Eigenart und Aktualität der Cassirerschen Philosophie der symbolischen Formen. In: Hans-Jürg Braun/Helmut Holzhey/Ernst Wolfgang Orth, *Über Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M. 1988. S. 15–44.
- Labinaz, Paolo. „Brandom’s deontic scorekeeping model and the assertive family.“ In: *Journal of Pragmatics* 128 2018. S. 53–66.
- Martin, Bronwen/Felizitas Ringham (Hgg.). *Dictionary of Semiotics*. London/New York 2000.
- Mazzone, Marco. „An associative account of inference: the development of the prototype.“ In: *Rivista Internazionale de Filosofia Psicologia* 12/1 2021. S. 1–15.
- Möckel, Christian. „Symbolische Prägnanz – ein phänomenologischer Begriff? Zum Verhältnis von Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und Edmund Husserls Phänomenologie.“ In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 40/9, 1990. S. 1050–1063.
- Morris, Charles. *Signification and Significance. A Study of the Relations of Signs and Values*. Cambridge 1964.

- Nöth, Winfried. *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart/Weimar 2000.
- Peirce, Charles S. *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Bände 1–6 herausgegeben von Charles Hartshorne und Paul Weiss, Bände 7 und 8 herausgegeben von Arthur W. Burks. Cambridge 1931–35/1958. [hier zitiert als: CP]
- Peirce, Charles S. „Peirce to Welby. March 14, 1909“ In: Charles S. Hardwick (Hgg.). *Semiotic and Significs. The Correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby*, Bloomington/London 1977. S. 109–119.
- Petrilli, Susan. *Expression and Interpretation in Language*. New Brunswick/London 2012.
- Petrilli, Susan. *Sign Studies and Semioethics. Communication, Translation and Values*. Berlin/Boston 2014.
- Petrilli, Susan. „Welby’s Significs, its Development and International Ramifications.“ In: Peter Pericles Trifonas (Hg.). *International Handbook of Semiotics*. Heidelberg 2015. S. 217–235.
- Petrilli, Susan. *Victoria Welby and the Science of Signs. Significs, Semiotics, Philosophy of Language*. New Brunswick/London 2015.
- Petrilli, Susan. *Challenges to Living Together. Transculturalism, Migration, Exploitation. For a Semioethics of Human Relations*. Sesto San Giovanni 2017.
- Posner, Roland/Klaus Robering/Thomas A. Sebeok (Hgg.). *Semiotik/Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur, 4 Teilbände*. Berlin/New York 1997–2004.
- Sbisà, Marina. „Uptake and Conventionality in Illocution.“ In: *Lodz Papers in Pragmatics* 5.1 2009. S. 33–52.
- Schmitz, Walter H. „Lady Welby über Zeichen und Bedeutung, über Kontext und Interpretation.“ In: *Kodikas/Code* 36/3-4 2013. S. 193–201.
- Sebeok, Thomas A. (Hg.). *Encyclopedic Dictionary of Semiotics*. Berlin/New York 1986.
- Short, T.L. *Peirce’s Theory of Signs*. Cambridge 2007.
- Stetter, Christian. *System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft*. Weilerswist 2005.
- Stjernfelt, Frederik. *Sheets, Diagrams, and Realism in Peirce*. Berlin/Boston 2022.
- Waldenfels, Bernhard. „Zeichen und Phänomene“, In: *Zeitschrift für Semiotik* 36/1-2, 2014. S. 175–196.
- Welby, Victoria Lady. „What Does It Signify?“ In: Charles S. Hardwick (Hgg.). *Semiotic and Significs. The Correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby*. Bloomington/London 1977. S. 182–184.
- Welby, Victoria Lady. *What is Meaning? Studies in the Development of Significance*. Amsterdam/Philadelphia 1983.

Impressum



**Schriften zur
Kultur- und Mediensemiotik**
Virtuelles Zentrum für kultursemiotische Forschung



Open Access Journal | OJS & Print on Demand

**Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik | Online und
SKMS | Open Access Papers**

sind zusammen mit der Printreihe ***Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik***
im Marburger Verlag Schüren Publikationen des
VIRTUELLEN ZENTRUMS FÜR KULTURSEMIOTISCHE FORSCHUNG (VZKF)
und werden herausgegeben von Martin Nies.

SKMS | Online erscheint in Kooperation mit der Universitätsbibliothek Passau im Open Access in
Open Journal Systems und auf der Webseite www.kultursemiotik.com.
In *SKMS | Open Access Papers* werden Sonderausgaben von Einzelbeiträgen veröffentlicht unter:
<https://www.kultursemiotik.com/forschung/publikationen/open-access-papers/>

ISSN 2364-9224

Verantwortlich für die Inhalte der Beiträge sind die Autor*innen.

© 2024 | **VZKF**
www.kultursemiotik.com
Alle Rechte vorbehalten

Herausgeber / Redaktion
Prof. Dr. Martin Nies
Europa-Universität Flensburg
Fakultät II
Institut für Germanistik
Abteilung Literatur- und Medienwissenschaft

Auf dem Campus 1
24943 Flensburg
Germany

Email: redaktion@kultursemiotik.com

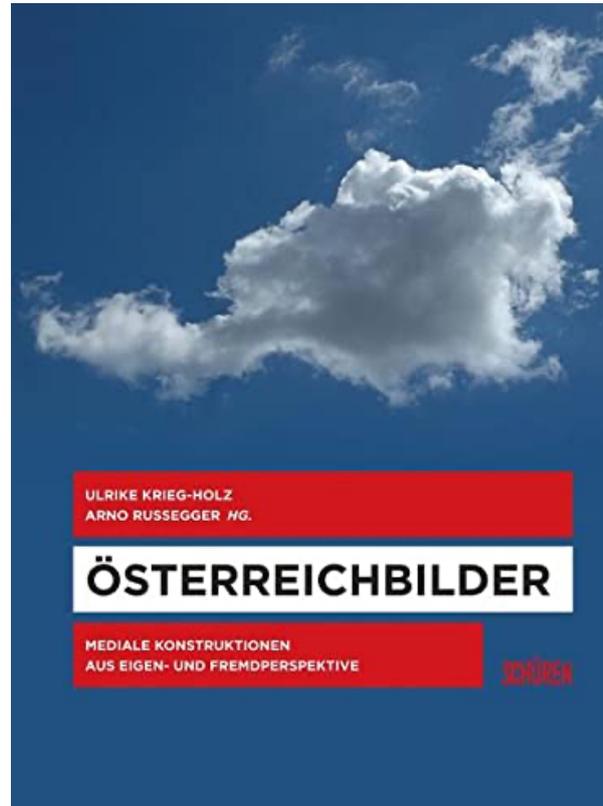
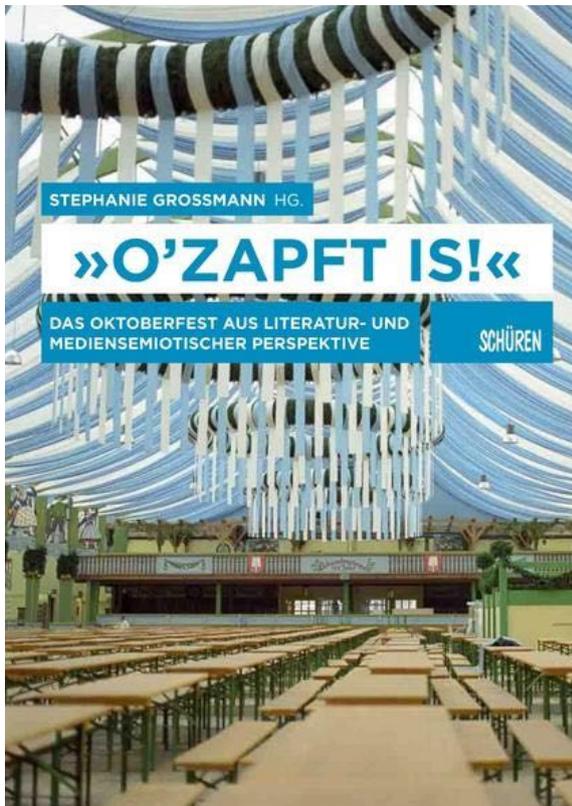
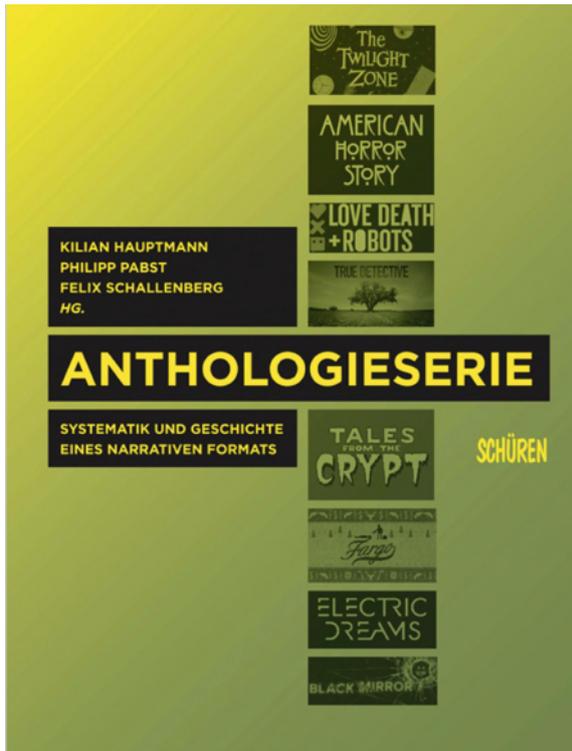
Titelübersicht – Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik

Printreihe | Verlag Schüren



SCHÜREN

Neuerscheinungen



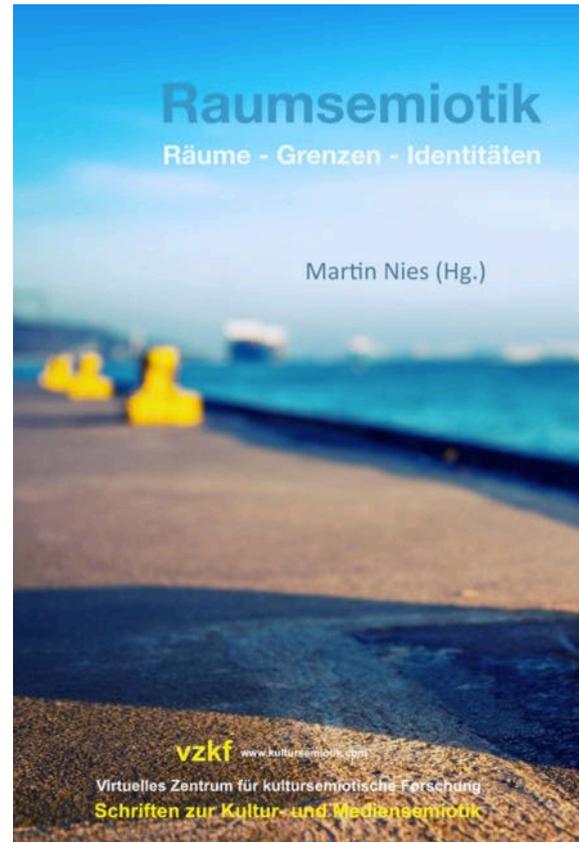
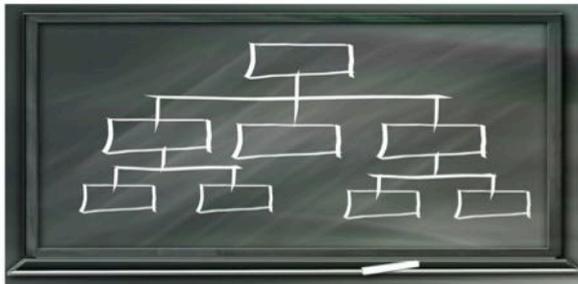


**Schriften zur
Kultur- und Medientsemiotik**
Online | No. 3/2017 – Sonderband

Herausgegeben von Martin Nies

Semiotik und Arbeitswelt

Zeichentheoretisch basierte Praktiken
in Medienproduktion, Kulturvermittlung,
Produktvermarktung und Unternehmensführung





Alle Ausgaben sind im full Open Access auf www.kultursemiotik.com und in Open Journal Systems erhältlich.

